Digitized by Google

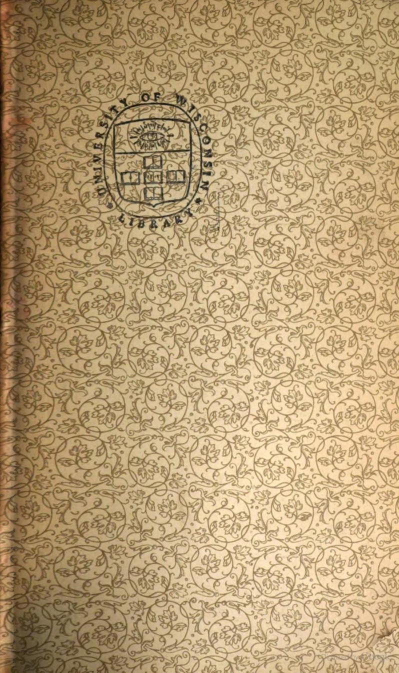
University of Wisconsin
Library

CLASS

BOOK

PRESENTED BY
F. A. Brockhaus
Leipzig

Digitized by Google


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Berühmte deutsche Frauen.

Erster Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

52.780
MAR 26 1900

E47
ST4

Vorwort.

Keine Biographien sollen diese Darstellungen sein, keine historischen Aufsätze in strengem und belehrendem Styl, sondern Bildnisse an die bunte Teppichwand des Jahrhunderts geheftet, in einem Rahmen, wie er dem jedesmaligen Portrait zukommt, bald barock, bald zierlich, bald ein einfacher Goldleisten, immer aber im Zusammenhange mit den Ornamenten des Saals, mit dem Schmuck des Amöblements, mit dem Muster des Teppichs. Das Jahrhundert bleibe dem Beschauer immer gegenwärtig: neben den einzelnen Gestalten laufe noch immer die Arabeske der Zeit fort, ja die einzelnen Gestalten seien nur Ausläufe und Endknospen der Arabeske. So hat's der Autor mit

Digitized by Google

diesen Bildnissen gemeint. Wir besitzen, obgleich nicht sehr zahlreich, Biographien über die meisten dieser Frauen, es wäre die Aufgabe des Historikers, diese mangelhaften Aufsätze zu ergänzen, kritisch das Gegebene zu beleuchten, das Fehlende zu ergänzen; aber diesen Zweck hatte der Sammler und Aufsteller dieser Bilder nicht vor Augen; ihm lag es daran, neben der gewissenhaften Zusammenstellung der Facta auch die Blüthenfrische des ehemaligen Lebens wieder herzustellen. Eine Biographie darf kalt, trocken, selbst gewissermaßen geistlos sein, und erfüllt dennoch ihre Aufgabe; ein Portrait muß neben der materiellen Wahrheit, durch ursprüngliches Leben, durch vibrirenden Reiz, durch Süße und Lieblichkeit des Ausdrucks fesseln, interessiren, erfreuen. Thut es das nicht, so ist's mißlungen. Ein Biograph braucht kein Bildnißmaler zu sein, ein Bildnißmaler muß aber nothwendig zugleich Biograph sein, wenn auch kein schulgerechter, strengkritischer. Ihm ist die Lebendigkeit seines Bildes die Hauptsache, jenem die Treue; ihm sind tausend Dinge wichtig, die zur

Digitized by Google

Verstärkung des Ausdrucks, zur Förderung der größern Lebendigkeit dienen, er geht mit Liebe auf Nebendinge ein und schildert tausend kleine Details der Zeit, immer im Streben, seinem Hauptbilde frischeren Reiz zu verleihen; dem wissenschaftlichen Biograph ist's nur ums Factum zu thun, um die Feststellung eines Datums, die Beseitigung eines historischen Zweifels. Nicht die geschwungene Linie der Schönheit, sondern die gerade mathematische Linie, die am schnellsten und sichersten zum Zielpunkte führt, ist ihm die liebste. Um sprechend ähnliche und belebte Bildnisse zu malen, muß man etwas vom Dichter in sich haben, um gute Biographien zu schreiben gehört's nur, daß man ein gebildeter und gewissenhafter Kritiker und Sammler sei. Aus diesen Erörterungen folgt, daß dieses Buch nicht bestimmt ist in die Hände der Gelehrten vom Fach zu gelangen, sondern der Gunst des größern gebildeten Publikums anempfohlen wird, besonders den Frauen, die sich an den Gestalten der berühmten ihres Geschlechts erfreuen mögen, bald lächelnd über diesen oder

Digitized by Google

jenen seltsamen Zug, der heutzutage eher Spott als Ruhm zur Folge haben würde, bald wahrhaft angeregt und zur Nachfolge begeistert durch große Tugenden und liebenswürdige Eigenschaften einer mit vollem Recht Berühmten. Hier und da sind die Bildnisse so aufgefaßt, daß auch die kokette Tracht, die seltsame Mode des Jahrhunderts, ein Blumenbouquet, ein schief aufgesetztes Hütchen, eine gepuderte Locke und ein Schönpflästerchen gerade sichtbar genug werden, um unseren schönen oder berühmten Zeitgenossinnen ein Lächeln über ihre Schwestern aus dem achtzehnten Jahrhundert zu entlocken: auch dies gehört zu dem, was wir früher über die Lebendigkeit eines Portraits sagten. Es ist die malice blanche des Portraitmalers, die das Recht jedes selbständigen Malers ausmacht, wenn er sie nur gehörig versteckt zu üben versteht, so daß man ihm nicht offener Bosheit anklagen kann. Befriedigt wird der Sammler und Aufsteller dieser Bildnisse sein, wenn dem Beschauer ein treffendes, wenn auch flüchtiges Bild des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, dieses

Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, voll Geist und Schönheit, aufgeht. Dahin ist hingearbeitet worden. Wir haben keine Memoirensammlungen, wie die Franzosen und Engländer, wir haben keinen St. Simon und keinen Chesterfield, der mit uns den Gang durch die Säle des glänzenden Jahrhunderts machte, um so mehr ist's Pflicht desjenigen, der die Glanzpunkte jener Tage darzustellen sich bemüht, der die beliebtesten und gefeiertsten Schauspielerinnen jener Zauberbühnen neu belebt und vorführt, daß er alle Mittel anwende, um nicht allein die einzelne Gestalt, sondern auch ihre ganze Umgebung dem Auge des Lesers mit jener Lebendigkeit vorzuführen, die ihn den Mangel an geistvollen und lebensfrischen Memoiren nicht fühlen läßt. Es wäre eine Thorheit, das Leben der Markgräfin von Baireuth, Friedrich des Einzigen Schwester, zu schildern, denn sie hat es selbst schon gethan, und zwar mit der größten Frische und Lebendigkeit der Auffassung; hätten wir über unsere anderen berühmten Frauen ähnliche Memoiren, so wäre ein solches

Buch, wie das vorliegende, nicht allein überflüssig, sondern es könnte nur schädlich wirken, indem es schlecht wiederholte, was sehr gut im Original schon vorhanden ist, und vom Genuß der Quelle abhielte.

Inhaltsverzeichniß des ersten Theils.

Seite

Gräfin Aurora Königsmark 1
Fürstin Amélie Galitzin 73
Anna Louise Karsch 115
Angelika Kaufmann 163
Elisabeth Mara 201
Frau von Krüdener 291
Caroline Neuber 373

Digitized by Google

Gräfin Aurora Königsmark.

Digitized by Google

Gräfin Aurora Königsmark.

Um das Bild dieser berühmten Geliebten Königs August des Starken, die Voltaire die merkwürdigste Frau zweier Jahrhunderte nennt, dem Beschauer in das rechte Licht zu stellen, ist es unumgänglich nöthig einige von ihren Ahnen vorher flüchtig zu skizziren. Es sind interessante Gestalten darunter, Gestalten, welche die geschichtlichen Costüme zweier Jahrhunderte auf anziehende und für die Forscher belehrende Weise tragen; sie bilden einen Zug, der von der Grenze des dreißigjährigen Kriegs bis zu der des siebenjährigen herüberschreitet. Wahrlich, einen Verlust für deutsches Wissen kann man's nennen, daß wir so wenig Familiengeschichten besitzen. Hier ist eine, die, wenn auch flüchtig, bald aus diesem, bald aus jenem Archiv zusammengetragen, dennoch den vollen Reiz solcher Urkunden besitzt und Blicke in das innerste Leben der Zeit thun läßt. Wir sehen ein stolzes, reiches

Geschlecht mit großem Geräusch über die Bühne der Welt gehen; die Männer entweder Helden oder Abenteurer, die Frauen entweder keusche Vestalinnen, treffliche Matronen, oder reizende Verführerinnen, anmuthig herumirrende Unheilstifterinnen. Ewig Tumult, ewig Intriguen, Prozesse und Geldnoth; stets befindet sich eine ganze Abtheilung der Familie auf Reisen, man kommt nie zur Ruhe, aber das ist's gerade, was diese seltsame Sippschaft interessant macht. Wir lernen durch sie fast das ganze damalige Europa kennen, sogar etwas von Asien und Afrika; der Türkenkrieg, die polnische Revolution, die deutschen Zwistigkeiten, alles findet seinen Platz; der Luxus und die Sittenzerrüttung der kleinen und großen Höfe wird lebendig vor unseren Augen, und tausend lustige Scenen, ärgerliche Klatschereien, in welchen irgend ein Glied der ewig beweglichen Familie verwickelt ist, lärmen und rauschen vor unseren Ohren. Aber auch das Entsetzen, der geheime Mord, die teuflische Intrigue, die unter parfümirten Manschetten versteckte blutige Mörderhand — auch sie kommen zum Vorschein und füllen die Blätter unserer Familienchronik.

Der alte Marschall Königsmark ist der Ahnherr des Hauses, der Schöpfer des Reichthums und der Macht der Familie. Dieser alte Herr besteht vor dem Richter-

stuhl der Moral sehr schlecht. Er war im Kriege ein unermüdlicher Plünderer, ein nie rastender Beutemacher, ein schlauer und brutaler Degenknopf. Von Freiheit und Poesie, von dem chevaleresken Parfüm der Sitten, wodurch sich das Geschlecht auszeichnete, trifft man bei diesem alten Unheilstifter noch keine Spur. Es ist merkwürdig und zugleich betrübend zu sehen, wie er mit seinen zahllosen Feinden fertig wird. Er kommt nie zur Ruhe, und wenn auch die Fürsten, denen er dient, Frieden schließen, er fängt auf eigene Faust Krieg an.

Wir sehen ihn im Tumult des dreißigjährigen Kriegs sich herumtreiben. Welch ein Schauplatz für einen kecken und wenig scrupulösen Soldaten! Unter den berühmten schwedischen Helden, neben Horn, Wrangel, Banner und Torstensohn, nimmt er auch einen Platz ein, der Himmel weiß mit welchem Rechte; denn die Weisheit und Größe dieser Männer war ihm nicht zu Theil geworden, nur die soldateske Tapferkeit scheint er in hohem Grade besessen zu haben.

Im Jahre 1600 auf einem Familiengute in der Mark geboren, nimmt er noch in jungen Jahren kaiserliche Dienste unter dem Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, den das Gerücht den Mörder Gustav Adolphs nennt. Als dieser heldenmüthige König 1630 in Deutschland erscheint, verläßt Königsmark die kaiserlichen Dienste

und geht zu den Schweden über. Hier fängt er nun an, seine Talente zu entwickeln. Mit selbstgeworbenen Heerhaufen durchzieht er Niederdeutschland, Böhmen und Schlesien, dergestalt plündernd, mordend und sengend, daß er den schwedischen Namen zum Schrecken der Welt macht. Böhmen blieb aber sein vorzüglicher Tummelplatz.

Der Abschluß des westphälischen Friedens kümmerte ihn wenig. So zog er vor die Reichsstadt Bremen und belagerte sie förmlich. Alle Welt schrie darüber, die Kabinette Frankreichs und Schwedens erhoben Klagen auf Klagen, und zu gleicher Zeit luden der Senat von Stockholm und das Reichskammergericht den Unruhstifter vor ihre Schranken. Er kam nicht. Der Uebermuth eines glücklichen Soldaten gegenüber den rechtlichen Einrichtungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, diese bitterste Frucht, die uns die Kriege bringen, machte sich in seiner ganzen Schärfe schon bei unserm Helden geltend. Endlich begab er sich nach Stockholm und stimmte durch passende Geschenke, einen kleinen Theil seines Raubes, die Königin Christine zu seinen Gunsten um. 1650 wohnte er der Krönung dieser Fürstin bei, und sie machte ihn zum Statthalter des Fürstenthums Verden und des Herzogthums Bremen. Als Fürststatthalter schlug er seinen Sitz in Stade auf und baute ein präch-

tiges Schloß daselbst, das er zu Ehren seiner Gemahlin, eines deutschen Fräuleins, Agathenburg nannte.

Alles dieses misfiel am Hofe zu Stockholm sehr. Die schwedischen Großen konnten so viel Gunst und Glück einem Ausländer nicht vergeben, sie zettelten unaufhörlich Kabalen an, aber der alte Haudegen war der rechte Mann, um über Hofintriguen zu siegen. Er gab Geld her, wo er käufliche Naturen fand, er schlug zu, wenn er Schwächlinge vor sich sah, und so abwechselnd mit Degen und Ducaten schaffte er sich an dem gelehrten Hofe Christinens Platz und galt zuletzt, was das Befremdendste ist, sogar für einen Beschützer der Wissenschaften. Er, der die herrlichen Kirchen Prags mit wahrhaft vandalischer Wuth geplündert hatte, dessen Soldaten zerschlagen und zertrümmern mußten, was sie nicht fortführen oder verkaufen konnten, er saß in der Akademie zu Stockholm und vertheilte gnädig fürstliche Preise für Künstler und Gelehrte und sprach in den kleinen Abendgesellschaften Christinens ein Wort mit, wenn über die Verse Tibulls gestritten, oder ein alter classischer Autor citirt wurde.

Dergleichen wiederholt sich auch wohl jetzt, aber doch nicht mit dieser naiven Unverschämtheit. Die Wissenschaft, die sich damals noch nicht emancipirt hatte, bettelte an den Thüren der Großen um Gunst, und so

kam es denn auch, daß rohe Krieger ihre Protectoren wurden und sich mit academischen Titeln schmücken durften. Dadurch suchten sich diese bedrängten Vereine vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Sie erreichten nicht immer ihren Zweck. Wenn ein brutaler Krieger Lust spürte, sich oder Anderen ein besonderes Schauspiel zu bereiten, so mußten jene armen Pedanten herhalten, und mehr als einmal geschah es in jenen Zeiten, daß gelehrte Männer, wenn sie wissenschaftliche Reisen antraten, von einem der kleinen Höfe eingefangen wurden, um an demselben als Hofnarren zu figuriren. Nur mit Zittern traten die gefährdeten Männer ihre Wanderungen an; immer mußten sie fürchten, daß die Locken ihrer majestätischen Perücken sich in Schellen verwandeln könnten. Sie riefen daher den Charlatanismus zu Hülfe, und versuchten es, durch einen erborgten Nimbus von übernatürlichen Kräften die rohe und spottsüchtige Gewalt im Zügel zu halten. Jetzt kam die Reihe, die Rolle der Narren zu spielen, an die Fürsten; Goldmacher und Sterndeuter betrogen sie und rächten die verfolgten Collegen.

In diesem Kriege, den die materielle Gewalt mit der Intelligenz führte, spielte unser alter Marschall ebenfalls eine Rolle, und er war schlau genug, es mit keiner dieser Mächte zu verderben. Die fruchtbringende

Gesellschaft nahm ihn in ihren Schoos auf und er führt in ihren Registern den Namen des „Streitenden.“

So ging denn dieser alte Knabe mit Ruhm bedeckt zu Grabe. Er hinterließ der Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern, ein colossales Vermögen für die damalige Zeit, er übergab ihr Landgüter und Schlösser und den Grafentitel. Das hieß nicht umsonst gelebt haben. Die Flüche, die an diesen zusammengeplünderten Schätzen hafteten, verhallten in die Luft, nur die Ehre, der Ruhm und das marmorne Denkmal blieben. Bei meinem Aufenthalte in Stockholm zeigte man mir sein Bild, und ich fand, daß es lebhaft an Peter den Großen erinnert. Ein kostbares Werk mit vielen Bildern und Documenten, das die Thaten dieses Mannes beschreibt und die Mythologie plündert, um Bezeichnungen und Vorbilder zu seinem Helden zu finden, erhielt sich noch lange in der Familie. Prag bewahrt ein anderes Denkmal; es bestand in Trümmerhaufen und Blutspuren. Man schreckte die Kinder mit dem Namen Königsmark wie in Deutschland mit dem Knecht Ruprecht. Das schwedische Document und das prager ergänzen einander.

Graf Karl Johann folgt jetzt, ein Enkel des Vorigen. Der alte Marschall hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Otto Wilhelm, bei der Belagerung von Negro-

ponte, der mittlere, Johann Christoph, in noch jungen Jahren durch einen Sturz vom Pferde, und der älteste, Curt Christoph, der Vater Karl Johanns, Philipp Christophs und der beiden Schwestern Aurora und Emilie, bei der Belagerung von Bonn starb. Die Familie hatte unterdeß ihr Ansehen noch erweitert. Dieser Vater Karl Johanns und unserer berühmten Aurora war mit Christina Wrangel vermählt, einer Tochter des Marschalls Hermann Wrangel, der seinerseits wieder eine Prinzessin von der Pfalz geheirathet hatte. Hierdurch war die Familie mütterlicher Seits mit Fürstenhäusern in Deutschland, väterlicher Seits fast mit dem ganzen Adel Schwedens verbündet. Man sieht, wie glänzend die Laufbahn sich geebnet zeigte, die diesem jungen Geschlecht beim Beginn seiner Lebenswanderung vom Schicksal vorgezeichnet war. Leider sollte jedoch von den Kindern Curt Christophs kein einziges das Ziel eines glücklichen und späten Alters erreichen, und es war bestimmt, daß der Stamm mit diesem so günstig Ausgestatteten aussterben sollte. Wir fassen für's Erste Karl Johann in's Auge.

War der alte Marschall nicht viel mehr als ein braver Soldat, ein kecker Beutemacher, so war sein Enkel schon mit der Poesie seines Standes bekleidet; er war ein vollkommener Ritter des siebzehnten Jahrhun-

derts, ein moderner Roland, unerschöpflich thätig in Liebes= und Waffenabenteuern, jung, schön, tapfer, verführerisch und ein übermüthiger Aristocrat. Der schwedische Hof, der sich damals in einer Krisis befand, an welchem sich die Parteien zankten und der Reichstag endlose Reden hielt, gab dem jungen Wildfang, der sehr früh den Schulbänken der Ritteracademie zu Stade entflohen war, wenig Aussicht zu glänzenden Thaten. Er ging nach Paris und dort, wo er seinen Oheim Otto Wilhelm fand, stürzten sich Oheim und Neffe in die galanten und gefährlichen Abenteuer der Hauptstadt. Der Oheim wurde dieses Lebens nicht überdrüssig, wol aber der Neffe. Ein kühner Geist waltete in dem jungen Körper, ein Ideal von Ruhm und Thatenglanz stand unverrückt vor seiner Seele.

So sehen wir denn den kaum achtzehnjährigen Jüngling nach Malta übersegeln, um seine Dienste dem Ordensmeister gegen die Barbaresken anzubieten. Auf einer der Ordensgaleeren zeigt er eine so verwegene Tapferkeit, einen so glänzenden Muth, daß der Orden, bestürzt und erfreut, sich bereit erklärt, ihn in seine Mitte aufzunehmen. Aber Graf Karl Johann ist Protestant, er zeigt auch nicht die geringste Bereitwilligkeit, dem Glauben seiner Väter zu entsagen, noch weniger ist bei ihm irgend eine Neigung sichtbar, das Gelübde der Keuschheit

abzulegen. Dennoch erhält er das Ordenskreuz, und Raphael Cotonerus, der Ordensmeister, umarmt den jungen Helden öffentlich vor dem versammelten Capitel der Ritter. Jenes Kreuz und diese Umarmung sind Ehrenbezeugungen, die die Welt staunen machen, da sie von einem streng katholischen Orden einem Ketzer erwiesen worden. Welchen Glanz mußte diese Auszeichnung dem jungen Schweden verleihen! Unsere Zeit hat Mittel gefunden, jeden Orden frivol und fast alle werthlos zu machen. Nur eine bewegte Zeit der Thaten kann diesen kleinen Zeichen, die sonst wie eine Ironie der Fürstenlaune aussehen, einen bleibenden Werth verleihen.

Unser ritterlicher Abenteurer ging nunmehr von Malta nach Rom, nach Florenz, und der alten Stätte verliebter und gefährlicher Intermezzos, nach Venedig. Dieser Stadt der Masken und der Dolche, wo Melpomene, vereint mit Arlequin, die Säulenhallen durchzieht, trug auch der junge Schwede den Zoll der Jugend und des Muthes ab. Hier war es, wo er eine junge Gräfin Southampton kennen lernte, die sich entschloß, ihre Reichthümer und ihre Familie im Stich zu lassen, und ihm in Pagenkleidern überall hin zu folgen. In den Briefen Charlottens von der Pfalz, der Mutter des Regenten, Herzogs von Orleans, wird dieser romantischen Liebschaft gedacht, und zwar in jener anstößigen derben Weise, wie es die Herzogin liebte.

Die Stelle lautet: „Ma chère princesse (Karoline von Wales, geborene Markgräfin von Anspach), ich will Ihnen etwas auch in aparter Manier schreiben. Ich habe einen Grafen Königsmark gekannt, dem war eine junge englische Dame in Pagenhosen nachgelaufen. Er hatte sie bei sich zu Chambor, und weil kein Platz für ihn im Schlosse war, hatte er ein Zelt im Walde aufschlagen lassen und logirte darinnen. Auf der Jagd erzählte er mir seine Aventüre. Ich hatte Curiosität, den Pagen zu sehen, und ritt zu seinem Zelte; er rief den Pagen und präsentirte ihn mir. Ich habe in meinem Leben nichts Artigeres, als das Mädchen in Pagenkleidung war, gesehen; sie hatte schöne große braune Augen, ein artiges Näschen, einen schönen Mund voller schönen Zähne, denn sie lachte wie sie mich sah; sie merkte wohl, daß der Graf mir alles erzählt hatte. Sie hatte ihre eigenen Haare, braune mit großen Bouklen. Wie er von Chambor wegzog und nach Italien reiste, kam die Wirthin in einem Wirthshause gelaufen und schrie: Monsieur, courez vite là-haut, votre Page accouche! — Sie bekam ein Töchterchen. Man steckte Mutter und Tochter in ein Kloster zu Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für sie gesorgt; er starb aber in Morea und der Page hat ihn nicht lange überlebt; sie ist wie eine Heilige gestorben. Das Töch-

terchen hat ein Freund vom Grafen, Madame de Montespans Neveu, versorgt; nach dessen Tode hat der König dem armen Mensch eine Pension gegeben. Ich glaube, sie ist noch im Kloster.“

So weit die alte originelle Dame, die mitten in der verfeinerten Hofsphäre Ludwigs XIV. nicht müde wurde, ihr deutsches Sauerkraut zu speisen und in Manieren und Sprache die deutsche Hausmutter zu spielen. — Der Graf ging von Venedig nach Madrid, dann hielt er sich in Holland einige Zeit auf, auch in Hamburg, kam dann an den Hof zu Stockholm, wo er mit den Anerbietungen, die man ihm machte, nicht zufrieden war, dennoch aber, wieder durch Fraueneinfluß, sich bestimmen ließ, eine diplomatische Sendung nach Windsor an den König Jacob II. zu übernehmen.

In England stellten ihm die Verwandten der Gräfin Southampton nach, verwickelten ihn in Zweikämpfe, und selbst der Gefahr einer Vergiftung war er ausgesetzt. Auf den Rath des Königs, der sich väterlich für ihn interessirte, verließ er Englands Boden, um sich auf der Flotte einzuschiffen, die nach Afrika bestimmt war, um Tanger zu belagern. Die Schiffe wurden durch widrige Winde zurückgehalten, und der ungeduldige junge Held nahm durch Frankreich und Spanien seinen Weg, um rasch vor Tanger anzulangen. Hier

erntete er wieder Ruhm und Waffenehre. Die darauf folgenden Jahre werden in beständigen Kriegszügen hingebracht. Dreimal kehrt er nach Afrika zurück, wir finden ihn auf der britischen Flotte vor Algier, dann in Madrid, dann in Holland, in England, in Deutschland.

An der Spitze eines selbstgeworbenen französischen Regiments sehen wir ihn Courtrai belagern, wo er verwundet wird, aber dennoch bald darauf in rapidem Marsch nach Catalonien eilt, um das französische Heer mit dem Ruhm seiner Waffen zu unterstützen. In venetianische Dienste eingetreten, nimmt er unter dem Oberbefehl seines Oheims, Otto von Königsmark, an der Belagerung von Navarin und Modon Theil, und die gefahrvolle Unternehmung bei Argos zählt ihn mit unter die heldenmüthigsten Krieger.

Hier war jedoch seiner Laufbahn ein Ziel gesetzt. Nicht dem Schlachtentode fiel er zum Opfer, sondern einer Seuche, die ihn nach kurzem Schmerzenslager im Monat August 1686 in Morea dahinraffte. Er hatte noch nicht sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendet. Seine sterblichen Ueberreste, mit denen seines Oheims, der bald nach ihm ebenfalls den bösen Einflüssen des Klimas unterlag, wurden in die Familiengruft nach Stade gebracht. So war dieses Epos beschlossen, dessen Held so viel Gefahr, Liebe und ritterliche Tugend der

Welt gezeigt hatte. Das damalige Europa hatte auf seinem Welttheater einen hübschen Schauspieler weniger, die Paläste und Fürsten sahen aus ihren Räumen eine elegante Figur verschwinden, die Putzgemächer und Schlafkabinette der Frauen verloren ihren keckſten und siegreichsten Eindringling. Auch mit den Musen hatte er sich abgegeben, und zwar nicht auf eine so gezwungene und zweifelhafte Weise wie der alte Marschall, sein Großvater.

Welche Thränen und Seufzer mögen dem Sarge gefolgt sein, der seine Reise von Morea nach Stade antrat! Wie manches junge Herz in der Klosterzelle, im Palast und in der Hütte mag bei der Trauerbotschaft schmerzlich und krampfhaft sich zusammengezogen haben! Wir haben hierüber keine Nachrichten, und ohne die plauderhafte Feder der alten Prinzessin von Orleans wüßten wir nicht einmal die anmuthigen Details von dem Pagen. Auf diesen Pagen zurückzukommen, so starb er — oder sie — wie eine Heilige; so sagt uns nämlich unsere Berichterstatterin. Die Tochter, die ebenfalls im Kloster erzogen wurde, verlor ihre Pension, als Ludwig XIV. starb, und unter dem Namen einer Mademoiselle d'Holland trat sie in die Welt, vermählte sich mit einem gewissen Chevalier de Cavado, der ihr eine Rente von 40,000 Livres zusicherte, und hatte spä-

ter die Undankbarkeit, die Schwestern ihres Vaters, Aurora und Emilie, in einen Proceß über die Nachlassenschaft des Grafen Königsmark, ihres Vaters, zu verwickeln. Der Proceß schlug nicht zu ihren Gunsten aus; dennoch verstieß Aurora, in angeborener Milde, dieses Kind der Liebe ihres Bruders nicht; sie that für dasselbe was nur in ihren Kräften stand.

Philipp Christoph war ein Bruder Karl Johanns, und ihm in sehr vielen Charaktereigenschaften ähnlich, an körperlichen Vorzügen ihn jedoch übertreffend. Wenn wir einem Portrait Glauben schenken wollen, das aus der Nachlassenschaft Aurora's stammt und sich jetzt im Privatbesitz in Dresden befindet, so glich er seiner schönen Schwester und vereinigte in seinen Gesichtszügen denselben Liebreiz mit demselben Adel und Geist. Die gewinnende Anmuth der Schwester war auch ihm eigen, aber sein Scherz war nicht so unschuldig, seine Spöttereien nicht so harmlos; er war muthwillig und boshaft, und da seine Keckheit sich keine Grenzen setzte, so ist ein großer Theil seines Misgeschicks dieser gefährlichen Gabe, die die Welt liebt, aber zugleich verfolgt, beizumessen. Er wich hierin von seinem Bruder ab, der auch darin das wahre Bild des chevalier sans peur et sans reproche war, daß er nie über Frauen oder zarte Verhältnisse spottete,

was Philipp gern that, wenn es galt, einen schläfrigen Hofcirkel zu beleben und die Fürsten lachen zu machen.

Das Schicksal dieses jungen Mannes, der als der Letzte seines Stammes fiel, ist ein wundersam schauerliches; es tauchen in demselben alle dunkelen Schrecken der Mordlust des Mittelalters auf, um sich mit dem feinen Gifthauch der modernen Intrigue des achtzehnten Jahrhunderts zu vereinigen. Noch weiß man nicht gewiß, wo und wie diese glänzende Erscheinung sich verlor, auf welche Weise ein junger Mann endete, der reich, übermüthig, angesehen, von den Fürsten geliebt, dem mächtigsten Adel entsprossen, seine Laufbahn begann. Sein Grab ist mit grausenhaftem Dunkel umhüllt. Tausende haben darnach geforscht und es nicht finden können. Seine unglückliche Schwester setzte ganz Europa in Bewegung, um das Geheimniß dieses Verschwindens aufzuklären; umsonst. Noch jetzt ist die Gruft, in welcher Philipp Christoph von Königsmark verschwand, eine von jenen mysteriösen Grabstätten, deren die Geschichte mehre zählt, ein Grab, das weder Mitwelt noch Nachwelt zu bezeichnen weiß, auf das keine Thräne der Andacht, kein Gebet des Gläubigen niedersank. Es steht ein altes Schloß in Deutschland; es geht eine Sage, daß man dort vor einem Jahrhundert zurück unter dem Parketboden eines Schlafgemachs ein männ-

liches Skelet gefunden habe. (Reminiscences d'Horace Walpole. Paris 1826.) Dies, behauptet man, waren die Ueberreste jenes Unglücklichen, aber historisch gewiß ist es keineswegs.

Nichts charakterisirt die Höfe des siebzehnten Jahrhunderts und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts mehr als Thatsachen, wie wir jetzt eine berichten wollen. Welch ein Drama, abwechselnd Trauerspiel und Posse! Welch ein Durcheinander von Leidenschaften! Wie hört man an alle Thüren den Finger der Intrigue klopfen, wie schleicht die langen halbdunkeln Corridore entlang der verlarvte Amor, eine in parfümirte Spitzen und blutige Flore gehüllte Muse hinter sich schleppend! Wie rauscht im Saale der Tanz, wie fliegen auf silbernen Sohlen die berauschten Tänzer, wie tummelt sich der Maskenzug, indeß im einsamen Gemach die Sorge sitzt und der fahle Liebeskummer! Diese alten Schlösser mit ihren goldbrokatenen Wänden, ihren heimlichen Tapetenthüren, ihrem summenden Schwarm von Gästen, wie wunderlich stehen sie da, wenn wir sie aus der Ferne unsers kalten, geregelten, anständigen Jahrhunderts betrachten! Welche Glut schimmert aus diesen verhüllten Fenstern, die auf dunkle rauschende Bäume des Parks niederschauen, rothe Lichter auf die weißen Schultern und Hüften der Statuen werfend! Still!

die Mandolinen girren, die Flöten kosen, durch die Taxusgänge des Parks flattert verbuhlte Seide, koketter Flor. Das schamhafte Blut der jungen Rose leuchtet im Dunkeln heller auf am Busen einer trunkenen Nymphe, die sich taumelnd in die Nacht einer Laube verliert. Seht jene Schaar junger Schäfer! Ihre kleinen Hüte, ihre Stäbe verwickeln sich jeden Augenblick in die Hecken, sie lallen Lieder, von denen Theokrit nichts weiß, sie führen Tänze auf, von deren Verschlingungen sich die keusche Terpsichore unwillig abwendet. Und jene Nymphe ist eine Nonne und diese Tänzer sind junge Priester. Wie gefällt euch das? Heißt das nicht das Leben genießen? Heißt das nicht alle Foderungen erfüllen, die ein leichtsinniges Jahrhundert an seine leichtsinnigen Kinder stellt? Ihr schüttelt das Haupt, ihr wollt von diesem Frevel nichts wissen, und doch — ich könnte euch ein Jahrhundert nennen, das diese bunten Sünden, diesen bacchantischen Wahnsinn des Genießens nicht kennt, ein Jahrhundert, ernst, prüde, pedantisch und kalt, ein Jahrhundert, das mit seiner Tugend und seinem Ernste prahlt, und das, in geheimen Lastern der Selbstsucht und der Habgier schwelgend, nicht gerade sehr hoch über jener Zeit steht.

Von dem frühern Leben unsers jungen Helden ist wenig zu sagen. Die Geschichte, die wir erzählen wol-

len, füllt eigentlich sein ganzes Leben aus. Er kämpfte auf dem Felde der Liebe und starb auf demselben mit eben dem düstern Ruhm, wie man auf dem Felde der Ehre zu sterben pflegt. Die arme Mutter, nachdem sie schon zwei ihrer Söhne verloren hatte, entließ mit großem Kummer diesen dritten, jetzt einzigen. Auch er ging auf Reisen, auch er fand sich bald in Venedig, welches das damalige Paris war, mit den jungen Fürstensöhnen Deutschlands zusammen. Hier lernte er den damaligen Kurprinzen, nachmaligen König August von Polen und Kurfürsten von Sachsen kennen. Beide fanden ihre größte Lust in Liebesabenteuern. August entwickelte schon hier jene Virtuosität, die ihn in der Folge berüchtigt machte und die späteren Genealogen bei Abfassung der Stammtafeln der sächsischen und polnischen Familien so oft in Verlegenheit setzte. Einzelne, aber nur sehr flüchtige Kriegsunternehmungen in Ungarn wider die Türken bildeten Episoden im vergnügensreichen Leben des jungen Königsmark. Um Kriegsruhm war es ihm nicht zu thun, wie seinem Bruder. Mit dem Kurprinzen heimgekehrt, trat er als sehr junger Obrist in die Dienste seines fürstlichen Freundes und ließ sich's wohl sein im Glanze und im Luxus des dresdener Hofes. Aber zwei so renommirte Liebesritter konnten nicht lange auf einem und demselben Felde friedlich neben einander Lorbern

ernten. Der Graf entfernte sich und räumte dem Fürsten das Feld. August war unterdessen zur Krone gelangt, und nun begann der Pomp und der Tumult der Feste, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch das kleine Sachsen zum Schauplatz alles Glanzes und aller Intriguen Deutschlands machten und die Blicke von ganz Europa auf einen Fürsten lenkten, der mit chevaleresker Anmuth sich auf einem schwankenden Königsthrone hielt und, von einem Serail schöner Frauen umgeben, es wagte, den großen Ludwig Frankreichs zu imitiren. Das größere und hellere Strahlen werfende Gestirn des preußischen Friedrich verdunkelte später diesen schönen, leichtsinnigen Fürsten, der mit dem Scepter spielte, als wäre es eine brillantene Busennadel.

Mit der Entfernung Königsmarks von Dresden und seinem Eintritt in die Dienste des Herzogs von Braunschweig zu Hanover entschied sich das tragische Loos unsers Helden. Um jedoch diese Katastrophe unseren Lesern klar vorführen zu können, müssen wir ein Blatt aus der Geschichte Hanovers aufschlagen. — Zwei Brüder herrschten in großer Nähe neben einander. Der kleine Hof zu Braunschweig-Lüneburg-Celle war der Sitz des ältern Bruders, des regierenden Herzogs Georg Wilhelm, die glänzendere und bei weitem mächtigere Hofhaltung in Hanover hatte Ernst August, Anfangs

Herzog, später Kurfürsten von Braunschweig-Calenberg-Göttingen, an der Spitze. Georg Wilhelm hatte sich mit einer Französin, einer Mademoiselle d'Albreuse, vermählt, Ernst Augusts Gemahlin war die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, Sophie, jene berühmte Freundin Leibnitzens, jene Enkeltochter König Jacobs I., durch welche Verwandtschaft das Haus Braunschweig-Hanover auf den Thron Englands gelangte. Die beiden Brüder führten ziemlich offen mit einander Krieg. Georg kam von seinem Schloß zu Celle nie nach Hannover herüber, wenn es dort Feste gab; er mochte das Weib seiner Wahl, die Tochter, die sie ihm geboren, nicht dem Gespött der Schranzen am Hofe seines Bruders aussetzen; dagegen gab Ernst August deutlich zu verstehen, daß er auf das Erlöschen des Celleschen Stammes warte, um das Erbe, das eigentlich nie hätte getheilt werden sollen, wieder beisammen zu haben. Die diplomatischen Noten über diesen Gegenstand wurden eben nicht mit sehr großer Feinheit gewechselt. Der alte Georg Wilhelm fing nun seinerseits auch an zu cabalisiren und verrannte dem Bruder die Wege zur Erlangung der Kurwürde für das Haus Hanover. Als aber die Kurwürde dem Bewerber dennoch zu Theil ward, setzte er beim Kaiser durch, daß seine unebenbürtige Gemahlin in den Reichsfürstenstand und die Tochter zur Prinzessin

erhoben wurden. Somit war der Allodialbesitz seiner Linie gesichert, und Ernst August sah seine Plane auf die Cellesche Erbschaft scheitern. Es mußten nun andere Mittel in Anwendung gebracht werden, um zum Ziel zu gelangen. Da machte sich denn die Kurfürstin Sophie auf den Weg. Sie verließ auf einige Zeit ihre Bücher, ihre gelehrten Apparate, ihre Erdgloben und Himmelskarten, ertheilte gnädig ihrem berühmten Freunde die Erlaubniß, einstweilen nach Berlin zu gehen, wo eine andere fürstliche Schülerin, Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, seiner wartete, und erschien am Hofe zu Celle, um ihren eigensinnigen Schwager zu bearbeiten. Es gelang. Georg Wilhelm gab sein Kleinod, den Glanz und den Ruhm seiner alten Tage, sein schönes, kluges, unschuldiges Mädchen, seine einzige Tochter hin und willigte in ihre Vermählung mit Georg Ludwig, dem ältesten Sohne des Kurfürsten. Sophie, glücklich, ihrem etwas verwilderten, rohen Sohne eine hübsche, tugendhafte Frau, und ihrem ländersüchtigen Gemahl die Cellesche Erbschaft überbringen zu können, kehrte im Triumph nach Hannover zurück, nach sich schleppend das arme Opfer, die unglückliche Sophie Dorothea, die hiermit den Dämonen jeglichen Misgeschicks, das ein fürstliches Haupt treffen kann, übergeben wurde.

Der Hof von Hanover im Jahre 1682 ist nur einer jener Schauplätze phantastisch lasterhafter Gruppirungen, wie wir sie oben leichthin skizzirt. Zwei Schwestern von dunkler Herkunft erschienen eines schönen Tages am Horizont dieses Hofes. Ernst August, ein Fürst, der die Schönheit suchte und den Geist nicht fürchtete, kam den Abenteuerinnen entgegen und nahm sie huldvoll auf. Die ältere wurde dem Hofmarschall Grafen Platen vermählt; die jüngere wählte einen Kammerherrn. Beide Schwestern blieben dabei ihren ursprünglichen Missionen treu, die ältere als Freundin des Kurfürsten, die jüngere als die seines Sohnes. Der Hofmarschall und der Kammerherr waren demnach Figuren, wie es deren an den Höfen damals zu hunderten gab. Die Gräfin Platen — denn an ihr Portrait müssen wir schon einige Pinselzüge mehr verwenden — war eine Frau, die mit der kleinen Kattunschürze der Putzmacherin anfing und mit dem Hermelinmantel aufhörte. Mit allen Leidenschaften einer Medea ausgerüstet, mit der Schönheit einer Helena und der wilden Gluth einer Phädra, verließ sie die dunkle, enge Hütte, um mit sicherm Schritt den Marmorboden der Paläste zu betreten.

Diese Gräfin Platen ist eine Frau, wie deren das achtzehnte Jahrhundert manche aufzuweisen hat, eine Frau,

deren Schritte nichts zu hemmen im Stande ist und die jeden Weg, auch den durch die furchtbarsten Schrecken bezeichneten, sicher wandeln, um nachher am Ziele die Bewunderung der Mitwelt in Empfang zu nehmen. Gegen eine solche Gestalt voll unheimlicher Schrecken konnte sich die blühende, kindliche Unschuld nicht halten. Geknickt, gebrochen mußte die Blume dahinsinken.

Als die Prinzessin Sophie Dorothea zu Hanover erschien, fand sie bereits alle Gemüther gegen sich eingenommen. Der Kurfürst ließ es seine Schwiegertochter empfinden, daß er so lange und mit so großer Mühe nach ihrem Erbe getrachtet, und daß sie die Tochter des Mannes war, der es gewagt hatte, sich seiner Gelangung zur Kurwürde zu widersetzen. Ihr Gemahl, ein ewiger Jäger und Herumtreiber, nahm sie, als eine ihm Aufgedrungene, kalt auf und gab willig den Einflüsterungen seiner Geliebten, der Kammerherrin, Gehör, die Gründe genug hatte, den Einfluß der Prinzessin zu schmälern. Die Kurfürstin endlich, die die Partie gemacht und von der man hätte glauben sollen, daß sie der wirksamste Schutz der Schwiegertochter sein würde, gab, in ihre gelehrten Studien vertieft, wenig auf das Acht, was am Hofe vorging. So war, durch eine seltsame Verkettung von Umständen, Anfangs gerade diejenige, die später ihre erbittertste Feindin werden sollte,

ihre erste wohlwollende, theilnehmende Gesellschafterin und Beschützerin — die Gräfin Platen. Unumschränkt am Hofe herrschend, fürchtete diese stolze Frau die scheue, schüchterne Prinzessin nicht, die von Niemanden geliebt, von Niemanden in ihren Rechten und ihrer Stellung geschützt wurde.

Die Lage der Verhältnisse wurde jedoch anders, als Königsmark am Hofe zu Hanover erschien. Wir haben schon bemerkt, daß er Dresden verließ, weil seine Triumphe dem gleichfalls triumphirenden fürstlichen Freunde auf die Länge beschwerlich fielen. Er benutzte eine genaue Bekanntschaft mit einem jüngern Sohne des Kurfürsten und kam nach Hanover, um als Gardeobrist in die dortigen Dienste zu treten. Das eigentliche Motiv seines Kommens war indeß wohl die Prinzessin, die seine Jugendgespielin gewesen, und zwar zu einer Zeit, wo die d'Albreuse noch nicht als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Celle anerkannt war. Wie grausam war es nun von den Feinden der armen Prinzessin, wenn sie in der Freude, die sie empfand, den Gespielen ihrer glücklichen Kindheit wiederzusehen, in ihm endlich ein Herz zu finden, das sich mit der ganzen süßen Leidenschaftlichkeit gewohnter und früh geübter Freundschaftsrechte ihr zuwandte, einen Verrath an den Pflichten der Ehefrau und Fürstentochter

erblickten! Freilich trat Sophie Dorothea mit dem vollen Stolz der Tugend auf; sie hielt es für unmöglich, daß ein Schatten des Verdachts auf sie fallen könne, und darum nahm sie die Weise edler Frauen an, die sich zwanglos und offen viel vor der Welt erlauben, weil sie sich im Geheim nichts erlauben.

Jetzt, da der Freund ihr zur Seite war, erschien sie wieder im Kreise der Genüsse; man sah sie auf Bällen und Maskeraden. Ihr munterer Geist, seine Flügel wieder regend, erfand Scherze, leitete kleine Ueberraschungen, erlaubte sich in heiterer Rede jene rosenfarbene Bosheit, die eine schöne Frau so gut kleidet. Sie wurde liebenswürdig, und sogar — wie abscheulich klingt dieses Wort! — ihrem Gemahl gefährlich. Da griff die Kammerherrin zu den Waffen; sie lief zu ihrer Schwester und machte diese auf die Gefahr aufmerksam. Zum ersten Mal in ihrem Leben hörte aber die Gräfin nicht auf Politik; sie dachte an etwas Anderes. Ihr Herz, oder vielmehr ihre Sinne waren eingenommen, sie liebte den schönen Königsmark, und alle Kurfürsten und Kurprinzen der Welt gingen sie in diesem Augenblick nichts an. Sie vernachlässigte ihre eigene Mission, wie hätte sie die der Schwester beachten sollen!

Die Kammerherrin, eine gemeine Natur, bemerkte kaum den Gemüthszustand der Schwester, als sie schnell

nach einer andern Richtung hinlenkte, wo derselbe Erfolg durch andere Mittel erreicht wurde. Sie gab ihr zu verstehen, daß Königsmark ihrer Leidenschaft Höhn spreche, daß er schon seit lange der erklärte Geliebte der Kurprinzessin sei. Die stolze Schwester, gewohnt, überall zu siegen, hatte einen solchen Verrath für unmöglich gehalten, da der schlaue Königsmark, um seinerseits den Ruf der Prinzessin zu wahren, die zu rücksichtslos auftrat, sich vor der Welt die Miene gab, ein Verehrer der Hofmarschallin zu sein. Aufmerksam gemacht durch die arglistige Schwester, blickte jetzt das Auge der von Leidenschaft Berauschten schärfer, und nun beleidigten sie zu gleicher Zeit der sichere Stolz der Vertraulichkeit von Seiten der Prinzessin und die glatte, zweideutige Natur des jungen Ritters. Sie spähte, lauschte und war immerwährend auf der Hut.

Diese Espionnage langweilte den edeln Grafen; er wurde gegen die mächtige Schöne öffentlich kaltsinnig und abstoßend. Mit der Vertrauten seiner Jugend erlaubte er sich über die kühnen Verfolgungen der Gräfin zu spotten. Damals war man an den Höfen nicht so zart wie heutzutage, die Anspielungen, die Scherze, die Kritik der Sitte, Alles trug den Stempel der Molièreschen Lustspielmanier; die kleinen scandalösen Verse, die damals keusche, ja sogar strenge Frauen machten, würde heut-

zutage kaum ein von der Moral aufgegebener Dichter zu machen wagen. In welchem Styl und Geschmack sind die Briefe der Herzogin von Orleans geschrieben! Feinheit und Discretion waren zudem ganz und gar nicht Königsmarks Sache, der nach Dresden zum Carneval reis'te und dort bei Hofe die scabrösen Anekdötchen zum Besten gab, die in Hanover auf Kosten der Gräfin in Umlauf waren.

Ein beim Weinglase plaudernder Cavalier, angefeuert durch einen lauschenden und Beifall klatschenden Damenchor, ist eben so wenig in den Grenzen zu halten, als der beutemachende glückliche Krieger auf dem Schlachtfelde. Die Anekdoten wurden immer schwunghafter, die Geschichtchen immer brillanter, und — die Gräfin in Hanover erfuhr Alles. Jetzt kam ihre Medeanatur an den Tag. Das Lustspiel ist aus, die Tragödie fängt an. Der Prinzessin und des Grafen Untergang war beschlossen. Wenn man die Briefe lies't, die von dem Vorfall handeln, den wir jetzt in wenigen Worten erzählen wollen, und welche die unglückliche Aurora gesammelt und aufbewahrt hat, so starrt man wie vor einem Medusenhaupt zurück vor der wilden, raffinirten Rache, die die Beleidigte nahm. Es kommen Ausdrücke in diesen Briefen vor, die das Herz erbeben machen, und nicht Worte allein, Thaten, ekelhafte, em-

pörende Grausamkeiten finden sich, wie sie der Kannibale gegen seine Opfer nicht scheußlicher auszuüben vermag, und jene Worte und diese Thaten spricht und vollbringt ein Weib!

Eines Abends schreibt der Secretär des jungen Grafen an Aurora und meldet ihr bestürzt und bekümmert, daß dies nun schon die dritte Nacht sei, die herankomme, ohne daß er Nachrichten von seinem jungen Gebieter habe, der ausgegangen sei und nicht zurückkehre. Er habe einen Gang in's Schloß machen wollen und sei nicht heimgekommen. Jetzt folgen Briefe auf Briefe, die immer dasselbe sagen. Der Graf kommt nicht zurück, er ist nirgends gesehen worden, er ist verschwunden, wie in die Erde gesunken, Niemand weiß von ihm. Die Hoflakaien haben ihn in einen Corridor gehen sehen; Einer will ihn in einem hellen Mantel auf dem Wege zu den Zimmern der Prinzessin gesehen haben. Zwischen jenem Corridor und diesen Gemächern liegt eine alte Halle, die früher zur Aufbewahrung von Waffen gedient; aus diesem düstern Raume hat man ihn nicht wiederkommen sehen. Nach anderen Nachrichten, die ein zur Nachtzeit über den Hof eilender Page mitgetheilt, ist auf den oberen Galerien in später Stunde ein Mann in hellem Mantel von zwei bewaffneten Häschern mit Blendlaternen in den östlichen Thurm geführt worden. Wieder

andere Stimmen versichern flüsternd, der Graf habe nach der Oper einen Besuch bei der Prinzessin abgestattet und sei, auf dem Ruhebette derselben sitzend, von fünf Vermummten ergriffen, geknebelt und fortgeschleppt worden, während die Damen der Prinzessin und diese selbst in Ohnmacht gefallen. Von alle dem ist nichts als sicher ermittelt worden.

Lange Zeit glaubten auch die Zeitgenossen nicht an den Mord. Hier und da tauchte ein Graf Königsmark auf, bald in der zerlumpten Kleidung eines verfolgten Flüchtlings, bald in fremder Uniform; ja sogar in der Türkei, im Dienste des Sultans, wollte man jenen Unglücklichen wiedergefunden haben, der auf so räthselhafte Weise verschwunden war. Die armen Schwestern litten dabei sehr, wie man sich denken kann. Immer wieder hoffend, wurden sie immer wieder getäuscht. Oft drangen Betrüger sogar in ihre Vorzimmer und erpreßten Geld, indem sie die edelsten Schwestergefühle brandschatzten. Endlich schließt Aurora, müde dieser ewigen Täuschungen, ihre geheimen Acten.

Aus allen Beweisen, die sie sorgfältig gesammelt, geht nun ziemlich als Gewißheit hervor, daß auf Anstiften der Gräfin Platen der Graf Königsmark in jener Nacht meuchlings und unter Martern in einem Gewölbe des Schlosses gemordet und daselbst auch begraben wor-

den. Der zum Tode Getroffene hat noch um einen Priester gebeten, den man ihm verweigerte. Zu Vollstreckern des Mordes, den ein eifersüchtiges, wüthendes Weib ganz allein veranlaßte, wurden die Vertrauten und Diener des Kurprinzen gebraucht, der gegen seine Gemahlin den Verdacht des Ehebruchs aussprechen mußte. Der Kurprinz selbst hat nie diese schmähliche Anklage veröffentlicht, auch für sich selbst schwerlich jenen Verdacht gehegt; er war aber indifferent und kalt gegen die Prinzessin, und ließ geschehen, was er weder verhindern wollte noch konnte.

Nächst dem kläglichen Schicksal des armen Königsmark nimmt das der Prinzessin Sophie Dorothea das Mitgefühl auf's Lebhafteste in Anspruch. Sie wurde auf das Schloß Ahlen verbannt und dort gefangen gehalten. Ihre Hofdamen unterwarf man einem grausamen, arglistig verfänglichen Verhör, das in den Papieren Aurora's sich ebenfalls noch aufgezeichnet gefunden hat.*) In dieser Gefangenschaft befand sie sich noch, als ihr Gemahl als Georg I. den Thron von Großbritannien

*) Neuerdings sind die eigenhändig geschriebenen Memoiren dieser unglücklichen Prinzessin in England erschienen, und die monatlichen Ergänzungsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" haben in ihrem Decemberhefte vom Jahre 1845 einen Auszug aus denselben gegeben, auf den wir hiemit verweisen.

bestieg; sie wollte ihren Kerker nicht verlassen, er war ihr lieb geworden. Ihr edles Gemüth, durch Poesie und Musik gehoben, durch einen großen Schmerz geheiligt, von einem rührenden und schuldlosen Liebesangedenken erfüllt, sah in der Nacht des Kerkers keine Nacht, in der Einsamkeit keine trostlose Oede. Die Perfidie der Welt, der uralte Treubruch, die ewig siegende Gemeinheit, die vergoldete Kette der Sclaverei hatten mit allzuheftigen Eindrücken ihre reine Seele gefoltert; sie wollte in die Gemächer nicht mehr zurück, die von Gold gleißen und an denen Blutflecke haften. Königsmark verdiente nicht durch seinen Leichtsinn, wohl aber durch seinen sühnenden, alle Schuld tilgenden, schreckenvollen Tod, in einem solchen Herzen zu wohnen.

Nächst dem tragischen Ausgange dieses Dramas fesseln uns auch anmuthige Episoden desselben. Die Aufsätze, die sich im Nachlaß Aurora's finden, sind theils von ungenannten Berichterstattern, denn es war sicherlich gar gefährlich, über diese Dinge im damaligen Deutschland laut zu sprechen, theils von Aurora's Hand geschrieben. So erfahren wir, daß Watteau in seinen berühmten Gemälden nur die Natur copirte, denn es werden hier ländliche Feste geschildert, wo im Garten oder auf der Wiese junge Männer und Frauen im Schäfercostüm Tänze aufführen und Spiele spielen, gerade wie Wat-

teau sie gemalt hat. Aurora schreibt: „Wenn sie (nämlich die Gräfin Platen) mit ihm (mit Königsmark) zufrieden war, wußte sie nicht, wie freundlich sie mit ihm sein sollte. Einesmals zu Linzburg (ein kurfürstliches Jagdschloß) aßen der Kurprinz, die Kurprinzessin, Gräfin Knesebeck und Andere das Frühstück im Holze. Da war sie so contente, daß sie ihre Hautbois blasen ließ, den Grafen Königsmark bei der Hand nahm, eine gute Viertelstunde mit ihm herumtanzte, ihn immer in ihre Arme laufen ließ und sich so ridiculement dabei anstellte, daß die Kurprinzessin sich todt lachen wollte." — Ein anderes Document, eine Aussage, von fremder Hand geschrieben, enthält das Bekenntniß eines Künstlers, der in Wachs modellirte, eine Kunst, die die Prinzessin lernen wollte, wie damals viele vornehme Damen. Dieser junge Mann erzählte, er sei gerade in dem Moment, als der Graf von den Vermummten überfallen und gebunden worden, im Zimmer der Prinzessin beschäftigt gewesen und habe sich beim Tumult hinter einen Fenstervorhang versteckt. Dieser selbe Zeuge will denn auch die Mordscene unten im Gewölbe mit angesehen haben, und zwar beschreibt er zugleich, wie man den Leichnam in einer Grube im Gewölbe verscharrt. Dieser Aussage widersprechen jedoch, wie wir schon oben bemerkt, andere Berichte. Ein unbestreitbares Factum bleibt, daß man die

Leiche nicht fand, und daß trotz aller Reclamationen von Seiten des sächsischen Hofes, an dem damals Aurora allmächtig war, vom Kurfürsten keine gerichtliche Untersuchung und Bestrafung der Thäter zu erhalten war.

So starb der letzte der Grafen Königsmark; ein gräßliches Ende bei einem so stralenden Anfang. Sein Wappen und sein Schwert haben nicht, wie es beim Aussterben einer Familie gebräuchlich war, über seiner Gruft zerbrochen werden können. Er büßte für den Hochmuth und die Eitelkeit seiner Vorfahren.

Wir gehen jetzt zu dem Hauptgegenstande unserer Aufmerksamkeit über, zu dem Bilde Aurora's von Königsmark. Auf die Schwelle der geöffneten Pforten des achtzehnten Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts voll Glanz und Frivolität, tritt sie als eine Gestalt, die unsere Blicke sogleich auf sich zieht, denn mit ihrer Schönheit kann keine wetteifern, ihre Anmuth hat nicht ihres Gleichen, und was ihren Geist betrifft, so ist er von jener köstlichen Frische und jener süßen, duftenden Fülle, wie er unter den Frauen aller Jahrhunderte nur in seltenen Beispielen vorkommt; vor allem aber war er in jener Zeit eine wundersame Erscheinung, wo noch die Nachstürme der barbarischen Sittenzerstörung des dreißigjährigen Krieges über das civilisirte Europa hinwehten. Wenn man diese

junge Frau betrachtet, so erscheint sie wie eine Blume, mild und anmuthig, und dann wieder wie der Diamant scharf und blitzend. Das damalige Deutschland war nicht reif für ein Weib dieser Art, für einen eminenten schöpferischen Geist, den die Natur, wie im absichtlichen Contrast, in die weichste, schönste, weiblichste Körperform gekleidet hatte. Frankreich hätte diese Tochter des Genies und der Schönheit besser zu stellen, ihre Eigenschaften besser zn nützen gewußt. Friedrich August sah in ihr nichts als eine reizende Geliebte, während er in ihr einen Freund, einen Minister hätte sehen sollen. Er suchte bei ihr nur das Weib, während er bei ihr den Mann, den rettenden und kühnen Geist, den Genius seiner Krone hätte finden können. Dies Alles konnte Aurora sein; daß sie es nicht war, daß auch sie unter dem Fluche litt, der auf einem feigen und schwankenden Scepter ruhte, darf ihr nicht zur Last fallen. Dieser Satz darf jedoch nicht misverstanden werden. Wir wollen keineswegs einem Weiberregiment dieser Gattung das Wort reden, indem wir Aurora's Stellung als ihrer nicht würdig bezeichnen.

Ein Weib zu bewundern, blos weil es schön ist, kann in manchen Fällen zur Beleidigung werden. Immer nur die Eigenschaften des Geschlechts mit Bewunderung herauszuheben, wo der Geist nach Anerkennung

dürstet, kann einer Frau so seltener Art wie Aurora eine fast tödtliche Kränkung bereiten. Sie hat Worte der Weisheit auf den Lippen, und man verlangt von diesen Lippen — nur einen Kuß; der Geist leuchtet aus ihrem dunkeln, sinnenden Auge, und man verlangt von diesem Auge nichts, als daß es Liebe blinzle. Gemeine Künste, alltägliche Plauderei der Liebe, zärtliche Gemeinplätze des Boudoirs, das Schmollen einer Grisette, Affensprünge der Kokettérie, kurz der ganze Apparat eines Tête-à-Tête, wie sie der gewöhnliche Mann beim gewöhnlichen Weibe sucht, alles das dünkt der ungewöhnlichen Frau Verrath an sich selbst und der Liebe. Aurora war eine solche ungewöhnliche Frau, Friedrich August aber war ein solcher gewöhnlicher Mann, und trotz seines affectirten Ritterthums nie im Stande, der wahre Ritter einer edlen Frau zu sein. Aurora litt am meisten darunter, denn sie mochte wol gehofft haben, in Sachsen zu herrschen, so zu herrschen, wie das Genie immer herrscht, das heißt, Alles veredelnd, vergrößernd, verschönernd. Aber obgleich sie sich in ihrem innersten Wesen verkannt fühlte, hat sich doch nie Bitterkeit in Aurora's Gemüth festgesetzt; sie blieb anmuthig, heiter bis zu ihren letzten Augenblicken, die sie unter zänkischen alten Stiftsdamen verbrachte, in weicher Liebenswürdigkeit um die Neigung und das Wohlwollen ihrer Um-

gebung werbend. Sie wußte nicht, was Haß, was Neid, was Rachsucht war. In ihren guten Tagen war sie allerdings eitel und hochmüthig, aber sie war es wie ein Kind, harmlos, mit Muthwillen, über sich selbst scherzend. Diese wunderbare Frau hat keine eigentlichen Feinde gehabt; es ist dies ein Beweis, wie kindlich sie war, wie alle ihre großen Eigenschaften auch darin den Stempel des Genies trugen, daß das Feuer nie verbrannte, nur leuchtete und wärmte. Wie großer Kummer ihr Herz traf, wie die verlassene Geliebte weinte, wie die gebeugte Mutter heimlich mit ihrem Schmerze rang, da tauchten Stimmen auf, die nach Aurora von Königsmark fragten, und diese Stimmen gehörten den Frauen und Männern an, die einst von der allmächtigen Gebieterin vom Platze gestoßen worden, die also nach dem Lauf der Welt ihre erbittertsten Feinde und hocherfreut über ihr Unglück hätten sein müssen, wenn Aurora eine Maintenon oder Pompadour gewesen wäre. Aber gerade diese Stimmen legten ehrenvoll Zeugniß für sie ab. Unter den gemeinen Geliebten Augusts, die er sich überall zusammenlas, selbst da, wo der Fuß eines Königs nie hindringen sollte, steht sie da mit der höchsten Würde des Edelsinns bekleidet. Voltaire, der die Frauen eben nicht hoch stellte, sieht in ihr das Ideal eines Weibes, die merkwürdigste Frau zweier Jahrhun-

derte. — Wir wollen jetzt etwas näher auf ihr Schicksal und ihren Charakter eingehen.

Von ihren Brüdern glich sie am meisten dem ritterlichen Karl Johann, der auch ihr Lieblingsbruder war; an körperlichen Vorzügen kam ihr der jüngste Bruder am nächsten, der auch die Kunst, die Herzen zu gewinnen und den Geist durch Anmuth und Frohsinn zu beleben, mit ihr gemein hatte. Die schöpferische Intelligenz, die selbstständige kühne und kluge Lebensansicht war jedoch ihr allein eigen, hierin erreichte sie keine Frau, kein Mann ihrer Familie. — Es zeugt nicht eben von gutem Geschmack und ist für die Phantasie nicht sehr erbaulich, die Reize eines schönen Gesichts herzuerzählen; dennoch müssen wir bemerken, daß ihr Auge von einem in Deutschland und im Norden überhaupt seltenen Schnitt, lang und ziemlich weit gespalten, das Email vom reinsten, schönsten Weiß war, und der Stern in jenem braunen Lichte schimmerte, das am meisten geeignet ist, die Süßigkeiten einer zärtlichen Seele in sich aufzunehmen, ohne dabei dem Stral des Geistes Eintrag zu thun. Wenn sie lächelte, so hob sich das untere Augenlied und gab dem Auge einen sanften, schimmernden Glanz, durch den das Feuer des Geistes wie durch einen Schleier blickte. Die Nase war schön geformt, der Mund graziös und unendlich beredt, in

jeder Wendung durch neue Reize überraschend. Es war ein Uebelstand, daß sie nach damaliger Mode Roth auflegte; dadurch wurden die natürlichen Rosen ihrer Wangen in ihrem Farbenspiel gehemmt. Ihr Gang war stolz, ihre Gestalt biegsam, ihre Schultern, ihr Nacken von einer Reinheit der Form und Schönheit der Färbung, wie sie überall unter den Frauen der verschiedensten Nationen zu den Seltenheiten gehören. Ihr Haar war von einem gewissen Blond, das man lange nach ihr „schwedisch Blond" nannte, obgleich gerade in Schweden diese Farbe selten vorkommt und eher im südlichen Deutschland, so wie in den mittleren Grafschaften Englands zu Hause ist. Aber was sind alle diese Details, die wir aus den verschiedenen Urtheilen der Zeitgenossen zusammentragen, wenn es uns nicht gelingt, die Anmuth der ganzen Erscheinung vor das Auge des Lesers zu zaubern? Das kann aber nur geschehen, wenn wir sie mit aufmerksamem Blick im Leben selbst verfolgen.

Ihre Kindheit brachte Aurora in Stade zu, wohin sich ihre Mutter, die verwittwete Gräfin, eine geborene Wrangel, zurückgezogen hatte. Ganz in der Nähe war der kleine Hof von Celle, und da war es, wo Aurora und ihre Geschwister mit der Tochter des Herzogs und der Mademoiselle d'Albreuse, der nachmaligen Prinzessin

von Braunschweig-Lüneburg-Celle, deren Schicksal wir im vorigen Abschnitt beschrieben haben, zusammen spielten. Aurora führte die Rechnungsbücher für ihre Mutter, wenn diese sich auf Besuchsreisen in Stockholm und Kopenhagen befand. Diese Rechnungsbücher sind noch aufbewahrt; die schöne Frau, die einst fast alle Fürsten Europas entzücken sollte, hat es in diesen bescheidenen Registern mit Kälbern, Schafen, mit Butter und Pöckelfleisch zu thun. Dabei theilt sie auch Almosen aus, aber gerade so viel, nicht einen Pfennig mehr, als die Mutter ihr vorgeschrieben. Dann geht sie auf die Kindermaskerade und stellt mit großem Glück den Knecht Ruprecht vor. Nicht lange darauf sehen wir sie wieder rechnen und mit der Mutter correspondiren. Endlich, als Mädchen von funfzehn Jahren tritt sie in die große Welt ein. Sie und ihre Schwester Emilie, nachmals vermählte Gräfin Löwenhaupt, besuchen mit der Mutter die Höfe Deutschlands und Schwedens. Die Erziehung Aurora's ist vollendet; wir erfahren, daß sie vortrefflich deutsch, französisch, englisch, italienisch spricht, daß sie Geschichte und sogar Astronomie inne hat, daß sie reizend die Theorbe spielt, dazu singt mit einer Stimme, die voll Schalkheit den Geist einnimmt und fesselt, während er ihn nur angenehm zu unterhalten scheint, und endlich daß sie Verse niederschreibt, die voll Zartheit

und Schwung sind. Mit einer solchen Tochter kann man Wunder thun, und die alte Gräfin ist ganz entzückt über den Beifall, den die Welt ihrem Liebling spendet. Von Emilie wird berichtet, sie sei auf beleidigende Weise stolz und stoße eben so viele Herzen von sich, als ihre Schwester anziehe; dabei hat sie eine rothe Nasenspitze. Da sie aber eine prachtvolle Mitgift erhält, so zweifelt Niemand, daß sie eine sehr anständige Partie machen werde, die sie auch macht und sich dadurch bürgerlich glücklicher stellt, als die schöne und ausgezeichnete Schwester.

Das tragische Verschwinden des jungen Grafen Königsmark brachte Aurora zuerst dahin, daß sie selbstständig und eigenen Entschlüssen folgend sich in das Gewühl der großen Welt stürzte. Schon hier zeigt sich ihr energischer, männlicher Geist. Sie wechselt zuerst Briefe mit den deutschen Fürsten und ruft sie zu Rächern der Unthat auf. Als aber diese sich unter allerlei Vorwänden vorsichtig zurückziehen, geht das achtzehnjährige schöne Mädchen selbst in die Schranken, um mit Arglist, Tyrannei und Lüge zu kämpfen. Nie hatte die Gerechtigkeit eine reizendere Ambassadrice.

Unter den Fürsten, die Aurora aufruft, befindet sich auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Antwort folgendermaßen lautet: „Madame, gleich jetzund

empfange ich Ihr angenehmes Schreiben, und beklage von Herzen, daß Dero lieber Bruder so unglücklich gewesen. Ich habe die gute Hoffnung, er wird sich wol noch wiederfinden. Die Ursach ist hier gar nicht bekannt, doch kann man sich es wol denken. Die liebe Venus macht Manchen unglücklich, und kostet ihm wol gar sein Leben; doch schadet es nicht, wenn es noch der Mühe werth ist. Ich bleibe lebenslang Dero ergebenster Diener Friedrich Wilhelm. — Schwerin, den 18. Juli 1694. Nachschrift: Dem Schneider können Sie wol trauen. Adieu, mon cher ange!" Solche Briefe konnten nun freilich die arme Schwester nicht trösten.

Herr von Pöllnitz, ein galanter Kammerherr, der es mit der Etikette des Hofes sehr genau und mit der Wahrheit gar nicht genau nimmt, hat in seinem Buche la Saxe galante die Ankunft von drei Schwestern Königsmark in Dresden angegeben. Von diesen existirte die eine gar nicht und die andere blieb in Hamburg zurück, als Aurora die Reise allein antrat. Es läßt sich aber annehmen, daß eine ältere Cousine Aurora's, eine Gräfin Steenbock, sie begleitete, und aus dieser Cousine hat Herr von Pöllnitz eine Schwester gemacht. Auch kam Aurora nicht, wie die Saxe galante sagt, um einen Hamburger Bankier der Unterschlagung ihm anvertrauter

Gelder anzuklagen, sondern lediglich um einen mächtigen Beschützer gegen mächtige Uebelthäter in Anspruch zu nehmen. Friedrich August hatte eben damals den Thron bestiegen, und die Träume eines jungen Herrschers, der die Welt zu seinen Füßen sieht, umspielten in den rosigsten Gebilden das Haupt dieses schönen Fürsten, der den Frauen gefallen hätte, auch wenn er keine Krone getragen. Aurora, die wahrlich keine gewöhnliche Frau war, entging diesem Zauber nicht.

Aurora setzte lange den Stolz ihrer Geburt und ihrer Tugend gegen den Achillesglanz männlicher Schönheit und Verführungskunst. Sie unterlag, aber sie unterlag wie große Seelen der Erde anheimfallen, selbst im Staub noch den Glauben an die Unsterblichkeit der Liebe und Ehre festhaltend. Als sie die erklärte Geliebte eines Fürsten ward, sie, die freie Tochter freier Stämme, sie selbst fürstlichem Geblüt entsprossen, trug sie diesen entweihten und entweihenden Kranz mit dem Stolz einer Königin. Ihr Geist, stark und edel, trug sie empor und ließ die kleine Misère des gefallenen Weibes vor dem sieghaften Bewußtsein einer großen Lebensaufgabe verschwinden. August, so schwach er war, so wenig Verständniß für Geistiges er immerdar gezeigt, empfand doch, daß er durch seinen fürstlichen Muthwillen hier ein weibliches Wesen momentan beleidigt,

nicht aber gebeugt hatte. Sein Treubruch war das Signal zu Aurorens geistiger Herrschaft über ihn.

August, als er Aurora kennen lernte, hatte eben ein gefallsüchtiges, zudringliches und gewöhnliches Weib mit vieler Mühe bei Seite geschafft, indem er sie einem seiner auswärtigen Gesandten zur Frau gegeben; es hatte dabei furchtbare Auftritte zwischen ihm und seiner Mutter und seiner Gemahlin gegeben, und der junge gekrönte Wildfang war entschlossen, wenigstens auf einige Zeit sich nicht mehr in weibliche Fesseln zu begeben. Da kommt ihm Aurora entgegen, in zitternder Hand die Bittschrift haltend, sich als Hülfeflehende auf die Stufen seines Thrones niederwerfend, und seine stoische Laune ist rasch in den Wind verflogen. „O Himmel, wie schön ist sie, diese junge Schwedin!“ ruft er seiner Mutter zu, und diese tugendhafte Prinzessin, die zu ihrem Jammer den leichtsinnigsten aller Söhne den ihrigen nennt, schüttelt von Neuem kummervoll das Haupt, und die junge Kurfürstin bricht von Neuem in Thränen aus. Die Angelegenheit mit dem verschwundenen Bruder wird nun bald bei Seite geschoben, die Liebe nimmt allen Platz ein. Der junge Fürst berauscht sich wie ein Gott; es ist für ihn eine poetische Zeit voll Blüthe und Frucht. Heimliche Gespräche, Briefe, süße Launen, Neckerei der Liebe, kleine Störungen, Gedichte, Seufzer, tiefes

Schmachten, Lauschen hinter Fenstervorhängen, dann siegreiches Prunken mit Macht und Glanz. Schon ist der Wagen bespannt, der Aurora und die Tugend zurück nach Schweden bringen soll, schon ist das Abschiedsbillet gesiegelt, da sendet der Geliebte Boten auf Boten; er kommt selbst, und blaß wie der Tod liegt er zu ihren Füßen. Da wird ein Wort ausgesprochen, womit in dieser besten aller Welten der schändlichste Misbrauch getrieben wird: „ewige Treue!“ Wenn dieses magische Wort erklingt, diese purpurrothe Lüge, diese Frucht des Teufels, die den süßesten, berauschendsten Saft in sich birgt, — welche weibliche Seele kann dann noch widerstehen? Der Bund ist geschlossen.

Wir wollen einen der Tage schildern, die im kleinen Lustschloß Moritzburg gefeiert wurden, und die in den Annalen der Liebe einen eben so bedeutenden Platz einnehmen würden, als jene berühmten Stunden, die einst im Schatten des Quells von Vaucluse besungen wurden, wenn nur der Liebende mit Krone und Scepter etwas bedeutender gewesen wäre. An einem schönen Morgen fährt die ganze Gesellschaft nach Schloß Moritzburg hinaus. Den beiden larmoyanten Kurfürstinnen wird natürlich kein Wort gesagt. Als die Wagen in den schönen Gehölzen, die das Lustschloß umgeben, anlangen, kommt den Damen ein wundersamer Zug ent-

gegen; es ist Diana mit ihren Nymphen, die die Damen einladen, in's Schloß einzutreten, das zu ihrem Empfange bereit ist. Aurora wird von Dianen als ihre Schwester begrüßt, als die Göttin der Morgenröthe; die Allegorie liegt nahe, aber sie ist auch passend. Von diesem Moment an ist Aurora eine Göttin. Man geht in das Schloß, und hier, auf einen Wink Dianens, öffnet sich der Fußboden und eine reich besetzte Tafel steigt empor. Nicht lange, so hört man einen wilden Lärm von Pauken, Zimbeln und Castagnetten. — Pan erscheint und in seinem Gefolge Satyrn, Faunen, Waldgötter. Großer Schrecken unter den Damen; aber Pan ist die Galanterie selbst, diese Satyrn sind Kammerherren, diese Faunen sind Pagen. Es regnet Gedichte, Diana und ihre Nymphen bitten selbst für die Zudringlichen, und man vergibt ihnen. Das Mahl wird fortgesetzt. An den Wänden des Saals sind in effektvollen Gemälden die Schicksale und Abenteuer der Göttin dargestellt und Pan erklärt dieselben. Nach der Mahlzeit erschallt Hörnerruf und Jagdgetöse. Die Gesellschaft eilt an die Fenster und sieht einen Hirsch vorbeijagen, dem eine Koppel Hunde und ein Trupp schöngeputzter Jäger folgen. Sogleich entschließt man sich, der Jagd zu folgen. Es finden sich Pferde und offene Phaëtons bereit, die beiden Göttinnen nehmen in einem Wagen

Platz, und in fliegender Eile geht's nun der Jagd nach. Die erfinderische Grausamkeit hat Mittel gefunden, den armen Hirsch zu zwingen, sich von einer abschüssigen Höhe in einen Waldsee zu stürzen; mit entsetzlichem Plätschern und Brausen stürzen die Hunde ihm nach. Die Damen besteigen in der Eile Gondeln, und unter den Fanfaren der Hörner schließen die bunten Fahrzeuge eine Runde um den sterbenden Hirsch.

Hierauf landet man an einer köstlich geschmückten kleinen Insel, auf der es wundersame dunkle Gebüsche und amaranthfarbene Zelte gibt. In einem dieser Zelte ist ein türkischer Haushalt eingerichtet; man liegt daselbst auf Ottomanen, und dieselben Kavaliere, die die Satyrn und Faunen dargestellt, rauschen jetzt in Turban und Kaftan herein und alle Wohlgerüche Arabiens erfüllen die weiche, warme Sommerluft. Da erscheint der Sultan selbst. Die Pracht, mit der dieser Herr auftritt, überrascht und blendet; er ist ganz mit Diamanten übersäet, und diese kostbare, blitzende Figur nähert sich langsam dem Zelte der Damen und wirft ihr Taschentuch der Schönsten, das heißt Auroren zu.

Jetzt tritt einige Hofetikette ein. Aurora und der Kurfürst sitzen allein auf einem Divan, die anderen Kavaliere und Damen müssen auf Tabourets Platz nehmen. Tänzerinnen erscheinen und führen ein Ballet à la turque

auf; dann besteigt man wieder die Gondeln und kehrt zum Schloß zurück. Hier angelangt, führt der Fürst seine Schöne in ein mit wundersamer Pracht ausgestattetes Gemach, das in rosenfarbener Seide mit Silber decorirt ist und dessen Hauptmöbel ein Bett ist, oder vielmehr ein Thron, dessen Draperien durch Liebesgötter emporgehalten werden. „Hier sind Sie Herrscherin!" sagt der Kurfürst, und die schöne Aurora antwortet naiv: „Wo ich auch immer sei, ich werde doch immer nur Ihnen angehören, Monseigneur!" Die Toiletten werden gewechselt und die Abendtafel beginnt. Auf ihrem Teller findet Aurora ein prachtvolles Bouquet von Blumen, aus Edelsteinen aller Farben und Arten gebildet, ein verschwenderisches Geschenk. Nach der Tafel Ball. Als Alle noch im Tanz begriffen sind, verschwindet der Herr des Schlosses mit seiner Dame; die Gäste wissen, was sie zu thun haben, sie tanzen eifrig fort und bemerken dieses Verschwinden nicht. So gut dressirt waren damals die Höfe. — Dies ist nur die Schilderung eines Tages; es folgen ihrer vierzehn nach einander; immer neue Feste, immer neue Geschenke, immer neue Triumphe für die Königin des Tages.

Indessen haben sich in Dresden die beiden Kurfürstinnen schwer geärgert; sie überschütten den zurückkehrenden Fürsten mit Vorwürfen, und hier tritt nun

gleich Aurora in ihrer edlen, hochherzigen Weise auf. Weit entfernt, den Geliebten von seiner Familie trennen zu wollen und darin ihr eigenes Heil zu suchen, ist sie es, die ihn auf die bitteren Kränkungen aufmerksam macht, die er durch ein wildes, rücksichtsloses Betragen seiner Mutter und seiner Gemahlin bereitet. Der Engel des Friedens hat ihre verführerische Gestalt geborgt um diese armen Frauen zu trösten, mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Aurora ist zuletzt vielmehr die Freundin der Mutter und der Frau, als die Geliebte des Sohns und Gemahls. Der Kurfürst sieht das ein, er lobt dieses edle Betragen, aber es stimmt ihn kühl; eine gewöhnliche Buhlerin wäre ihm lieber gewesen. Er hat es ganz gerne, wenn die Frauen um ihn her sich zanken; er kennt und liebt das Geschlecht nur von seiner gemeinen Seite.

Aurora's Illusionen, was die Liebe betrifft, scheinen bald verflogen zu sein. Sie sah sich nun nach einem ehrenvollen Rückzuge um, nach einer Stellung im Leben, die ihr die Würde und den Adel des Charakters, zwei Schätze, die sie um keinen Preis der Welt verlieren wollte, sicherte. Ihr Auge fiel auf die alte Abtei zu Quedlinburg.

Dieses ehemalige Kloster und nunmehrige protestantische Stift hatte bisher immer nur Prinzessinnen zu

Aebtissinnen gehabt. Aurora fand es ganz angenehm und passend, die Erste zu sein, die sich, ohne die Fürstenkrone zu tragen, dieser illustren Schaar anschloß. Es war dieses aber nicht leicht in's Werk zu setzen. Die Stiftsdamen schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie erfuhren, daß eine Maitresse darauf ausgehe, den Stuhl der heiligen Diemot einzunehmen. Die derzeitige Aebtissin, Anna Dorothea, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, eine alte respectable Dame, leistete Anfangs lebhaften Widerstand und ließ sich erst durch langes Schmeicheln Aurora's bewegen, sie in ihren Schutz zu nehmen. Es wurde ihr demnach die Würde einer Pröbstin zuerkannt, und beim Tode der Prinzessin die Nachfolge in deren Amt. Unterdessen wurde aber Quedlinburg, sammt der Aebtissin und allen Stiftsfrauen, von Friedrich August an Preußen verkauft. Aurora benutzte diesen Aufruhr im Stift, um sich dem neuen Herrscher verbindlich zu bezeigen, und es gelang ihr auch, am preußischen Hofe Freunde und Beschützer zu erwerben. Mit welcher Klugheit mußte aber die schöne Frau hin und her laviren, um zum Ziel zu gelangen! denn ihr bereits treuloser Geliebter — es war noch kein Jahr vergangen — unterstützte sie nur äußerst lau, sowol mit Geld, wie mit gutem Willen. Er hatte bald wieder eine gemeine Frau gefunden, der er sein Gold und seine

Diamanten in den Schoos schüttete. So sehen wir denn Aurora jetzt ihr wanderndes Leben beginnen. Jetzt ist sie im Stift, jetzt in Berlin, dann in Dresden, um irgend ein albernes Hoffest arrangiren zu helfen, nebenbei aber die Thränen der Kurfürstin zu trocknen, bald in Hamburg, um das zerrüttete Familienvermögen zu sichern, bald in Stockholm, bald hier, bald dort. Dazu kamen Mutterpflichten, Muttersorgen. Sie war im October des Jahres 1696 Mutter eines Sohnes geworden, und an diesen band sie ihr ganzes Herz, ihre volle Seele. Als sie ihren Einzug in Quedlinburg hielt, konnte sie ihn natürlich nicht mitnehmen; er wurde im Haag erzogen, und die zärtliche Mutter führte eine anhaltende Correspondenz mit seinen Erziehern.

Das Vermögen der Königsmark, Anfangs so bedeutend, war durch schlechte Verwaltung sehr herabgekommen. Sämmtliche Söhne waren arge Verschwender, besonders Philipp Christoph, der noch dazu auf das Empörendste von seinen Dienern bestohlen wurde. Bei seinem Verschwinden verschwand auch ein großer Theil des Familienerbes. Graf Löwenhaupt, Aurora's Schwager, trug ebenfalls zum Ruin des Vermögens bei, indem er es durch seine Dienste in Sachsen dahin brachte, daß in Schweden seine Güter confiscirt wurden. Aurora scheint ebenfalls verschwendet zu haben, wenigstens

führte sie thörichte Prozesse, die sie verlor. Man bestahl sie, ihr Sohn foderte fortwährend Geld, alte Gläubiger des Bruders meldeten sich, sie mußte nach allen Seiten mit vollen Händen Geld ausstreuen und gerieth zuletzt selbst in die drückendste Verlegenheit. Der Briefwechsel meldet, zu welchen Hülfsmitteln sie sowol als ihr Schwager greifen mußten. Silberzeug wurde versetzt, große Wucherzinsen für kleine Summen bezahlt, groben und rücksichtslosen Gläubigern schmeichelte man und Aurora's geistreiche Feder schrieb zierliche Briefe an Leute, die man unter anderen Verhältnissen durch den Diener aus der Antichambre hätte hinausweisen lassen. Es ist rührend zu lesen, wie sie in diesen Verlegenheiten sich zaghaft an ihren königlichen treulosen Freund wendet, wie sie heiter und scherzend das zertretene blutende Herz versteckt, den edlen Stolz demüthigt, um eine kleine Summe für den Sohn zu erbitten, die sie doch nicht erhält.

Aber Friedrich August empfand damals auch hart die Mislaune des Glücks. Er war König geworden ohne Königreich; er wurde gezwungen, ein Scepter wieder herauszugeben, das er eben erst mit großer Freude empfangen hatte. Karl XII. von Schweden verfuhr mit ihm, wie man einen leichtfertigen Glücksjäger behandelt; seinen Stolz, seinen Uebermuth mußte August ertragen,

denn er hatte kein Geld und keine Soldaten, um seinen Thron zu schützen. Karl verachtete ihn auch persönlich, und das war das Schlimmste; die öffentliche Meinung fing an, durch den Mund eines Königs sich auszusprechen; Augusts Glanz und Ruhm war dahin. Nun trat Aurora auf. Die Ehre des Geliebten zu retten, seinen Namen vor Schande zu bewahren, ihn so rein und groß wie nur immer möglich der Nachwelt zu überliefern, daran lag der großen Frau Alles. Sie kam nach Dresden und verließ ihn nicht in den Stunden der Prüfung. Sie bemühte sich, ihm das Gefühl der Ehre, den Muth zu großen Entschlüssen einzuflößen. Es fanden wieder einsame Tête-à-tête's statt, aber diesmal flüsterte nicht die scheue Liebe hinter den Vorhängen, ein edles, starkes Weib redete zu dem Manne, der der Ehre untreu zu werden Miene machte. Wie damals lag sie auch jetzt an seinem Busen, aber nicht um frivole Schwüre, die diese Stunde gibt und die nächste bricht, von ihm zu empfangen, sondern um dem Wankelmüthigen den Ruhm seiner Ahnen, die Größe seines Fürstenhauses, den Richterspruch künftiger Geschlechter in die Seele zu rufen. Eine Geliebte seltener Art! Hätte nur August in dieser Liebe ebenso zu schwelgen verstanden, wie in der sinnlichen! Aber hier war er der „Ritter mit Furcht und mit Tadel." Aurora redete sich müde und

kam nicht weiter mit ihm. Am Ende entschloß sie sich selbst zum Handeln; sie ließ sich von ihm Briefe geben, eine geheime Mission, und reiste mitten im Winter in das schwedische Lager von Narva, um Karl unter seinen Soldaten aufzusuchen.

Karl empfing sie mit einer Impertinenz, wie sie vielleicht noch nie im Verkehr der gesitteten Stände von einem Manne gegen eine Frau geübt worden. Er ließ die zarte, schöne Frau lange in den Schneefeldern herumirren, unter den lärmenden Bivouaks des Lagers herumfragen, und endlich, als sie ihn glücklich irgendwo überrascht und aus ihrer Kutsche steigt, um ihn anzureden, läßt er sie am Wege stehen, grüßt sie flüchtig und beantwortet ihre Anrede nicht. Dieser nordische Jugurtha konnte nicht ungezogener sein; er, der Verächter der Frauen, setzte einen jämmerlichen Stolz darein, gerade seine schönste und liebenswürdigste Zeitgenossin zu demüthigen. Die Mission verunglückte.

Aurora's diplomatische Verhandlungen und Reisen kamen ausführlich an's Licht in einer eigenen kleinen Druckschrift eines Zeitgenossen, die den Titel führt: „Denkwürdigkeiten eines polnischen Edelmanns." Man sieht hieraus, daß Aurora mit großer Energie ihre Plane zur Rettung ihres gekrönten Freundes verfolgte, daß aber ihr Heroismus mit den ungünstigsten Verhältnissen

zu kämpfen hatte. Außer dem von uns angeführten Versuch machte Aurora noch einen zweiten, sich Karl XII. zu nähern, und zwar bei jener merkwürdigen Zusammenkunft bei Leipzig zwischen August und Karl. Aber auch dieser letzte Versuch scheiterte. Schon hatte Karl, obwol unwillig, dem ewig bittenden Grafen Piper die Erlaubniß gegeben, die Gräfin einladen zu dürfen zu einem Feste, bei dem er selbst zu erscheinen versprochen, als die Etikette und Rangordnung wieder alle Hoffnungen vernichtete. Aurora machte auf den Rang einer Reichsfürstin Anspruch und somit auf einen besondern Platz an der Abendtafel; Karl befahl seinem Minister, sie unter alle übrigen Damen zu setzen. Erstaunt fragte Piper um den Grund dieser Demüthigung. „Weil sie eine Maitresse ist," erwiederte der König. — „Aber, Sire, die Maitresse eines Königs!" — „Thut nichts zur Sache, ob eines Königs oder eines Bauern; genug, sie gehört nicht an den Platz, wo meine Schwedinnen sitzen." — Aurora blieb vom Feste weg; sie scherzte selbst über jene Antwort und machte ein boshaftes Epigramm auf Karl, das dieser natürlich nicht las. Karls rauhe Tugend, die an's Plumpe streifte, hatte, da er im Kampfe mit Geist und Schönheit unterlag, die öffentliche Stimme nicht für sich. Wäre Aurora ein gewöhnliches Weib gewesen, so hätte sie dieser Keulenschlag

des hyperboräischen Jupiters ohne Zweifel vernichtet, aber sie war ein ungewöhnliches, ein in allen Jahrhunderten und zu allen Zeiten seltenes Weib, auf sie war nicht anwendbar, was für tausend Andere Strafe oder Belohnung war.

Mit der eminenten Klugheit, die die großen Geister auf ihren Bahnen leitet, vermied sie es, dem Fürsten, dessen Sache sie führte, bis zu jener Grenze zu vertrauen, wo die Rathlosigkeit eines Großen die Existenz des Kleinen gefährdet, und wo fürstliche Perfidie mit jedem gegebenen Versprechen, mit allen Freundschafts- und Liebesversicherungen zu spielen beginnt. Das Schicksal Patkuls, das vor ihren Augen seine blutige Katastrophe abspielte, gab ihr Belehrung und Warnung. Sie floh, erschreckt von dem jammervollen Fall des Freundes, denn sie ehrte und schätzte Patkul, in ihr Kloster zurück, und war nur schwer zu bewegen, sich wieder in den Strudel der Welt zu stürzen. Als sie es dennoch that und wieder am Hofe zu Dresden erschien, war es nicht, um frivole Freuden zu suchen, um einem Fürsten Weihrauch zu streuen, der ihrem Herzen und Geiste immer fremder wurde; sie kam um ihres Sohnes willen, für den sie vom ewig zögernden Vater endlich die Würde eines Reichsgrafen und den Titel eines Grafen von Sachsen erhielt. Dies war aber auch so ziem-

lich Alles, denn Geld vermochte August ihm nicht zu geben, er hatte keines mehr. Ein Heer von plündernden Maitressen zog ihm überall nach, und in Warschau, wo er wieder als König einzog, hefteten sich gerade die verächtlichsten und gierigsten Geschöpfe dieser Art an seine Fersen. Die Galanterie der Polinnen feierte Triumphe, über die man in Sachsen auf das Lebhafteste erstaunte. Immer gab es kleine niedliche Feste, immer Maskenbälle, die Millionen kosteten, und dabei liefen die Soldaten weg, weil sie keinen Sold bekamen. Die ganze Umgebung des Königs war käuflich, Alles stahl und raubte. Die Männer tranken ungeheuer, die Frauen waren furchtbar unsittlich, alle Laster traten in bisher unerhörtem Maaßstabe auf. Die libertinen Dresdener Frauen waren, wenn sie nach Warschau kamen, noch Tugendmuster, die sächsischen Trinker waren noch Schulknaben gegen die polnischen; und all dieses wüste Schwärmen, dieser tumultuarische Leichtsinn, diese taumelnden Haufen wogten fortwährend zwischen den Höfen von Dresden und Warschau auf und ab, der König wie ein alternder Bacchus immer an ihrer Spitze. Zuletzt verlor die Ausschweifung allen Glanz, das Laster alle Anmuth; die Schönheit, der Geist und der Adel zogen sich zurück und die gemeine Orgie blieb. Der König war so weit gekommen, daß er nur die Frau

noch liebenswürdig fand, die im Stande war, mit ihm eine Flasche zu leeren.

Es ist ein herbes Loos, das der armen Aurora gefallen war, daß sie immer wieder gezwungen wurde, den Treulosen, Entwürdigten an gewisse Erinnerungen zu mahnen. Empörend ist es, die kalten Antworten zu lesen, die August ihr zusendet. Er hat keine Liebe, kein Geld, er hat nichts mehr für sie. Nur Scheu empfindet er vor ihr, denn ein geheimes, unbehagliches Gefühl sagt ihm, daß er sie achten müsse, die arme, von ihm so brutal zertretene Frau. Sie bittet ihn zuletzt, eine kostbare Perle einzulösen, die sie in ihrer größten Geldnoth bei einem sächsischen Juden versetzt hat; er thut es nicht. Sie bittet nochmals und erinnert ihn, bei welcher Gelegenheit sie einst diese Perle von ihm empfing; er antwortet ihr nicht mehr. Diese Briefe schneiden in's Herz. Das ist also das Spiel der Welt, so treibt sie's mit dem Herzen, das sich ihr hingibt! Aber Aurora bleibt stark und fest, sie bleibt sogar heiter und scherzend. Sie schreibt anmuthige Briefe an ihre alten Verehrer, die nicht müde werden, ihr Heirathsvorschläge zu machen. Ihren Kummer verbirgt sie in der stillen Klosterzelle. Wenn die laute Weltstimme sie ruft, erscheint sie immer, und die schöne Frau bezaubert noch immer alle Welt. So gibt sie dem Sohn Peters des

Großen, jenem unglücklichen Prinzen Alexei, der sich mit einer deutschen Prinzessin vermählt, ein Fest in Quedlinburg, bei dem sie Verkleidungen, poetische Spiele und Ueberraschungen anbringt. Sie dichtet ein Bewillkommnungslied und spricht es selbst, in das Gewand einer antiken Muse gekleidet, anmuthig sich hin und her bewegend und sich keusch in ihre Draperien hüllend. Der Sohn des Zaaren ist entzückt, die Stiftsschwestern klatschen Beifall und die alte Aebtissin, die nicht mehr gut sieht und hört, begrüßt die antike Muse als heilige Therese und hält den Gesang Amors und der Grazien für den ambrosianischen Lobgesang. Aurora läßt die alte Dame bei diesem Irrthum, und bis spät in die Nacht schmaust und spielt man in den Klostermauern. Bald darauf erhält Aurora den Besuch benachbarter deutscher Fürsten, dann wohnt lange Zeit ihre Schwiegertochter bei ihr und macht durch ihre scandalösen Intriguen das Stift und die ganze Nachbarschaft aufrührerisch. Diese Gemahlin des Grafen von Sachsen, von der er sich scheiden ließ, spielt überhaupt in dem Register der Klagen und Sorgen Aurora's eine große Rolle. Es scheint eine junge Frau von zügelloser Herrschsucht und von sehr schlechten Sitten gewesen zu sein, die lediglich weil sie sehr reich war, dem jungen Grafen angetraut wurde, der sie gleich Anfangs nicht haben wollte und nur dem

Befehl seines Vaters, des Königs, Folge leistete. Wir würden auf sie zurückkommen, wenn es uns erlaubt wäre, in unserer kleinen Gemäldesammlung auch das Bild des Grafen von Sachsen zu betrachten.

Was ihre quedlinburger Angelegenheiten betraf, so gelangte Aurora trotz ihrer Klugheit und ihrer zur rechten Zeit angewandten Schmeichelkünste nicht zum gewünschten Ziel; sie wurde nicht Aebtissin und somit nicht wirkliche Reichsfürstin, welcher Titel mit dieser Stelle von selbst verknüpft war. Als die Prinzessin von Sachsen-Weimar starb, wählte man nach langem Zögern eine Prinzessin von Holstein-Gottorp. Aurora hatte es gleich Anfangs darin versehen, daß sie wenig Lust bezeigte, wie ihre alte Freundin, die Prinzessin von Sachsen-Weimar, es verlangte, im Stift zu wohnen und ein stilles, erbauliches Leben zu führen. Sie war fortwährend auf Reisen, und wenn sie zufällig einmal im Stifte ihre Wohnung aufschlug, so zog sie durch ihre Anwesenheit einen Schwarm Weltleute in die stille Behausung, womit den frommen Damen ebenfalls nichts gedient war. Der neue Schutzherr, der König von Preußen, schrieb ihr öfters: „Madame, begeben Sie sich wieder auf Ihren Posten, reisen Sie in Ihr Stift zurück. Ich höre, daß dort vielfältige Zänkereien ausgebrochen sind, bringen Sie durch Ihr Ansehen die Parteien zur Ruhe!"

Aber solchen Aufforderungen leistete Aurora nie Folge; sie kam, wenn es ihr beliebte und sie sonst nirgends anderswo die Zeit angenehmer zuzubringen wußte, in's Stift zurück. Die alten Damen waren außer sich und thaten ein Gelübde, eine so ausgelassene Weltdame um keinen Preis zur Oberin zu wählen. Besonders zeichnen sich in dieser Opposition die von uns bereits erwähnten zwei Gräfinnen Schwarzburg aus, die einen eigenen Geschäftsträger am wiener Hofe besoldeten, um die Bemühungen Aurora's zu hintertreiben. Aurora blieb also bis an ihr Lebensende Pröbstin.

Um die Heiterkeit ihres Geistes, den anmuthigen Scherz, womit sie die Langeweile der Höfe verscheuchte und sich zur Königin der geselligen Kreise machte, zu bezeichnen, mögen hier ein paar Briefe eingeschaltet werden, die sie im Sommer 1698 aus Töplitz schrieb. Die Originale sind französisch. — „Meine Damen, am ersten Tage nach unserer Ankunft die Badeberichte zu beginnen, werden Sie sicherlich für zu zeitig halten; da wir aber bereits gerne wieder nach Hause gingen, sind sie es in der That nicht. Und es sind uns schon merkwürdige Dinge begegnet, die sich zur Mittheilung eignen. Große Berge zu erklettern ist keine leichte Sache. Als wir am Rande der Abgründe anlangten, sahen wir mit unbeschreiblichem Entsetzen, wohin wir gelangt waren.

Die Furchtsamen unter uns drängten zur Umkehr, allein wir Anderen fanden, dem Himmel sei Dank! noch so viel Muth in unseren Herzen, daß wir diesem Rathe nicht folgten und uns in Lehnstühle setzten, um uns in die Tiefe hinabtragen zu lassen. Wir riefen die Dämonen des Gebirges an. Ich dachte einen Moment daran, ob das Schicksal wol beabsichtige, mir hier den Hals zu brechen, gleich darauf fielen mir bei dem ruckweisen Schwanken des Tragsessels die Verse der Frau von Houlière ein — ab hic et hoc! und ich mußte lachen. Als ich meine Blicke in die Höhe richtete, sah ich am äußersten Gipfel des Gebirges eine Burg hängen, die aussah, als wollte sie jeden Augenblick auf mein Haupt niederstürzen. Meine Führer versicherten mich, es sei dies eine Zauberburg, und ein gewisser König Marcus habe sie in grauer Vorzeit erbaut. Nie hatte ich noch von einem König Marcus gehört, ich suchte bei meinen Trägern Belehrung, und diese erwiederten mir, König Marcus sei ein König von Schweden gewesen. Nun hatte ich's. Es war der weise und erhabene Monarch, von dem ich abzustammen die Ehre habe. Sogleich war ich entschlossen, mein Geheimniß nicht zu verrathen, denn, sagte ich bei mir selbst, erfahren diese guten Leute, daß du die Enkelin dieses verwünschten Königs bist, der ein so arger Zauberer war,

so sind sie im Stande und werfen dich ohne weitern Prozeß sogleich in den Abgrund. Nein, trotz der Ehre, von einem Könige abzustammen, will ich doch hier lieber die Sicherheit meines Halses wahren. — Kaum waren wir einige Schritte weiter, so erschien diesmal ein wahrhafter Zauberer, nämlich der Mai, der seine größten Schönheiten in dieses einsame Gebirge verstreuete. Wohin geht dein Lauf, schöner Gott? rief ich ihm zu. Warte einen Augenblick und sage mir, ob ich in Töplitz gute Gesellschaft finden werde. Der junge Gott trocknete sich die erhitzte Stirn und erwiederte keuchend: „Nein, Madame, Sie kommen zu früh und finden dort noch Niemand!" — Ach, er hatte wahr gesprochen! Wir sitzen hier in der drückendsten Einsamkeit. Ich sehe in der That Niemand, wenn ich einige Kranke ausnehme, die im Schlafrock und in Pantoffeln an unseren Fenstern vorüberpilgern."

Ein zweiter Brief lautet: „Meine Damen, Ihre geistvollen Antworten machen mich fürchten, daß ich nur schlecht dazu tauge, mit Ihnen in Verkehr zu stehen; ich müßte denn den Herrn von Seiverditz bitten, mir seinen Pegasus zu borgen, um einige Cavalcaden vor Ihnen auszuführen. Wenn jedoch die geringfügigen Details unserer hiesigen Abenteuer Sie interessiren, so will ich nicht zögern, sie Ihnen zu berichten. Die Ge-

sellschaft vermehrt sich merklich; einige Grafen aus Prag, deren Ankunft vom Thurme herab durch die Trompete verkündet wurde, langten in diesen Tagen an. Sie errathen, wie unsere Koketten sich sogleich in Angriffszustand versetzten. Wir haben mehre Partien unternommen, die immer mit Regen endeten; dann wurden Gastmahle gegeben, bei denen man einschlief. Doch sind das Alles keine Mittel, Lähmungen zu heilen. Neulich veranstalteten unsere Damen ein Bad, in das wir mit Blumen geschmückt, wie Nymphen der Diana, gingen. Diana wurde durch das Loos gewählt; Frau von Reisewitz wurde es. Ueber dem Badebassin war ein Zelt ausgespannt, und wir gingen Alle paarweise in's Bad. Kaum vertrauten die Schönen, welche ihre Reize nur von dünnen Schleiern verhüllen ließen, sich dem kühlen Elemente an, als man im Hintergrunde des Bades eine fremde Nymphe bemerkte, die ein blödes und dummes Ansehen hatte und sich furchtsam in den Schatten drückte. Mit Schrecken gewahrten wir, daß diese alte Nymphe einen Bart hatte, und als Diana Lärm schlug, sprang jene heraus und wir erkannten den alten Grafen Trautmannsdorf, der sich diesen Spas erlaubt hatte, um recht viele Schönheiten im Bade zu sehen und nebenbei Frau von Reisewitz einen tödtlichen Schreck einzujagen. Gleich darauf zeigte sich der Graf Isterle als Aktäon in einem

Schlafrocke, mit Stiefeln und einer Bärenfellmütze. Wir spritzten ihm Wasser an den Kopf und sogleich wurde ein hohes Hirschgeweih sichtbar. Unsere alte Nymphe sprang aus dem Wasser und setzte Aktäon nach, und bei der Gelegenheit konnten wir sehen, daß der gute Graf Trautmannsdorf, obgleich er sechszig Jahre alt ist und durch die Gicht krumm und lahm, dennoch sich wacker zu tummeln wußte. Er gab dem Aktäon einen tüchtigen Schlag auf's Haupt, den dieser jedoch sehr geschickt mit seinem Geweih auffing. „Glück auf zu deinen Hörnern!" rief Graf Trautmannsdorf und setzte gleich darauf hinzu: „Geh zu allen Teufeln nach Polen, du alter gehörnter Windbeutel!" Während dieses Streites gewann Diana mit ihren Nymphen den Ausgang, doch wurden sie von einem neuen Ruhestörer, dem jungen Grafen Zwirbi, erschreckt, der sich ihnen in den Weg stellte und tausend Possen trieb. Bei der Gelegenheit sang man ein deutsches Lied, dessen Anfang lautet: „Geduld, mein lieber Florian! Sieht doch die Katz den Kaiser an" u. s. w. Ich schließe meinen Bericht mit der Bitte, ihn nicht für eine Fabel zu halten und Glauben zu schenken Ihren — gehorsamsten und treuesten Nymphen."

Von Aurora's französischen Versen theilen wir dem Leser keine mit, weil sie in der That nicht geeignet sind,

ihren Ruhm zu vermehren. Es ist jene incorrecte französische Prosa, metrisch gegliedert, die man damals allgemein Poesie nannte. In dieser Weise konnte gewiß jede gebildete Dame dichten. Aurora verfaßte auch eine Grabschrift auf ihre Mutter, aber auch von dieser müssen wir leider sagen, daß sie nichtssagend und frostig ist; das schon erwähnte Epigramm auf Karl XII. ist das beste ihrer Gedichte, weil darin persönlicher Unwille den Kern hergibt. Sie war eine Frau der That, des raschen gesprochenen Wortes, nicht der Reflexion, der in der Stille gekünstelten Empfindung.

Unzählig sind die Gedichte, die auf sie von den Zeitgenossen und auch später gemacht worden; wir haben jedoch unter allen, die uns zu Gesicht gekommen, kein einziges werthvolles finden können. Am zierlichsten sind die Verse, die sich einst, von unbekannter Hand geschrieben, auf einem Blättchen Papier unter ihrem Bilde in der Moritzburg fanden. Ein bis zum Possenhaften philisteriöser Autor, Namens Paullin, hat in seinem Werke „Hoch- und Wohlgelahrtes deutsches Frauenzimmer, Frankfurt und Leipzig 1722“ Gedichte von Auroren mitgetheilt, selbst geistliche, und dann einige aus dem Lateinischen übersetzte. In allen diesen Dingen besteht aber durchaus nicht der Werth und der Glanz unserer Heldin. Als Beweis, wie wenig sie von ihrer

eigenen Poesie erwärmt wurde, dienen die ganz heterogenen Bemerkungen, die auf denselben Papierschnitzeln neben den Versen stehen, besonders kleine Fragmente aus den Orakeln der Punktirkunst, der sie sehr ergeben war. Dagegen ist ihre französische Briefprosa so graziös und von so anmuthig frischem Lebenshauch durchzogen, daß man auch jetzt noch diese Briefe mit Vergnügen liest.

Ob sie in der Malerei irgend Bedeutendes geleistet, bleibt ungewiß, da die Bilder in ihrem Nachlaß, Landschaften und Porträts, die ihr zugeschrieben wurden, nachmals bei genauerer Prüfung einen andern Ursprung verriethen. In der Musik war sie Meisterin, sie componirte reizend und trug mit der blühendsten Lebendigkeit vor. Mehre kleine Opernmotive, ein paar Liebeslieder und zwei oder drei Cantaten sind von ihr erhalten. Im Tanz war sie die Grazie selbst, sie hörte aber früh damit auf. Wie sie aus Schweden kam, jung, blühend, voll Hoffnung und Lebenslust, war sie in jedem heitern Spiel der Jugend geübt; ihr Frohsinn war der eines Kindes, muthwillig, fast lärmend. Sie tanzte auf Wiesen und führte im Mondschein den Reigen an, der sich um die Linde des Dorfes herumbewegte; dazu sang sie schwedische Volkslieder. Am Hofe liebte sie später die Verkleidungen. In Erfindung allegorischer Maskenspiele

war sie unerschöpflich. In den damals gebräuchlichen „Wirthschaften“ war sie bald eine nordische Druide, bald eine dalekarlische Bäuerin. Einmal lief sie als Atalanta zum großen Ergötzen des ganzen Hofes mit dem alten Herzog von Holstein-Beck um die Wette, und die Attitüde, mit der sie den goldenen Apfel auf den Weg warf, war so voll Schalkheit und Lieblichkeit, daß der Beifall kein Ende nahm. Nachdem sie Mutter geworden, sah man sie nie wieder tanzen und auch nur seriöse Maskenspiele mitmachen.

Wir haben jetzt das Erlöschen jener schönen Sonne zu melden. Die letzten Lebensjahre Aurorens waren mit Kummer und Bitterkeit erfüllt. Sie sah, trotz aller Geldopfer, die die nunmehr arme Frau brachte, den Sohn dennoch nicht den Thron Kurlands besteigen. Das war für die ehrgeizige Weltdame, für die zärtlich liebende Mutter ein empfindlicher Schmerz. Die Vermögensverhältnisse der Familie waren auf's Aeußerste zerrüttet, überall Prozesse, in Liefland, in Schweden, in Hamburg und Braunschweig. Nirgends gab man die Königsmarkschen Besitzungen frei. Das Jahr 1727 war ein Krankheitsjahr für Aurora; es ging in böser Stimmung und unter gefahrdrohenden Anzeichen hin. Die eigensinnige, bis zuletzt lebhafte und leidenschaftliche Frau nahm die Medicamente nach eigener Laune, und sehr wenig

auf die Vorschriften ihres Arztes hörend, nachlässig ein. Hatte sie müssige Stunden, so fiel sie über ihre kleine Apotheke her und schwelgte in Arzneimitteln, wobei sie zugleich allerlei Toiletten- und Schönheitsdecocte, zum großen Verdruß des Arztes, anwandte. War sie mit anderen Dingen beschäftigt, so vergaß sie Arzt, Krankheit und Medicin und wollte um keinen Preis gestört sein. Dann stritt sie sich mit ihrem Arzte um den lateinischen Namen ihrer Krankheit. Als diese endlich sehr ernst wurde, machte sie sich, mit Beseitigung alles Irdischen, auf den Tod gefaßt. Hier trat wieder die Größe und Festigkeit ihres Geistes an den Tag. Sie legte das schimmernde Gewand der Eitelkeit mit fester Hand bei Seite, und nur das, was den Inhalt ihres Lebens ausgemacht, der Trieb, groß, wahr und gut zu sein, erfüllte ihre Seele, die von den herannahenden Schrecken des Todes nicht gebeugt wurde. In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 starb sie. Es begann sogleich das vierwöchentliche Trauergeläute, welches ihrem Range gebührte. Ein Testament wurde gefunden, aber es verschwand nachher unbegreiflicherweise. Der Sohn schickte sehr unzarterweise einen besondern Agenten, der sich erkundigen mußte, ob keine Pretiosen gefunden worden; man antwortete ihm, der ganze Nachlaß der Mutter habe in 52 Thalern 10 Gro-

schen 8 Pfennigen bestanden. Nur der Umschlag mit der eigenhändigen Aufschrift: „Dieses ist mein letzter Wille wegen meiner hiesigen Angelegenheit. Maria Aurora Königsmark" ist von dem Testament übrig und findet sich in den Acten des Archivs der Provinz Sachsen zu Magdeburg.

Fürstin Amélie Galitzin.

Digitized by Google

Fürstin Amélie Galitzin.

Unter den interessanten, wenn auch nicht unter den berühmten deutschen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der Fürstin Amélie Galitzin gewiß eine der ersten Stellen. An ihrem Bildungswege läßt sich der Charakter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts übersehen, dieses Jahrhunderts, das in seinen schönen wie in seinen schlimmen Eigenschaften sehr oft durch Frauen repräsentirt wird. Wir sehen Frauen als die Trägerinnen der Unsitte und der Frivolität erscheinen, wie sie aus den philosophischen Laboratorien berühmter und berüchtigter Adepten, eines Voltaire und Diderot, hervorgingen. Das unächte Gold, das aus jenen Schmelztiegeln erstand, finden wir zu kunstreichen Diademen und Lorbeerkränzen verarbeitet, die die Stirn herrschender Frauen zierten. Wir sehen die goldenen Saiten der Lyra ebenfalls von jenem Metall gefertigt, und

daher ihr falscher Klang, ihre unreinen Accorde. Dann sehen wir aber auch Frauen, die die Ehre tiefer Demuth und Zerknirschung aufnehmen und Priesterinnen eines von der Welt weit abgewendeten Dienstes werden. Die Fürstin ging beide Wege, versah beiderlei Dienst.

Zwei Frauen gingen aus den Brennpunkten der Bildung und der Sittenströmung in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervor, beide reich begabt, beide prangend in Glanz und Schönheit, und beide endend im phantastischen Dunkel einer ascetischen Einsiedlerklause. Die Eine war jene berühmte und viel besprochene Esther Stanhope, die Nichte Pitts, die, überdrüssig des Glanzes und der Ueppigkeit, der Gesellschaftskreise, in denen sie als Königin herrschte, eine seltsame Pilgerreise in den fernen Orient unternahm, und auf dem Gipfel des Libanon hinter den Draperien eines morgenländischen Zeltes verschwand, mystische Gesänge der Drusen hinter sich erklingen lassend. Während diese seltsame Frau ihre bleichen Züge, die müden, von der Welt gesättigten Augen von einem Turban beschatten ließ, ging Amélie Galitzin, ebenfalls der Welt überdrüssig, in eine stille Buß- und Betkammer in der Stadt Münster, die im Schatten ihrer Mauern stets ein strenges Kirchenthum zu bewahren gewußt hat.

Von beiden Frauen sprach die Welt viel und lange, bis sie endlich von ihnen gänzlich schwieg und die einsame Frau auf dem Libanon und die einsame Frau in Münster in gleicher Weise vergessen wurden. Wir wollen mit wenigen Zeilen das Andenken der letzteren erneuern.

Dem Generalfeldmarschall Grafen von Schmettau wurde in Berlin im Jahre 1748 diese Tochter geboren. Der General war protestantisch, die Mutter, eine Baronin Ruffert, katholisch; dem zu Folge wurden die Söhne im Bekenntnisse des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen. Amélie kam nach Breslau in eine Pensionsanstalt. Der Unterricht in allen Dingen, auch in der Religion, war dürftig. Der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs scheint auch die stillen Erziehungshäuser in Breskau erschüttert zu haben, wenigstens ergriffen einige Lehrerinnen die Flucht, andere blieben da und gaben zerstreut und leichtfertig ihre Lectionen. Die Schülerinnen geriethen in politische Aufregung, ein Theil zählte sich zu der österreichischen Partei, der andere zu der preußischen; unsere Kleine stand an der Spitze der letzteren. „Ich bin die Tochter eines preußischen Feldmarschalls,“ rief sie; „wie sollte ich also anders als gut preußisch sein?“ Eine Gräfin Trautmannsdorf, die die kleinen Oesterreicherinnen befehligte, erklärte, die

Pension habe weit bessere Milch zum Kaffee erhalten, so lange sie österreichisch war, und dieses politische Argument siegte; die ganze Classe ging zu den Oesterreichern über.

Die kleinen Mädchen lernten übrigens Nichts. Als die Pension sich auflöste und die Gräfin nach Berlin zu ihren Eltern kam, beging sie tausend lächerliche Ungeschicklichkeiten. So promenirte einmal die Gesellschaft durch den Thiergarten, der damals mit einer großen Menge Statuen geschmückt war, und die Eltern hatten den Schrecken, die Tochter sich vor der Bildsäule der mediceischen Venus mit großer Ehrfurcht bücken zu sehen. Die arme Kleine hatte die Venus für die heilige Jungfrau gehalten, Apoll daneben für den heiligen Nepomuk. Dergleichen war schwer zu ertragen. Diese Naivetät mußte rasch und mit der Wurzel ausgerissen werden.

Ein Franzose, Premonval, ein Schüler und Freund La Mettrie's, hatte im damaligen Berlin eine Erziehungsanstalt gegründet, in der die Kinder hochgestellter Familien in den frivolen und schädlichen Kunststücken unterrichtet wurden, die die Weltbildung jener Tage ausmachten. Vor Allem brachte man der kleinen Gräfin die Mythologie bei, und sie wußte nun bald sehr wohl einen heiligen Nepomuk von einem Apoll zu unterscheiden. Dann lernte sie tanzen, singen und die Predigten Bourdaloue's lesen, eine für das unglückliche Mädchen unbe-

schreiblich langweilige Lectüre. Der Besuch der Kirchen, wie sie ihn schildert und wie er damals gebräuchlich war, ist ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des großen Jahrhunderts Friedrichs.

Die Gesellschaft, die sich fast täglich bei Hofe und in den Salons sah, kam auch in der Kirche zusammen, und zwar in kleinen Logen oder Cabinetten, die geschlos-sen waren, Schaufenster nach dem Altar und der Kan-zel hin hatten, im Uebrigen aber immer so eingerichtet waren, daß man, unbemerkt von der unten versammel-ten Gemeinde, plaudern, sich putzen, Besuche abstatten, Bücher lesen und mitunter auch recht sanft und unge-stört schlummern konnte. Die Loge der Gräfin war immer mit Besuchen gefüllt, so daß die Tochter, die gerne andächtig und gesammelt gewesen wäre, es durchaus nicht sein konnte und zuletzt auch mehr Ach-tung auf die Schönpflästerchen und Schminke ihrer Nachbarinnen hatte, als auf das Wort von der Kanzel her. Zuweilen war auch dieses Wort inhaltlos und langweilig. Die Prediger gaben eine Topographie des Landes Judäa, statt sich mit ihrer Gemeinde in Berlin zu beschäftigen. Der lebhafte Geist der jungen Dame, die jetzt schon siebzehn Jahre alt war, trieb sie zur Ver-vielfältigung der geistigen Interessen. Sie kam auf den Einfall, Bücher zu lesen.

Eine benachbarte Buchhandlung, in die die Gräfin verstohlen schlüpfte, erklärte sich willig, die Leserin mit Büchern zu versorgen, allein man wollte dafür bezahlt sein und die Gräfin hatte kein Geld. Sie bekam nur welches, wenn sie Abends ihre Partie machte, und weil sie schlecht spielte, verlor sie jedesmal das mitgegebene Geld. Um aber nun zu ihrem Zweck zu gelangen, nahm sie sich vor, aufmerksam und gut zu spielen, und siehe da, sie verlor nicht nur nicht mehr, sondern sie gewann so viel, daß der Bücherverleiher und selbst der Bote bezahlt werden konnte. Wer war nun glücklicher, als unsere junge Schöne, die sich jetzt mit Wuth in die Romane stürzte und mit einer brausenden Phantasie die Schöpfungen umkleidete, die aus einer sehr dürftigen, wenn auch gerade nicht vergifteten Geistesquelle strömten. Sie las und las immerfort. „Zuletzt wurden meine Begriffe confus," erzählt sie; „ich warf all die tausend jammervollen und glänzenden Situationen durch einander, und nichts blieb, als ein gewisses Ideal unermeßlicher Vollkommenheit, dem ich nun im Leben zu begegnen strebte. Ich fand es nicht."

Unterdessen wurde das äußere Leben der jungen Dame immer prachtvoller; sie war in die große Welt eingetreten, sie besuchte Schauspiele, Concerte, Assembléen, — überall dieselbe Langeweile. Da die Mutter

kränklich war, oder es sein wollte, ging die schöne Tochter oft allein in Gesellschaft, und da sie unbeschreiblich ungezwungen war, verkehrte sie mit aller Welt sehr frei. Aber diese Kühnheit und Offenheit trug das Gepräge der Reinheit und hatte darum etwas Gebietendes; sie blieb unangetastet und auch die leiseste üble Nachrede wagte sich nicht an sie. Ueberall suchte sie Geist, Offenheit, Wahrheit; sie wollte gebessert, belehrt, erleuchtet sein. Es war eine junge, stürmende Seele, die die Tugend suchte. Dieser feurige Impuls, den die Welt nie versteht, machte sie zu einer Erscheinung, die man bewunderte, aber nicht nachahmte.

Mitten in ihren weltlichen Genüssen befiel sie die Furcht vor der Hölle. Eines Abends fuhr sie mit ihrer Mutter in's königliche Schloß zu einem Hofball. Geschmückt mit Diamanten und Blumen und in einen köstlichen Schleier gehüllt, steigt sie aus dem Wagen und ist eben noch beschäftigt, die flatternden Draperien ihres umfangreichen Reifrocks von einem kleinen Hemmniß loszumachen, als eine Alte, scheinbar eine Bettlerin, sich dicht an sie herandrängt und ihr im platten Dialekt der Berliner Höckerinnen zuruft: „Ja, mein Frölken, wenn nur man keene Hölle wär'!“ Mit dieser Aeußerung hinkt die Alte fort, aber Amélie ist erstarrt über das Ereigniß. Sie kann, in den erleuchteten Sälen

oben angelangt und umgeben von der Schaar ihrer Bewunderer, das häßliche alte Gesicht, in dem Spott und Hohn und der Himmel weiß welch ein seltsamer Ausdruck noch die Runzeln verzogen, nicht wieder los werden. Es schwebt ihr immer vor dem Blicke, sie sieht immer die magere Hand wie eine Teufelskralle nach ihrem Leibe ausgestreckt und hört immer die Worte: „Wenn nur keine Hölle wär'!"

Wie sie nach Hause kam, warf sie ihren Schmuck von sich und weinte bittere Thränen. Man suchte ihr das ganze Begegniß als ganz geringfügig und höchst natürlich zu erklären. Die Alte war im Schloßhofe bekannt, es war eine Blödsinnige, die man frei gehen ließ, weil sie Niemandem schadete. Aber diese Erklärungen nützen nichts. Der über alle Lebensgestaltungen und jeden Stimmungswechsel gebietende Geist hatte einmal seine Richtung hierhin genommen, und unsere junge Weltdame hatte schon damals einen Anfall von düsterer Melancholie. Die Furcht vor Hölle und Teufel bildete sich zu einer peinigenden Allgewalt aus. Da Niemand der armen Suchenden bis jetzt einen Weg gezeigt, der sie durch das Dunkel hätte führen können, so stürzte sie sich jetzt selbst auf's Gerathewohl in's Dickicht. In rascher Folge hatte sie, ihrer Ansicht nach, alle sittlichen Lebenslagen durchgemacht. Die Romane hatten ihr ein

Ideal von Tugend und Schönheit aufgestellt, das sie zu erstreben versucht, das sie aber nie, weder bei sich noch bei Anderen erreicht gefunden hatte; einen andern Ausweg zu Licht und Befriedigung, zu der Größe und der Höhe, die sie suchte, hatte man ihr nicht angeben können, sie gab sich also verloren, jener dunkeln Macht anheimgefallen, die da eingesetzt ist, um jede unnütz oder lasterhaft verbrachte Existenz zu züchtigen. Sie wollte vergehen beim Gedanken, daß ihr eine ewige Strafe zugetheilt sein könnte. Gott legte auf die zarte Seele alle Schrecken der Gewissensangst, wol nur, um die Fülle und Biegsamkeit ihrer jugendlichen Kraft zu prüfen. Nach und nach wurde die Binde von ihren Augen genommen; diese fingen an, sich wieder dem Licht zu öffnen. Sie war ja jung, die Welt schön, Liebe und Freundschaft umgaben die Erbebende; war es da wol möglich, daß sie immerdar in diesen ascetischen Grübeleien verharrte? Aber was sie durch diese dunklen Stunden erkauft hatte, blieb ihr, die Macht und Gewalt der geistigen Welt, in die sie zuerst einen furchtsamen, aber doch sichern Blick gethan.

Das Jahr 1768 führte sie als Hofdame der Prinzessin Ferdinand nach Spaa. Hier war sie in eine ganz andere Sphäre gerückt. Nun erst sollte aller Glanz und alle Fülle des Weltlebens sie umbrausen. Die Bäder

von Spaa und Aachen waren damals die Zusammenkunftsorte der europäischen Gesellschaft. Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener, Russen, selbst Türken und Griechen kamen hieher, um zu zeigen, was Sitte, Cultur und Reichthum über die Nationen, deren Repräsentanten sie waren, vermochten. Mitten in diesem Strudel schwamm Frankreich obenan. Die große Epoche Voltaires hatte eben begonnen und sein Gestirn warf die feurigsten Stralen. Die Fürsten beugten sich vor ihm, und die frivole Muse, die die Pucelle und den Candide geschaffen, betrat mit koketter Frechheit den Parketboden der Paläste. Diderot war eben aus Rußland heimgekehrt, von wo er Reichthümer mitbrachte, aber auch ein kleines boshaftes Witzwort Catharinens, die den großen Philosophen für unfähig erklärte, ihr für ihre „kleine Wirthschaft“ guten Rath zu geben. Catharina hatte ihm den Abschied gegeben, er hatte ihr zu viel vorgeschwatzt, ihr zu wenig praktisch genützt; sie entließ ihn, indem sie ihm eine goldene Brücke zurück nach Frankreich baute.

Als Diderot in Spaa ankam, war er sehr übel gelaunt; dies verhinderte jedoch nicht, daß er unsere junge Gräfin sogleich aus der Masse vornehmer und schöner Frauen herausbemerkte und auszeichnete. Für solche Erscheinungen hatte Diderot ein Auge. Er brachte

ihr eines schönen Morgens den ganzen hübschen Kram des Atheismus. Da waren die niedlichen Sächelchen darunter von dem Menschen, der eine Pflanze ist, von dem Menschen, der keinen Gott, keine Fortdauer nach dem Tode, aber dafür einen sehr guten Magen, eine hübsche junge Frau und ein Landgut hat, von dem Menschen endlich, der keinen Gott nöthig hat, weil er selbst einer ist. Die Gräfin erschrack nicht, denn sie hatte dergleichen schon in Berlin gehört, nur lange nicht so geistreich und mit so sprudelnder Lebendigkeit, mit einem solchen Feuer der Ueberzeugung vorgetragen. Aber sie nickte nicht unbedingt Beifall; so weit hatten jene dunklen Stunden, von denen wir gesprochen, sie doch schon gebracht, so viel Raum hatte sie doch schon im Tempel gewonnen, wo der Geist der Geister angebetet wird im Geist und in der Wahrheit. Diderot sprach sich heiser, bekam das Fieber und reiste ab. Aber er verlor seine Schülerin nicht aus den Augen; später kam er nochmals wieder, und da gelang es ihm mit seiner Kühnheit und Zudringlichkeit, die Gräfin zu einem raschen Entschluß zu bringen. Wir dürfen hier aber anderen Begebenheiten nicht vorgreifen.

Unter den reichen Ausländern in Spaa befand sich auch der Fürst Galitzin, ein Russe, modern gebildet, von den feinsten Sitten, ein Kenner und Beförderer

der Genußkünste, ein Sybarit des achtzehnten Jahrhunderts, dabei ein Freund Voltaire's und Diderots, mit denen er in Briefwechsel stand. Diese Erscheinung war zu bedeutend, als daß der Salon der Prinzessin ihr sich nicht sofort geöffnet hätte. Der Fürst sollte eigentlich Bilder kaufen für die neuerrichtete Galerie in Zarskoje-Selo, er sollte mit Aufträgen schnell nach Petersburg zurück, aber er blieb und gab Feste, ohne daß die müssige und plaudernde große Welt eigentlich begriff, weshalb er blieb. Der Grund kam an den Tag. Er bewarb sich um die Hand der jungen Gräfin Schmettau. Sie wurde ihm von den Eigenthümern, von den Eltern und der Prinzessin, bewilligt. Die junge Philosophin ging mit leichtem Schritt den so gefährlichen Weg zum Altar. Mit den Rosen der Hoffnung und des Glücks geschmückt, glaubte sie sich jetzt in sicherm Schutze. Sie täuschte sich; die Ehe mit ihren abgenützten Formen, mit den wenig begeisterten Lebens- und Sittenansichten unter denen sie damals, besonders unter den höheren Ständen, geschlossen wurde, sollte ihr nicht genügen. Jenseits dieses Zieles, das für die meisten Frauen das Ende alles ihres Wirkens und Hoffens ist, fing erst die Lebensaufgabe unserer rüstigen Streiterin an.

Gesellschaften geben, umständliche Toilette machen, kokette Fallen aufstellen und selbst sich in solchen fangen

lassen, abwechselnd Bosheit und Langeweile ertragen und verbreiten, — nein, dazu fühlte sie sich nicht geschaffen. Mit dem klaren Auge, der stolzen hellen Stirn, der wild übermüthigen und entschiedenen Rede, der gebietenden Haltung in Miene und Geberde, war sie unter den Frauen der damaligen Salons, was ein schwarzer Schwan unter lauter weißen. Man fand sie seltsam, auffallend, ihre große, kühne Natur wurde nicht anerkannt, oder von vornherein geleugnet. Die Welt hat tausend Mittel, ihre Opposition gegen das Ungewöhnliche und Bedeutende laut werden zu lassen. Wenn man diese Umstände bedenkt, so erscheint der Entschluß, den die Fürstin faßte, gar nicht so unvorbereitet, dennoch aber immer auffallend genug.

Der Fürst war mittlerweile Gesandter im Haag geworden; er machte ein großes Haus, sah viele Fremde bei sich und unterhielt Verbindungen mit Paris, London, Turin und Wien. Ueber ihn schreibt die Fürstin in ihrem Tagebuche: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt, aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in meinem Gemüth geschlagen hatte, war mir höchstes Bedürfniß geworden, und dieses Ideal war unabhängig von der Gestalt. Ich fühlte, daß der Fürst Alles für mich wer-

den konnte, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu theilen fähig war." — Aber er war es nicht. Französisch gebildet, etwas geckenhaft, wiewol in leidlicher und sehr gemäßigter Weise, ein ewig plaudernder Kunstbewunderer, ein flacher Philosoph, der um die Ehre buhlte, von Voltaire einen Brief vorzeigen zu können, ein Weltmann, in steter Beflissenheit, den Fürsten zu Gefallen zu leben, zu Zeiten Dienstpedant und sein untergebenes Personal tyrannisirend, dann sogenannt genial, das heißt Alles darüber und darunter gehen lassend. Er flog der Fürstin voran, um ihr eine Thüre zu öffnen, er nahm ihr graziös die Tasse und die Mantille ab, aber er erschien nicht, wenn sie kummervoll in ihrem Kabinette saß und mit ihm über das Lebensglück ihrer Kinder sprechen wollte. Er schenkte ihr Putzsachen statt einer Ansicht, sie wünschte seinen theilnehmenden Rath, und er gab ihr Diamanten. Jede andere Frau hätte sich vielleicht bei diesem Tausche glücklich gefühlt, aber die Fürstin sah sich innerlich immer ärmer und ärmer werden, je glänzender es um sie her sich gestaltete.

Da trat Diderot zum zweiten Mal in ihren Lebenskreis. Der Philosoph hatte seine Beute keinen Augenblick aus den Augen gelassen. In dieser Zeit, wo ihr Weltüberdruß auf den höchsten Gipfel gestiegen war, schrieb sie in ihr Tagebuch: „In dem Gefühl meiner

dumpfen Leerheit wird mir Alles, was mich umgibt, zur Qual. Vergebens werfe ich mich noch mehr als jemals in die Arme der großen Welt mit ihren Zerstreuungen; ich bringe aus diesem ewigen Kreis von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten Abends immer nur ein gesteigertes vergebliches Streben nach etwas Besserem nach Hause. Selten schlafe ich ohne Thränen ein. Mir ist wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indeß sie selber bittere Thränen vergießen." Kann man wol wahrer und ergreifender das Ringen einer Seele ausdrücken, die sich belastet fühlt und sich frei machen will?

Diderot gab ihr den Rath, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Die Fürstin antwortete ihm, sie sei fünfundzwanzig Jahre alt, sie fürchte demnach, nicht mehr im Stande zu sein, nachzuholen, was früher versäumt worden. Der Philosoph beharrte bei seiner Ansicht, und es wurde nun der Plan gemacht, gänzlich aus der Welt auszuscheiden. Die Erziehung der Kinder sollte vor der Welt das Motiv dieser Ausscheidung abgeben. Der Fürst wurde von Diderot bearbeitet. Er wollte seine Gemahlin natürlich nicht ziehen lassen; das große Gesandtschaftshotel im Haag bedurfte der schönen und geistvollen Ambassadrice, und dann bedurfte auch

der Vater der Mutter seiner Kinder. Die Fürstin wurde schwankend, es gab sentimentale und aufregende Scenen, aber Diderot ließ nicht nach. Endlich ertheilte der Fürst die Erlaubniß, und nun fiel unter barbarischer Scheere das schöne Haar der Weltdame. Sie setzte eine kleine runde Perrücke auf, die sie äußerst übel kleidete, dann legte sie nonnenhafte graue Gewänder an, und auf immer wurden der Reifrock, die Diamanten, Perlen und Federn bei Seite gelegt.

Wie eine bescheidene Magd ging sie aus dem Hause des Glanzes und der Pracht, um dessen Stufen nie wieder zu betreten. Der Fürst gab ihr seufzend das Geleit und ging dann wieder zurück, um in Gesellschaft seiner etrurischen Vasen, seiner Guido Reni's und Annibale Carracci's, seiner antiken Bronzen und porzellanenen Pagoden zu verbleiben. Die Fürstin bezog ein kleines Haus auf der Straße nach Scheveningen, und über die Thür dieses Hauses ließ sie die Worte setzen: „Nithuyß," das heißt: „Nicht zu Hause." Damit wären denn alle frech zudringenden Besuche ein-mal für allemal, und ohne dabei die Dienste eines Portiers in Anspruch zu nehmen, abgewiesen. Sie schrieb über ihren neuen Aufenthalt: „Ich fand bald eine solche Seligkeit in diesem Leben, in dem Umgange mit meinen Kindern, in dem allmälig fortschreitenden Zuwachs an

Kenntnissen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen. Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtungen und Forschungen."

Mit Diderot, dessen Leichtfertigkeit ihr gar nicht zusagte, den sie ihrerseits wieder durch ein ewiges Fragen und Bekritteln langweilte, gerieth sie in Zerwürfniß; sie wählte Hemsterhuys zu ihrem Umgange. Dieser Gelehrte machte sie mit der griechischen Literatur und der platonischen Philosophie bekannt. Katerkamp, der eine Biographie der Fürstin geschrieben hat, macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß die Fürstin, ähnlich dem heiligen Augustinus, durch die heidnische Philosophie zum Christenthum geführt worden sei.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalt, von 1774 bis 1779, in der Nähe vom Haag faßte die Fürstin den Entschluß, nach Genf zu gehen, wo sie ein Landhaus angekauft hatte. Sie glaubte ihren Kindern schuldig zu sein, sie mit einer schönen Natur bekannt zu machen. Der Fürst gab auch zu dieser Reise, obwol ungern, seine Einwilligung. Ganz im Vorbeigehen sollte Münster besucht werden, um den Freiherrn von Fürstenberg, dessen Wirksamkeit damals in Münster und der Umgegend die weiteste Ausdehnung gewonnen, kennen zu lernen.

Aus diesem vorübergehenden Aufenthalt wurde ein bleibender. Sie bezog das Äschebergsche Haus und im Sommer wohnte sie bei dem Pächter des Hauses Angelmodde.

Damit beginnt nun das etwas seltsame Auftreten der Fürstin als Philosophin vom Fach. Sie führte unter dem Namen Diotima mit Diokles (Hemsterhuys) Dialoge über die höchsten und tiefsten Gegenstände des Forschens. Von einem Buch, das Hemsterhuys herausgab und das den Titel: »Simon, ou sur les facultés de l'âme« führt, gehört ihr der größere Theil an. Die Vorrede lautet: „Diokles und Diotima haben am Eingang der Akademie diesen Dialog neben dem Altar der Freundschaft gemeinschaftlich gefunden. Diokles fand den Inhalt desselben so genau übereinstimmend mit der Philosophie der Diotima, daß es ihm schien, der Geist der Lehrerin des Sokrates sei auf diese übergegangen. Diotima, die Jüngere, gab dem Diokles den Auftrag, den gefundenen Dialog zu ergänzen mit Rücksicht auf das, was durch die Zeit an ihm könnte verletzt worden sein, und nachdem er diesen Auftrag erfüllt, fand er es billig, diese Arbeit seiner Freundin zu widmen." Man sieht, daß hier auf eine für uns nicht sehr ansprechende Weise mit den geschichtlichen Erinnerungen der großen philosophischen Epoche der Griechen modern-sentimental

gespielt wird. Die Fürstin ist von einer gewissen Koketterie mit dem Geiste nicht freizusprechen, allein dies Urtheil muß vorsichtig gefällt werden; denn jene Zeit trug allgemein die Färbung der Unnatur auf der einen, und der Hypernatur auf der andern Seite. Die Fürstin mit all ihrem genialen Wahrheitsstreben mußte eben auch ihren Zoll der Zeit bezahlen.

Die vergötterte Diotima ging jetzt fortwährend mit ihren Freunden am Ufer der Werra spazieren; man verlor sich in Haine, opferte an Altären und las sich gegenseitig endlose Dialoge vor. Wir werden uns wol hüten, das philosophisch-ethische System, das sich Diotima an der Seite ihres Diokles ausdachte, den Lesern zu entwickeln.

Ehe wir jedoch daran gehen, die zweite Verwandlung der Fürstin Galitzin, nämlich von einer philosophischen Träumerin in eine christliche Ascetin, genauer zu betrachten, müssen wir die Gestalten zweier Männer vor uns vorübergehen lassen, die bestimmt waren, ihr als Führer zu dienen, und die sie ihre „Seelenfreunde" nannte.

Einer dieser Männer ist der Minister Baron Fürstenberg, der in Münster residirte und fast unumschränkte Gewalt ausübte. Er gehört zu den philanthropisch-philosophischen Aufklärern und Volksfreunden des vori-

gen Jahrhunderts, die eine sehr milde und verblaßte Farbe tragen, gegen Männer dieser Richtung heutzutage gehalten, dennoch aber selbst heute noch oft als Muster und Meister dastehen können. Justus Möser, ein deutscher Mann, der Liebe und Achtung der besten deutschen Männer werth, gehörte auch zu jenen denkenden Köpfen, die aus beschränktem äußern Wirken hervor nach weiter Ferne Licht, Wärme und Leben im Geiste über die deutschen Gauen verbreiteten. — Die Fürstin war nicht im Stande, oder hatte wenigstens weder Zeit noch Willen, den Mann, der sich ihr näherte, in seiner ganzen Bedeutung als Staatsmann, als Lichtspender und Hoffnungsträger zu beachten; sie sah in ihm nur den Pädagogen und hoffte, ihren Sohn der verbesserten Lehrmethode, die Fürstenberg dem Lande geschenkt hatte, theilhaftig werden zu lassen. Diese Hoffnung konnte nur sehr einseitig in Erfüllung gehen. Die Fürstin schrieb Abhandlungen über Erziehung, aber der Sohn blieb unerzogen oder wurde falsch erzogen. In keinem Zeitraum unserer gebildeten Epoche wurde in dem, was man Erziehung nennt, so falsch experimentirt, als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Adepten der Schulstube schienen allesammt die Köpfe verloren zu haben; der Tumult brach aus, ein System jagte das andere und man sah die seltsamsten philosophischen und

moralischen Carrikaturen an der Tagesordnung. Rousseau mit seinem „Emil“ hatte den Brand geschleudert.

Es ist hier nicht der Ort, diese Krisis des socialen Lebens jener Tage näher zu besprechen, wir berühren sie nur, weil Männer wie Justus Möser und Fürstenberg in ihren staatsökonomischen und philosophischen Schriften auf jener neuen Educationsgrundlage bauten und alle Welt über diese Gegenstände damals sprach und schrieb. Fürstenbergs Ansicht von Erziehung ging dahin, dem jungen Staatsbürger vor allen Dingen Ordnung, Enthaltsamkeit und Gehorsam zu predigen. Die neuen stürmenden Ideen, die über den Rhein kamen, machten die edlen Männer Deutschlands wenn auch nicht furchtsam, doch vorsichtig. Man lese die Kapitel nach, die Justus Möser über die Garantieen schrieb, die der freie Bürger gegenüber der verjährten Gewalt, sie möge Namen tragen, welche sie wolle, für sein Recht und Eigenthum zu fodern habe, und man wird finden, daß kaum Besseres und Stärkeres gesagt wurde und gesagt werden kann; aber es ist mit jener Weisheit und vermittelnden Vorsicht gesagt, die der Charakter deutscher Intelligenz von jeher gewesen. Es gab deutsche Männer, wie Georg Forster, die untergingen, indem sie sich berauschten im Schwelgertrank der neuen Freiheit; es gab aber auch andere, die ihren Weg gingen, mitten durch die tau-

melnden Haufen, ernst, groß und still, und nur wählend von der Fülle des Dargebotenen, was ihren Mitbürgern Heil und Förderung brachte. Ein solcher Mann war Fürstenberg. Wir nehmen hier nur, was uns zwischen zwei streitenden Ansichten als Wahrheit in der Mitte zu liegen scheint; denn die streng katholische Partei hat noch zu viel Weltliches, die weltliche Partei zu viel zum verdunkelnden Mysticismus Neigendes in diesem Minister entdecken wollen. Die Fürstin, dies läßt sich durch alle ihre zarten, umhüllten, äußerst schonenden und vorsichtigen Aeußerungen hindurch fühlen, gehört zu der erstern Partei, darum wurde auch ihr Verhältniß zu Fürstenberg nie ein sehr enges und inniges. Sie ging früh zu dem zweiten „Freunde" über, zu Overberg. Von diesem nun auch ein paar Worte.

Als die Fürstin nach Münster kam, stand als Katechet an der Klosterschule der lotharingischen Chorjungfern zu Münster ein Freund und Günstling Fürstenbergs, der Priester Bernhard Overberg. Der überall seine selbstgegründeten Seminarien und Dorfschulen bereisende Minister hatte auf einer dieser Inspectionsreisen einen jungen Hülfsgeistlichen in der Dorfgemeine zu Everswinkel entdeckt, und dessen christlichen Vortrag mit Bewunderung angehört. Er machte sofort demselben Vorschläge, in einen höhern Wirkungskreis einzutreten;

aber Overberg, das Bild der Demuth und Genügsamkeit, wollte sein Dorf nicht verlassen, und der Minister mußte endlich als sein geistlicher Oberer befehlen, wo seine Bitten nicht mächtig genug waren. Er folgte nun seinem Gönner nach Münster und nahm die oben bezeichnete Stelle an, nachdem er vortheilhaftere Bedingungen hartnäckig ausgeschlagen hatte. Dieser Mann konnte der Fürstin, die jetzt eifrig einen geistlichen Führer und Freund suchte, nicht verborgen bleiben. Sie schrieb an ihn einen Brief, in welchem sie sich ihm anträgt. Man muß diesen „geistlichen Liebesbrief" im Original lesen, um ganz zu begreifen, was in der Seele einer Frau vorgegangen sein muß, bis sie sich, die alle Frivolitäten und alle Genüsse der Welt, die Kokketterien der Seele wie des Körpers kennen gelernt hatte, zu einem solchen Briefe entschloß.

Dieses schöne Dokument ist über jeden Spott erhaben; man kann die darin aufgestellten Sätze wol unverständlich, dunkel, seltsam, aber man darf sie nicht lächerlich finden. Eine nach Wahrheit und Licht suchende Seele ist immer eine göttliche Erscheinung, und als solche selbst dem Spötter ehrwürdig. Die Fürstin sagt in diesem Briefe, unter allen heiligen Nacheiferern Christi sei ihrem Herzen keiner so theuer geworden, als der „seraphische" Franz von Sales. Sie las seinen Philo-

theos, und der liebeglühende Gehorsam dieses Helden des Glaubens macht sie erschrecken und ängstlich für ihr eigenes, noch so weltliches Herz. Aus dieser Aengstlichkeit wird nun das Verlangen geboren, einen geistlichen Freund und Vater zu finden. „Ich bin überzeugt," sagt sie, „daß Gehorsam und Unterwerfung meiner Einsichten der einzige Weg der Beruhigung und Heiligung für meinen wankelmüthigen, oft so unsichern Geist ist; ich bedarf daher, wie Franz von Sales es meint, eines Freundes und Vaters, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern auch mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowol als das Böse darin zur Beurtheilung und Aufsicht aufzuheben geben kann, und der mich ungeachtet meiner „Unliebenswürdigkeit" dennoch genug lieben könne, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen — kurz, für meine Seele wie für die seinige zu sorgen." — Weiter sagt sie: bei dieser Freundschaft solle kein Unterschied des Ranges beobachtet werden, sie wolle nicht als Fürstin titulirt sein, überhaupt nicht als Frau von Stande. Dies waren Forderungen, die zu erfüllen dem einfachen, in ländlicher Sitte und Gewöhnung aufgewachsenen Overberg sicherlich sehr schwer fiel; aber die Fürstin ließ nicht nach, und so kam denn dieser intime

Seelen- und Herzensbund zu Stande. Sie schrieb ihre Briefe, in denen sie sich unterzeichnet: „Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin und so Gott will stets gehorsames Kind Amalia."

Neben den Bildern dieser zwei Männer, die jetzt in den Vorgrund gestellt sind, verblassen die anderen Gestalten, die bis hierher geleitet und geführt haben. Hemsterhuys bekommt den Abschied. Zwar bleibt er immer Freund, geistreicher Correspondent, was Weltsachen und Weltfragen betrifft, aber er ist kein Führer, kein Vertrauter mehr. Die philosophischen Liebesbriefe, die Episteln Diotima's an Sokrates nehmen ein Ende. Vor ihrer Reise nach Münster erscheint der Fürstin im Traume Sokrates, das heißt der ächte griechische Sokrates, und nimmt von ihr Abschied. „Bis hierher habe ich dich führen können," sagt er, „jetzt reiche deine Hand einem andern Führer."

Die enge Verbindung mit Overberg gab nun der Welt die neue Erscheinung der Fürstin in den festesten Umrissen; Niemand konnte jetzt mehr zweifeln, was sie sein wollte und wie man sie zu nehmen habe. Die Geistreichen einerseits, die weltlich Vornehmen andererseits waren abgewiesen. Die Philosophie, die Poesie, die Grazie des Salons wurden verscheucht. Ein Briefwechsel, den Goethe, Herder, Lavater antrugen, wurde ab-

gelehnt, als zu weltlich verführerisch und der frommen Meditation die Zeit raubend. Hamann starb zur rechten Zeit und erlebte nicht, daß die Freundin auch für ihn erkaltete. Sie wollte nichts gewinnen, nichts erringen, als die demüthige Stellung, den „Säuglingen Gottes" anzugehören, und zwar unter Overbergs Leitung. Die Frommen waren entzückt, sie sahen in dem Verhältniß der Fürstin zu dem Priester jenen alten Liebesbund gottbefruchteter Herzen neu erstehen, wie er einst zwischen Vincenz von Paula und der Frau von Gondi, zwischen Fénélon und der Frau von Guyon bestanden, ja wie die heilige Therese mit Johannes a Cruce ihn einst geknüpft; selbst der heilige Hieronymus in seiner Hinneigung zu der heiligen Marcella konnte als leuchtendes Vorbild den verbundenen Herzen vorschweben.

Die Welt aber nahm ein lebhaftes Aergerniß daran. In Pempelfort, wo der philosophische Jacobi mit seinen Freunden weilte, wurde viel gestritten, hin und her gefragt und mitunter sogar gespöttelt. Der Fürst Galitzin und Hemsterhuys kamen öfters nach Münster, um sich die Dinge in der Nähe zu besehen; die Fürstin ging ihnen freundlich entgegen, aber in ihre neuen Geheimnisse blicken ließ sie die Profanen nicht. Man suchte sie aus ihrer Umgebung herauszulocken und zu Reisen zu verleiten. Sie ging nach Holstein, wo sie den Grafen

Stolberg aufsuchte und in ihm Keime lebhafter Sympathie weckte, die später, im Jahre 1800, wo Stolberg in Münster zur römischen Kirche übertrat, in Blüthe kamen. Auch nach Pempelfort ging sie, um sich ihrem Gemahl gefällig zu bezeigen, allein die fromme Pilgerin fand an nichts mehr Gefallen, was sie sonst erfreut hatte. Still, gesenkten Hauptes sah man sie durch die hohen Taxusgänge des Pempelforter Parks wandeln, und das Heer der Freunde folgte ihr in scheuer Ferne, keiner wagte sie, die Allen wie eine Sybille in ihre göttlichen Phantasien versenkt erschien, durch modische Tändeleien aufzuschrecken. Georg Jacobi, der Dichter der kleinen nackten Amoretten, dieser faden Wesen, aus gemaltem Morgenroth und schlechten Versen zusammengesetzt, las ihr vergeblich seine Poesieen vor; empfindlich klagte der eitle Dichter seine Noth dem Bruder, dem Philosophen; doch auch dieser war empfindlich, er fühlte sich zurückgesetzt. Im Briefwechsel F. H. Jacobi's kommt eine Stelle vor, die ein scharfes Licht auf die beiden Brüder und jene Pempelforter Periode wirft. Jacobi lobt die Fürstin Anfangs in pomphaften Ausdrücken, wenige Seiten später gießt er eine hämische, klatschhafte Satire über sie aus, die sie als eine eitle, hochmüthige und ewig Recht haben wollende Person hinstellt; auch sei sie nicht mehr schön, nicht mehr gra-

ziös, kurz, für ihre Freunde eher lästig als angenehm. Vielleich liegt zwischen diesen zwei Stellen, die sich auf eine auffallende, gar nicht philosophische Weise widersprechen, irgend ein interessantes Factum, das wir leider jetzt nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln können. Vielleicht hatte die Fürstin inzwischen den Woldemar, jenen berühmten philosophischen Roman Jacobi's, gelesen, der ganz Berlin in Entzücken versetzte, und er hatte sie nicht in Entzücken versetzt. Flugs schrieb der beleidigte Autor jenen Brief, in welchem er Alles widerrief, was ein früherer behauptet hatte. Große Philosophen haben das manchesmal in ihrer Art.

Wenn wir übrigens das Bild jener Tage uns vergegenwärtigen, die damals in Pempelfort gefeiert wurden, und wie die reichlich aufbewahrten Briefe sie uns schildern, so kann man kaum der Fürstin Unrecht geben, wenn ihre früheren Freunde und das ganze Treiben der damaligen Geister ihr eben nicht sehr gefielen. Durch Goethe's lebendige Schilderung wissen wir, wie es an dem gastlichen Tische Jacobi's herging; aber Goethe, mit großem, freiem Blicke die Gesellschaft überschauend, und in Jugendfülle sich über sie erhebend, hat sicherlich die vielen Albernheiten nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen, die in jenem Kreise gleichsam zu Hause waren. Es war unendlich viel Prüderie, Affectation, lächerliche

Geniesucht und alter abgestandener, neumodisch gewordener Pedantismus dort zu Hause. Die Dichtkunst, oder eigentlicher die Versekunst hatte zwei fatale Repräsentanten dorthin gesendet. Der eine war jener schon besprochene Bruder des Hausherrn, der andere der langweilige „Vater Gleim." Dieser Kanonikus von Halberstadt und Allerweltsfreund hatte eine glückliche, aber sehr kurze Periode, wo er in der That Etwas leistete und wirkte. Diese Periode war kurz nach Beginn des siebenjährigen Krieges, wo er Kriegslieder dichtete, die die Zeitstimmung nicht allein glücklich aussprachen, sondern sie auch hoben. Die deutsche poetische Literatur bewahrt einige Lieder aus der Feder dieses Mannes, die einen eigenthümlichen Zauber und ein äußerst frisches Kolorit haben. Dies hinderte aber nicht, daß derselbe Dichter zuletzt ein trauriger Reimschmied und Manierist wurde, als die Zeitereignisse ihn nicht mehr trugen. Was ihm an poetischer Kraft abging, suchte er nun durch eine unermeßliche Schreibseligkeit zu ersetzen. Er korrespondirte mit aller Welt, und das Brieffelleisen aus Halberstadt war immer zur Hälfte angefüllt mit Briefen des Kanonikus, die er an seine Freunde nach Ost, Süd, Nord und West sandte. Die Literaturgeschichte hat einen großen Stoß dieser Briefe aufbewahrt; sie alle aufzubewahren, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Dieser alte Vater Gleim nun war der Rathgeber, der Freund, der Apostel aller dichtenden Talente jener Tage, und unter diesen Talenten finden sich auch einige wahrhaft große Männer, aber der alte Gleim, der gar keine Kritik besaß, nannte alle seine Freunde groß. Die beiden Stolberg, die beiden Jacobi, Voß, Gerstenberg, Wieland, Goethe, Herder, der ältere Kleist und unzählige Andere korrespondirten mit Gleim oder wohnten bei ihm in seinem Musentempel zu Halberstadt. Unter den Narrheiten, die der Alte beging, war auch seine Tändelei mit der Freundschaft, sein Bekränzen mit Rosen, seine Gaukeleien mit den Grazien und Amor, seine Apostrophen an Bacchus. Dieses Spiel wurde über alle Grenzen hinaus getrieben. In Pempelfort erreichte der Muthwille die Spitze. Es gab da Abende, wo alte und junge Männer sich berauschten, sich mit Rosen bekränzten und schlechte Uebersetzungen des Anakreon und Catull absangen. Die Zärtlichkeit Gleims wurde lächerlich gemacht, man warf sich in seine Arme, um ihn hinterrücks mit Wasser zu begießen und Possen aller Art zu treiben.

Das war nun durchaus nicht geistreich. Eine Frau wie die Fürstin Galitzin konnte dies unmöglich amüsant finden. Dann aber freilich gab es wieder Abende, wo man wieder sehr geistreich schwatzte und sehr tiefsinnig

plauderte. Dieses kleine Schloß Pempelfort war das deutsche Haus Rambouillet. So wie damals in diesem Hotel zu Paris eine buntscheckige, abenteuerlich componirte, geistreiche Gesellschaft sich in Thorheit und Weisheit zusammenfand, so auch hier. Die Fürstin sagt in einer Stelle ihres Tagebuchs über diese Zeit: „Unter all den abwechselnden Scenen auf der Reise nach Düsseldorf, wo wir bei Jacobi mancherlei berühmte Personen fanden und in einem Strudel von Reizungen zur Eitelkeit lebten, blieb meine Seele zwar nie gleichgültig, aber doch stille. Der Geist der christlichen Religion schwebte mir so habituell vor Augen, daß bei jedem Anlaß zum Aergerniß, zur Empfindlichkeit und Reizbarkeit mir zu Muthe ward, als sagte ich zu den Anlässen: stille, stille! stört mich nicht in meiner Achtsamkeit auf das Bessere."

Die jetzt folgenden Jahre, wo die merkwürdige Frau sich ganz in ascetisch christliche Anschauungen versenkte, wo sie sich in die dunkle mystische Tiefe einer Betkapelle schweigend und mit feierlichem Schritte zurückzog, gehören nur ihrem geringern Bestandtheile nach in diese Auffassung. Wer hierüber Ausführlicheres lesen will, sehe das schon erwähnte Katerkampsche Buch nach, das, aus katholischem Standpunkt aufgefaßt, am liebsten und am längsten bei dieser Lebensperiode der Fürstin ver-

weilt. Wir wollen hier nur einige Stellen des Tagebuchs anführen.

Nachdem sie nunmehr jedes Band, das sie mit der Welt verknüpfte, zerrissen hatte, schrieb sie an ihren Führer und Freund Overberg: „Gott hat Sie zum Beschützer unter die Unmündigen und Säuglinge seiner Kirche gesetzt. Halleluja! Lieber, Einziger, vergessen Sie es nie, vergessen Sie es nie: Gott hat mich unter diese gesetzt und zu Ihrem Säugling mich gemacht!“ — An einer anderen Stelle sagt sie, ebenfalls in Bezug auf Overberg: „Das größte und sicherste Kriterium wahrer Freundschaft ist, wenn Zwei in ihrem innersten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung sagen dürfen: „Wir.“ — Diese Hingebung an den Führer ging so weit, daß sie sich bei der Frage, ob dieses oder jenes geschehen solle, unbedingt seinem Ausspruch unterwarf; „denn,“ schreibt sie, „wenn ich meiner Neigung folge, so bin ich ohne Gnade.“

Was die frommen poetischen Ergüsse der Feder der Fürstin in dieser Periode betrifft, so kranken sie an dem Uebel, das fast alle frommen Liederdichter heimsucht, nämlich der gute Wille muß für die That gelten: als Poesien sind sie schlecht, als Gebete gut. Nichts ist wundersamer, aber auch nichts seltener, als die ächte göttliche Ausströ-

mung in ächter poetischer Gestaltung. Gott hat ohne Zweifel gewollt, daß diese Gattung der Poesie nie entweiht werden sollte; darum hat er sie so selten zur Erscheinung kommen lassen, hat sie vielleicht in einem Jahrtausend nur Einem Manne oder Einer Frau in's Herz gesenkt. Jener feurige Sturm, der durch die goldenen Saiten von Davids Harfe brauste, der heroische Gesang, dem die Völker aller Zeiten lauschen, er wäre auch zu gewaltig, wenn er öfter und bei minder wichtigen Anlässen sich erhöbe; die Welt ertrüge ihn nicht. Die großen Schmerzen, diese Goldgruben der Poesie, hütet der Genius mit der unerbittlichsten Strenge, und welcher Schmerz wäre größer, als der, den die Creatur empfindet, die in brennender Sehnsucht ihrem Gotte nachfliegt, ihn nicht erreichend. Wir schreiben daher von den Gedichten der Fürstin nichts ab, weil wir sie lange nicht so finden, wie wir sie haben möchten.

Ein Hymnus auf die Liebe ist frostig, er hat den alten Leierklang eines Gesangbuchliedes; aber sehr wahr und rührend empfunden sind Betrachtungen, die überschrieben sind: „Ueber meine schlaflosen Nächte.“ Hier sagt sie, im Dunkel ihrer peinvollen Nachtstunden seien süße Geheimnisse an ihre Seele herangetreten und Stimmen, deren Klang nichts Irdisches verrathen, haben mit ihr von einem Bilde kommender Glückseligkeit gesprochen.

„Auf deinen Fittigen getragen, o Nacht," ruft sie aus, „erhob ich mich oft zum Thron des Ewigen, und betete an den mir sonst oft so dunklen, schauervollen Rathschluß. Seid mir darum gegrüßt, ihr meine schlaflosen Nächte, Geschenke der wachenden Liebe! Ungeahnte Thränen verwandeln in eurem Schooße sich in köstliches Manna, zur Nahrung der schmachtenden Seele!"

Merkwürdig ist ihre Hinneigung zu den von der neueren Kirche abbestellten kirchlichen Kasteiungen. Sie sagt darüber: „Wer den Keim der Seligkeit hienieden in sich sprossen fühlt, der wird es auch erfahren, welch ein Unterschied darin liegt, sich aus Liebe, oder blos statt der Liebe zu mortificiren, zu kasteien auf alle Art. Ich bin überzeugt, daß Mangel an heller Einsicht dieses Unterschieds die doch so nützlichen Abtödtungen aus der Mode gebracht hat. Menschen, die sie statt der Liebe üben, werden stolz darauf, die sie jedoch aus Liebe üben, betrachten sie als etwas Kleines, Unbeträchtliches, das weit unter allen Tugenden des Christen, wie Demuth, Gehorsam, Geduld, steht. Ein solcher übt die Kasteiungen nicht als Stellvertreter, sondern als eine Thätigkeit seiner Liebe, die den Drang fühlt, äußerlich hervorzutreten. Wer hat je geliebt und kennt die, ich möchte fast sagen kindische Unruhe des Herzens nicht, das immer geben, gehorchen, dienen will für den Geliebten, indem

jeder dieser Akte ihm so zu sagen seine eigene Liebe doppelt zu genießen gibt, einmal in sich und einmal im Andern!“ Für ihren ehemaligen philosophischen Führer Hemsterhuys fallen bei der Gelegenheit schlimme Brocken ab; sie sagt: „daß die Philosophie vor und nach Christus uns nie einen festen Weg führte, wird aus der Uneinigkeit deutlich, in welcher alle Philosophen von jeher bis auf den heutigen Tag unter einander gelebt haben. Das höchste Resultat, das die Philosophie erzielt, beweist, daß sie nur Verhältnisse, nicht das Wesen auffinden kann. Es ist die in Armuth gerathene, verkommene Vernunft, die zum Graben weder Fuß noch Hand hat und sich schämt zu betteln.“ Das klingt nun freilich anders, als damals, als „Diotima“ an „Sokrates“ schrieb. Es ist ferner auffallend, daß die Fürstin, wenn ihre religiösen und mystischen Betrachtungen auf eine gewisse Höhe gelangen, anfängt, lateinisch zu schreiben. Sie, die ein sehr elegantes Französisch sprach, als sie noch eine Weltdame war, spricht jetzt, da sie alle Weltformen abgelegt, schlechtes Mönchslatein. Gewiß liegt hierin auch ein charakteristischer Zug.

Wieder in die Welt hineingezogen wurde die tiefsinnige Fromme, als es nun an der Zeit war, daß ihr Sohn sich eine Lebensstellung erwerben sollte. Nun wurde der alte Fürst, der immer noch im Haag resi-

dirte, nun wurden die Freunde in Berlin und Petersburg von Neuem rebellisch, und als es bekannt wurde, daß der junge Prinz, in Amerika angelangt, sich daselbst zum Missionär ausbilde, donnerte und tobte die ganze Verwandtschaft. Die Kaiserin Katharina wurde ersucht, einen Befehl zu erlassen, der den jungen Russen nach Petersburg an den Hof rief, um ihn zum Offizier in der Garde zu machen. Ein Missionär und ein Gardeoffizier! Welch ein grausamer Scherz des Schicksals! Welch ein bittrer Leideskelch für die Mutter, die hier thätig einwirken und entscheiden sollte! Heimlich, in der Stille ihrer Betkammer, hatte sie Gott schon inbrünstig gedankt für die Gnade, die er ihrem Sohne hatte zukommen lassen, indem er ihn der Welt entzog; öffentlich mußte sie nun, um eine Schaar weltlicher und stolzer Verwandten zu beschwichtigen, Briefe wechseln, Beweise ausstellen, daß sie ihren Sohn nie geleitet habe bei der Wahl einer Lebensstellung. Sie führt sogar in der Angst ihres Herzens den Fechtmeister namhaft an, den sie ihm gehalten, um ihn in den Waffen üben zu lassen. Man glaubte ihr nicht; man gab ihr Schuld, sie habe ihren Sohn absichtlich zum „Pfaffen" erzogen. Sie rang die Hände, sie weinte mit Overberg, und der ganze Schatz religiöser Trostgründe wurde erschöpft, um Beider Herzen fest und ruhig zu machen.

Der General Graf Schmettau in Berlin, ihr Bruder, zeigte sich besonders ungeberdig. Er schrieb seinem Neffen Drohworte nach Amerika, und dieser antwortete mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern. Darauf wußte freilich der General nichts zu erwidern. Der Missionär blieb Missionär. Die Mutter siegte und brachte es sogar noch dahin, daß der heftig erzürnte Vater endlich dem Sohn noch seinen Segen ertheilte. Das war aber ein harter Schlag für den alten Gesandten und Höfling; erst eine unter die Frommen gegangene Gemahlin, und dann ein Sohn, der Missionär wurde! Der Fürst überlebte dieses Desappointement aller seiner Wünsche und Hoffnungen nicht lange. Er zog mit seinen schönen Gemälden, mit seinen Vasen, seinen kostbaren kleinen Nippes nach Petersburg, und starb dann auf einer diplomatischen Mission in Braunschweig im Jahr 1803. Beim Tode des Fürsten kam der alte Groll der Verwandten wieder lebhaft an's Tageslicht; man entzog der Fürstin die Einkünfte ihrer Güter und wollte sie dadurch zwingen, nach Rußland zurückzukehren; aber Kaiser Alexander, an den sie sich wandte, gab einen Befehl, der diese Machinationen vernichtete. Neue Verlegenheiten zeigten sich, als der Sohn aus Amerika herbeikommen sollte, um in Person die Güter in Rußland anzutreten: er wollte nicht. Die

Mission war ihm wichtiger, als Erlangung und Sicherstellung irdischer Besitzthümer. Die Mutter gab ihm Recht. Die Zeiten, wo die Christen arm und verfolgt waren, seien das goldene Zeitalter der Kirche gewesen, schrieb er der Mutter; er sei demnach auf den Fall gerüstet, gänzlich zu verarmen. Die Mutter ihrerseits sagte zu Overberg: „Derjenige, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich und meine Tochter kleiden, wenn man uns unsere Schätze nimmt." Es kam aber nicht so weit. Vermittelnde Wege wurden eingeschlagen; der Besitz blieb den Verfolgten so ziemlich ungeschmälert.

Bald nach diesen Kämpfen nahte sich die Pilgerin dem Ziele ihres Lebens. Eine Reise, die sie zu ihrer Freundin, der Aebtissin von Vreden, Gräfin von Truchseß, machte, erschöpfte ihre körperlichen Kräfte; ein gichtiges Uebel, das sie schon seit Jahren gequält hatte, nahm eine gefährliche Gestaltung an, und ein schmerzhaftes Krankenlager führte die arme Leidende endlich am 27. April 1806 dem Tode in die Arme. Ihr Freund Overberg hielt an ihrem Krankenbette feierliche Messe. Beim Empfang der Sakramente und in den Armen ihrer Tochter, der Prinzessin Marianne, und ihres Arztes, Rath Druffel, starb sie. Ihre sterblichen Reste ruhen in der Kirche zu Angelmodde, wo ein einfaches

Denkmal die Stätte bezeichnet, wo sie hingebettet wurde. Alles, was der Hingang eines Frommen Erschütterndes haben kann, war an diesem Sterbelager vereinigt. Die Gestalt Overbergs wirkt, wenn man die Beschreibung dieser letzten Lebensmomente liest, wie eine außerirdische Erscheinung. Der Priester, der Freund, der Lehrer, der Genosse in Glück und Leid — alles dieses, und noch etwas, was keine sterbliche Zunge zu nennen und zu bezeichnen weiß, war in dem Priester vereinigt. Er empfand diesen Verlust, wie nur eine solche Seele empfindet.

Digitized by Google

Anna Louise Karsch.

Digitized by Google

Anna Louise Karsch.

Das Leben dieser, gewöhnlich unter dem Namen „die Karschin" angeführten Dichterin gibt ein auffallendes Bild von Naivetät und Affektation, von Sitteneinfalt und Sittenüberfeinerung, von wahrer Demuth und dem lächerlichsten Dünkel. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland legt seine am meisten charakteristischen Züge in das Leben dieser Frau nieder, die als Bäuerin aufwuchs und als gekrönte und gefeierte Dichterin starb. Aechtes Elend und falscher Glanz verbinden sich seltsam in dieser abenteuerlichen Erscheinung. Während ihre Biographie Seiten darbietet, die Schilderungen enthalten, die uns Thränen des innigsten Mitgefühls entlocken, treffen wir gleich darauf auf Stellen, die dem Geißel der Satire nicht geeigneter könnten dargeboten werden, und wo Personen und Verhältnisse, ohne daß es im entferntesten beabsichtigt wurde, die lebhafteste Spottlust in uns wecken.

Es mag nicht unpassend erscheinen, hier gleich beim Beginn unsers Aufsatzes das Urtheil einer Augenzeugin zu geben, die damals, es war im Sommer des Jahres 1790, die Karschin noch in ihrer Glanzperiode sah. Es liegt uns ein Brief vor, den eine junge Gräfin Steenbock damals aus Berlin nach Reval an eine ihrer dortigen Verwandten schrieb und in welchem folgende Schilderung vorkommt:

„Wir saßen noch bei Tafel, als eine Kutsche vorfuhr, in der die berühmte Karschin saß. Mein Vetter und ich gingen, oder vielmehr wir flogen an's Fenster, um sie aussteigen zu sehen. Es dauerte lange, ehe sie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuren Umfang hatten und durch Fischbeinreifen ausgespannt wurden, fertig wurde und endlich ein Bein aus der Kutsche strecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, trotz dessen daß ein seidener Strumpf es umspannte. Nie sah ich einen häßlichern Fuß. Sie zwang sich, diesen Fuß zierlich und in einer Tänzerstellung hinzusetzen, allein jeder Versuch scheiterte an dem ursprünglich derben Bau des widerspenstigen Gliedes und an seinen ländlichen, ihm früh beigebrachten Posituren. Als sie endlich mit den Füßen draußen war, blieb sie noch mit ihrem Kopfputz hängen, und der Kutscher verließ seinen Sitz, um seine unglückliche Patronin frei zu ma-

chen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haars nahm und mit derber Faust nach hinten schob, wodurch die Frisur — ich glaube es war eine coëffure à la reine — bedeutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn etwas beschädigt und zugerichtet unsere berühmte Frau in den Saal. Sie stieg die Treppe hinauf mit dem Pomp und dem Siegeslächeln einer Göttin. Oben empfing sie mein Oheim und erwiederte ihre drei tiefen Verbeugungen mit einem respektvollen Gruße. Sie hatte einen hochgelben Reifrock an mit Bouquets von Feuerlilien übersäet, an der Brust hatte sie etwas, das wie ein Ordensstern aussah, es war jedoch nur eine galante Spielerei, die der Herzog von Gotha ihr gegeben, ein kleines, ziemlich skabröses Gemälde: Leda, die den Besuch des Schwans empfängt. Niemand anders als die Karschin würde gewagt haben, ein so anstößiges Geschenk so offen zur Schau zu tragen. Allein sie ist so eitel und hat so wenig Geschmack, daß sie alles, was man ihr schenkt, an ihren Körper hängt, ohne zu bedenken, ob es auch passend sei. Wie eine Wilde liebt sie blitzende Gegenstände und trägt sie zur Schau. Sie ist eine magere Person, mit einem langen, dünnen Halse, auf dem ein Kopf sitzt, der, von ferne gesehen, fast wie ein Todtenschädel aussieht, ein Todtenschädel in Puderwolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn

gehüllt. Wenn man sie näher betrachtet und mit ihr in Gespräch kommt, so bemerkt man, wie gut, fromm und wohlwollend diese Züge im Ausdruck sein können. Ihre Stimme ist, wie es bei alten Frauen eine Seltenheit, reich und wohllautend, und die Verse, die sie sogleich macht und herspricht, nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, sind vielleicht weniger gut, als sie gut klingen und das Ohr bestechen, ehe sie noch Zeit fanden, den Verstand und das Gefühl für sich zu gewinnen. Sie schied von uns als unsere gute Freundin, und François begleitete ihre Kutsche noch eine Strecke zu Pferde, als wir sie nach Berlin zurückfahren ließen. Diesen Ehrendienst vergalt sie durch ein kleines Gedicht, das sie aus dem Kutschenfenster heraus ihm zudeklamirte, und worin mein Vetter mit dem Merkur verglichen wird, der eine vom Parnaß eschappirte Muse wieder zurück führt. Ich sende Euch eine Abschrift dieses Poems. — —"

In einer Meierei unweit der schlesischen Grenze und in der Nachbarschaft des Städtchens Schwiebus wurde 1722 am ersten December Anna Louise Dürbach geboren. Die Mutter war Kammermädchen bei einem Fräulein von Mose, und scheint sich auf dem herrschaftlichen Schlosse eine ziemlich emanzipirte Stellung gegen ihre Gebieterin errungen zu haben, wenigstens geht aus

den Mittheilungen der Tochter hervor, daß man es ungehörig fand, eine so liebenswürdige Person, wie die Jungfer Kuchel, an einen Schenkwirth verheirathet zu sehen. Meister Dürbach war Schenkwirth und Pächter, und kümmerte sich wenig um die Talente seiner Frau, die schön tanzte und trefflich sang, er hielt sie zu sorgsamer Beschickung des Haushalts an. Die empfindsame und tugendhafte Schenkwirthin, die auf dem Schlosse mit dem sentimentalen Fräulein geschwärmt hatte, der von den schlesischen Junkern der Hof gemacht worden, fand sich nur schwer in die herbe Nothwendigkeit, innerhalb einer baufälligen Hütte die Pflichten ihres neuen Amtes auszuüben. Am widrigsten waren ihr die Scherze der rohen Handwerksburschen, die in der kleinen Grenzschenke einsprachen; auch trank ihr Mann eine gar zu große Quantität seines eigen fabrizirten Bieres.

Unsere Dichterin sagt von sich selbst, daß sie ein unbeschreiblich häßliches Kind gewesen sei, und es ist rührend zu lesen, wie demüthig sie von ihrem Eintritt in die Welt spricht. Mein Körper, sagt sie, war eben so gelb und schrumpfig, als meine Gesichtshaut, die runzlige Stirnhaut hing mir über die Augen hin, und diese lagen tief und finster im Kopfe: mein magres, kleines Gesicht hatte eine widerwärtige Ernsthaftigkeit. — Ihre Tochter setzt hinzu: „Indeß ist anzubemerken, daß

die Dichterin nachher nichts weniger als häßlich aufwuchs, und hätte sie ihren Körper und ihr Mienenspiel in der Gewalt gehabt, so würde sie bis zu ihrem Tode beinahe für schön haben gelten können. Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, schöne und dauernde Gesichtsfarbe, hellbraunes Haar, die schönste Stirn, welche jemals gesehen worden, auf welcher ganz das Licht ihres großen Geistes ausgebreitet lag, die strahlenvollsten, hellsten, sprechendsten blauen Augen, beständig rothe Lippen, und bei guter Laune herzlichen Frohsinn in den Mienen. Allein wenn sie ihren „Forschblick“ hatte, welcher die meiste Zeit in ihrem Gesichte herrschte, so war sie schwer auszuhalten, und man würde nicht haben mit ihr Umgang pflegen können, wenn ihre Gedanken und ihr Thun nicht leicht wären abzulenken gewesen durch Zerstreuung, welche oft den Augenblick wirkte. Die Augenlider zogen sich bei solchem Blicke zusammen, das Auge wurde kleiner, und seine Strahlen schossen, gleichsam wie die Sonne in einem Brennpunkte auf seinen Gegenstand zusammen. Es war ein verzehrender Blick; lenkte der Gedanke ihn ab, so sah er seitwärts und ging in eine lächelnde Bewegung des Mundes über, welche nicht weniger Scheidewasser als der Blick selbst hatte. Die Dichterin, welche nichts von diesem Mienenspiele wußte, hat sich unzählige Verdrieß-

lichkeiten dadurch zugezogen, und eigentlich kann man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen."

Diese Schilderung, die die Tochter von der Mutter macht, ist merkwürdig, besonders wenn man sie gegen andere beschreibende Portraits hält, die die Zeitgenossen gegeben haben; zum Beispiel das obige der Gräfin Steenbock. Die Tochter will nicht sagen, daß die Mutter unangenehm häßlich gewesen, sie gibt daher allerlei seltsame Umschreibungen; wir wissen aber durch Andere, daß die Karschin in der That so abschreckend von Gestalt und Mienen war, daß sie zu Zeiten so unleidliche Grimassen schnitt, daß es ihr nie gelang, ihr, die so zärtlich fühlte, auch auf den tolerantesten Mann Eindruck zu machen.

In ihrem sechsten Jahre nahm ihr Großvater sie zu sich. Dieser, von dem mit großem Rühmen gesagt wird, daß er ein „studirter" Amtmann gewesen, lehrte die Kleine, die ihm gefiel, Lesen, Schreiben, die Anfangsgründe der Wissenschaften und endlich sogar Latein. Die Mutter und die Großmutter waren außer sich; beide bestürmten den „studirten" Amtmann, seine verderblichen Bestrebungen einzustellen. Die Großmutter rief ihm zu: Du lehrst das Mädchen schreiben, und zu welchem Gebrauch wird sie die Feder führen? Um Liebesbriefe zu schreiben. Die Mutter rief: Ein Mädchen,

das Latein versteht, hat sich dem Teufel verschrieben! Der Amtmann mußte seinen Liebling wieder hergeben, und Frau Dürbach, die unterdessen ihren Namen gewechselt hatte und nach dem Tode ihres Mannes den Jäger Hempel geheirathet hatte, nahm ihre nunmehr zehnjährige Tochter zu sich. Sehr rührend war der Abschied der Enkelin vom Großvater: sie war so glücklich gewesen bei dem alten freundlichen Manne, der so viele gelehrte Bücher hatte und ihr so schöne Dinge vorsprach. Ihre Kindheit zählte nur diese drei glückliche Jahre, und dieses Paradies schloß sich ihr jetzt für immer. Der Großpapa mit seinen lateinischen Büchern verschwand, und die arme Kleine kam wieder in's Dorf, in die lärmende Schenkstube, zu ihrer Mutter, die unterdeß kränklich und übelgelaunt worden war, und der die zweite Ehe keinen Segen brachte.

An der Wiege ihres Stiefbruders fand sie ihre bleibende Stätte: sie wuchs als Kindermagd auf; dann, als diese Thätigkeit der arbeitsamen Mutter noch nicht genügend schien, schickte sie das Mädchen als Hüterin einer kleinen Heerde auf Feld und Flur. Hier begann die eigenthümlich poetische Ausbildung Anna's. Die junge schlesische Hirtin sog in der Fülle und Freiheit der Natur und Einsamkeit dieselben Quellen dichterischer Schöpferfülle ein, an denen ihre Genossen, die Schüler

und Meister der schlesischen Dichterschule, groß wuchsen, und die die süße und bezaubernde Begabung ihres Landsmannes, des armen und unglücklichen Günther, der Beachtung und Bewunderung so würdig machten. Deutschlands Dichtergarten ist Schlesien; jenes Ländchen, in welchem eine weiche, geschmeidige Natur dem träumenden Genie die Farben und Formenfülle des Südens gibt, während der Norden die Stätigkeit und Schärfe des Gedankens hinzufügt. Tiefer südlich und höher nördlich fallen die Elemente, die sich hier lieblich einigen, schroff auseinander: die kalte Skepsis Berlins, die genußsüchtige Trägheit Wiens.

Anna war Schäferin. Sie hatte den weiten Himmel über sich, die rauschenden Gebüsche, die Quellen, die Ebenen, über die der Westwind blies, den Thauwind, der die Wolken treibt, „trüb und feucht, wie wenn der Wolf die Heerde scheucht," dann den ewigen Sternendom, die volle und dann sich wieder leerende Mondschale, das Gebirge im Nebel der Ferne; kurz, die ganze herrliche Welt, wie sie schon die Patriarchen sahen, diese Könige und Hirten, umgab das Mädchen, dem Gott eine dichtende, träumende Seele gegeben. Das Eigenthümliche und Besondere an der ganzen Erscheinung Anna Louise Karsch ist eben ihre Schäfer- und Dorfnatur: das Ursprüngliche, das Naturvollendete, das

Einfachgläubige in ihrem Wesen. Rammler verstand sie wenig, als er ihre Verse in künstliche Maaße theilte, und die schlesische Hirtin zwang, sich Sapho zu nennen. Wohl der Dichterin, daß ihre ursprüngliche Natur so stark war, daß sie nicht ganz dem Einflusse des gelehrten Kritikers unterlag: wir würden dann nichts von ihr zu berichten haben; sie wäre unter der Masse überkünstelter und schwacher Talente der damaligen Tage spurlos untergegangen und hätte allenfalls neben der pretiösen Figur eines Gottsched ihren Platz gefunden, nicht im Gedächtniß ihres Volkes, sondern in der Literaturgeschichte. Sie selbst war von dieser Ueberzeugung durchdrungen, denn sie singt irgendwo:

Der Tugend Freund, der Wahrheit Redner, du
Lobst mein Talent, schreibst der Natur es zu:
Sie ist es werth, und ihr gebührt die Ehre,
Ihr danke ich Einfall, Ausdruck, Geist und Schwung:
Mir gab die Kunst niemals Bereicherung,
Und nie nahm ich von einem Meister Lehre.

Der letzte Satz ist, wie wir bemerkt haben, leider nicht ganz wahr: sie nahm allerdings Lehre an, von Rammler, von Gleim, von Sulzer, von fast allen ihren gelehrten Zeitgenossen; allein diese gelehrte Schule kam zu spät, um zu verderben.

Eine anmuthige Episode in ihrem Jugendleben bil-

det ihre Bekanntschaft mit einem jungen Hirten, der wie sie eine kleine Heerde auf die Triften trieb und der wie sie sich nach Gesellschaft bei seinem einsamen Tagewerke sehnte. Diesen Hirten muß man sich nicht als einen poetischen, schönen Jüngling vorstellen, er war klein, verwachsen und strickte an einem großen blauwollenen Strumpfe, wie die Schäfer in Sachsen es noch jetzt thun. Aber er strickte nicht immer, er las auch manchesmal, und unsere nach Büchern gierige Dichterin machte diese Entdeckung mit großer Freude; sie stürzte sich über die Bücher her, und der Schäfer las mit ihr die Melusina, die asiatische Banise, den Robinson. Das Pärchen saß beisammen unter dem Schatten einer breitlaubigen Ulme, und jene zaubervollen Begebenheiten, die die Seiten der genannten Bücher füllten, nahmen die jugendlichen Geister gefangen und gossen ein feuriges Leben in die noch ungeschwächte Phantasie. Der Sommer war kurz, diese Freuden hätten ewig dauern sollen; die Heerden wurden in die Ställe getrieben, der Winter trennte die beiden Genossen; allein der erwachende Frühling führte sie wieder zusammen. Drei glückliche Jahre wurden so hingebracht. Anna zählte funfzehn Jahre. Die Mutter und die Großmutter fanden, daß das Mädchen verwildere, und man beschloß, sie zu einer nah wohnenden Müllerin zu geben, die eine Geschicklichkeit besaß,

feine Näharbeiten zu fertigen. Auch in der Mühle fand Anna ein eigenthümliches poetisches Leben. Die Müllerin unterhielt ein Liebesverhältniß mit einem Husarenrittmeister, der in der Gegend in Garnison stand, Anna wurde gebraucht, um Wache zu stehen, damit die Liebenden nicht überrascht würden. So wenig moralisch und zu empfehlen ein solches Amt sein mag, so dienlich ist's unstreitig, die Phantasie zu wecken und poetische Träumereien zu festen Gestalten zu formen. Die Welt der Schatten, die das Mädchen aus den Büchern ihres Freundes und aus dessen Erzählungen kennen gelernt, verkörperte sich vor ihren Augen in greifbare Formen, in verständliche Situationen. Ein hübscher Husar erklettert vor ihren Augen eine gefährlich hohe Mauer, die den innern Hof der Mühle einschließt, sein Pferd bleibt im Schatten des Wäldchens zurück, er winkt dem Mädchen lächelnd zu, er droht ihr scherzhaft mit dem Finger, er ist über die Mauer weg verschwunden; nach einer Weile erscheint er wieder, seine rothen Wangen sind gebleicht, der feurige Blick gesenkt, es wird ihm etwas schwer, die Mauer zu erklettern, die er wenige Minuten früher spielend übersprang; er holt sein Pferd ein und ist in der Nacht des Wäldchens verschwunden, nachdem er dem wachestehenden Mädchen ein paar Kupfermünzen in die Schürze geworfen hat. Sie steht

und sinnt und lächelt; das Mühlrad rauscht, die Gipfel des Waldes lispeln vernehmlich, der Storch auf dem Giebel der Mühle klappert, es ist ein heißer, stiller, duftdurchzogener Abend; noch von ferne hört sie den Hufschlag des davoneilenden Räubers, der hier, der Himmel weiß was, gestohlen hat. Endlich öffnet die schöne Müllerin leise den Laden im untern Geschoß; sie lehnt sich hinaus, wirft spähende Blicke umher, nnd da sie nichts Drohendes erblickt, athmet sie die Kühle des Waldbaches ein, der den Gischt seiner durchs Mühlrad emporgewirbelten Wellen auf ihre glühenden Wangen, ihren heißen Busen spritzt. Niemand ahnet in dieser stillen Einsamkeit, daß ein Dichterauge wach ist, daß ein Dichterohr lauscht, und daß die Geheimnisse der Liebe, wenn sie sich auch in die Tiefe einer Waldmühle verstecken, doch nicht sicher sind, wenn der Dichter um ihr Dasein weiß. Zwar plauderte Anna nicht aus; o nein! dazu waren ihr die kleinen Mysterien in ihrer Nähe gar zu interessant, als daß sie sie hätte stören wollen, allein sie gab bald beiden Theilen zu verstehen, daß sie die einfältige Dirne nicht war, für die man sie hielt. Dies misfiel der Müllerin; sie behandelte Anna schlecht, und diese versäumte dafür ihre übernommenen Pflichten: der Liebeshandel wurde entdeckt, und der Müller sperrte sein ungetreues Weib in einen sichern

Gewahrsam; der Rittmeister wurde seinerseits von seiner ihm nachspähenden Frau aufgesucht und bewogen, die Gegend zu verlassen. Die Mühle hatte ihre Romantik und somit ihr Interesse für Anna verloren. Sie fing an, sich zu langweilen und schlecht zu nähen. Die Mutter nahm sie fort. Das Dorfmädchen wurde nun nach üblicher Sitte, von einem Prediger unterrichtet und zur Kommunion zugelassen: damit war nach der Weise des Landvolkes für ein Mädchen das Signal gegeben, an Heirath und eigenen Hausstand zu denken. Anna dachte schon lange daran. Ihre Phantasieen, durch die poetischen Genüsse im Hirtenstande, sowie durch die interessanten Beschäftigungen in der Mühle erregt, hatten sich schon lange um den Mittelpunkt der Frauenexistenz, um Liebe und Ehe bewegt. Sie liebte, aber man liebte sie nicht. Den jungen Schäfer hatte sie geliebt, aber er hatte ihre Liebe nicht erwidert, den Rittmeister hatte sie geliebt, aber er hatte sich um sie nicht im mindesten gekümmert; dann liebte sie einen jungen Nachbar, aber der wollte vollends nichts von ihr wissen, da er hörte, daß sie Verse mache. Endlich, durch Vermittelung der Mutter, kam eine Heirath zu Stande. Anna reichte ihre Hand einem Tuchhändler aus Schwiebus, Namens Hirsekorn. Er überraschte sie zur Hochzeit mit einem selbstgewirkten Tuchleibchen, und sie ihn

mit einem Gedichte. In der Sammlung ihrer Poesieen ist dieses Gedicht abgedruckt, es ist aber so unbedeutend, daß wir seiner nicht weiter erwähnen wollen. Anna war entzückt, sie war nun Braut, sie hatte einen ziemlich hübsch gewachsenen Mann, sie ging an seiner Seite durchs Dorf, sie tanzte mit ihm unter der großen Dorflinde, sie verlor sich mit ihm in die Gebüsche, und „Küsse rauschten.“ Die Mutter und die Großmutter machten, daß nur schnell die Hochzeit gefeiert wurde. Die Freiin von Klenke, die die Biographie geschrieben, kann sich hierbei nicht versagen, den Brautstaat ihrer Mutter zu schildern: sie erzählt uns, daß Anna an diesem ewig denkwürdigen Tage ein Kamisölchen von schwarzer Searge getragen habe, einen Brautrock von demselben Stoffe, daß ihr Haupt von einer kleinen Fontange von Spitzen beschattet worden, und daß ihre Füße mit goldgestickten Pantoffeln und hochrothen Strümpfen mit bunten Zwickeln bekleidet gewesen seien, und endlich, daß sie einen Zobelmuff getragen habe.

Die Ehe war sehr unglücklich. Der Mann war geizig, roh, er behandelte sein Weib schlecht, oft sogar empörend grausam. Sie litt, denn die Heiligkeit des Instituts der Ehe war unantastbar: Frevel der leiseste Versuch, ein Band lösen zu wollen, das Gott geknüpft. Als sie noch nicht völlig siebzehn Jahre alt war, brachte

sie ihren Erstgeborenen zur Welt. Thränen fielen auf das Bette dieses Kindes, die glühenden, den Himmel anklagenden Thränen eines armen, gemißhandelten Weibes, einer bis in den Tod gebeugten Mutter. Da war es, wo die Dichterin den ersten Schritt in die dunklen, eisigen Gemächer des Leidens that. Sie seufzte, sie weinte, und — dichtete. Eine Poesie, die sich in solcher Situation meldet, ist wahrlich die ächte, denn sie erscheint, nicht hervorgelockt durch die Stimme des Müssiggangs und des Luxus, sondern gerufen von einem brechenden Herzen als Helferin, Trösterin, liebkosende Genossin. Anna war Dichterin, denn sie dichtete am Schmerzenslager ihres Kindes, gepeinigt durch Körperqualen, die die brutale Hand ihres Mannes der schwächlichen Frau geschaffen, gepeinigt durch Hunger und Durst, gepeinigt durch Verlassensein und Hülflosigkeit. Die Grundlage des sittlichen Werthes eines achtbaren Charakters wurde hier gelegt. Der Mann verbot ihr das Lesen, er verbot ihr auch das Weinen — weil sie dann häßlich aussah. Anna las heimlich und weinte heimlich. Er nahm ihr Feder, Dinte und Papier weg, sie kritzelte mit ihrer Haarnadel Verse auf einen Zinnteller.

Meister Hirsekorn gab endlich seiner Frau so deutlich zu verstehen, daß er sie los sein wolle, daß sie

gleichsam von ihm flüchtete; aber Niemand nahm die Unglückliche auf. Eine Frau, die sich von ihrem Manne getrennt, war ein Gegenstand des Schreckens für alle anderen Weiber, selbst ihre Mutter wagte es nicht, sie bei sich aufzunehmen. Anna floh in der Irre umher. Einige kleine Charakter- und Sittenzüge aus jener Zeit mögen hier eingeschaltet stehen. Vor dem Rathhause zu Glogau, wo ihre Scheidungsangelegenheit betrieben wurde, langte sie einst allein an und sah sich in dem trostlosen Zustande, den die Qual dieser Ereignisse und Auftritte ihr bereitete, unfähig, die Rathhaustreppe zu ersteigen. Sie lehnte an einem der Steinpfeiler und weinte. Ein junger schlesischer Bauer, vielleicht auch ein Dichter, hielt als Soldat Wache vor dem Rathhause; er sieht die Trauernde, bringt langsam aus seiner Westentasche ein Stück Kreide und schreibt an die Wand seines Schilderhäuschens den Vers: „Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen; die, was unmöglich scheint, doch möglich können machen!“ Weiter wird zwischen dem jungen Tröster und der jungen Trostbedürftigen kein Wort gesprochen. Still wandelt der Soldat seinen Gang weiter; er hat das Seinige gethan, er hat den Trostspruch, den wichtigsten, den er kennt, ihr vor Augen gebracht; will sie sich nicht trösten lassen, seine Schuld ist es dann weiter nicht.

Es ist dies ein unendlich rührender Zug menschlicher Theilnahme an menschlichen Leiden; viel großartiger und rührender, als alle Beileidsbezeugungen, die wir in unserm erkünstelten Zusammenleben, inmitten einer perfiden und unwahren Gesellschaft gegen einander austauschen. Die Dichterin wurde für den Augenblick auch getröstet, sie stieg die Treppe hinauf und fand den nöthigen Muth, sich einem grausamen Verhör zu unterwerfen, das zu gleicher Zeit ihr Schamgefühl und ihr rechtliches Bewußtsein beleidigte. Man ging mit den Bäuerinnen nicht zart um, und welcher dieser bepuderten, steifen Herren mochte ahnen, daß eine feine, geistig hochstehende Intelligenz hier in unscheinbarer Hülle vor den Schranken des Tribunals stand. Anna begriff nicht, daß ein Weib sich auch vertheidigen könne gegen den Mann, sie fand es so natürlich, daß er in Allem Recht hatte und Recht behielt, so daß es ihr nicht in den Sinn kam, einen Anwalt für sich zu wählen, und sie sich ruhig verstoßen ließ, dem Räuber ihrer Ehre, ihrer Ruhe, ihres Glücks noch das Wenige hingebend, was sie als Mitgebrachtes hätte beanspruchen können. Sie floh wie Hagar in die Wüste: erschreckt, gedemüthigt, die Hand, die sie verstieß, noch küssend.

In einer Schenke findet sie nothdürftig Unterkommen. Hier im Elend gebiert sie einen Sohn. In dun-

kler Kammer liegt sie, Lumpen sind ihre Bekleidung. Als ihr gestattet ist, das Bette zu verlassen, schleppt sie sich in die benachbarten Dörfer, und gibt's irgendwo ein ländliches Fest, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, da tritt die bleiche Frau ein und singt ein Lied. Auf den Edelhöfen erscheint sie und improvisirt Verse, und erhält dafür bald ein Stück Tuch zu einem neuen Mieder, bald etwas Geld, bald Speise und Trank für sich und den Säugling. Während dieser Tage ihres Exils lernte sie den Schneidermeister Karsch kennen. Er zieht herum, kauft alte Kleider auf, richtet schadhafte wieder her und fertigt jene wunderherrlichen rothen, langen Westen, die das Entzücken und die Bewunderung der Dorfjugend sind, wenn ihr Scharlach die Ründung des respektirlichen Bauches des Amtmanns oder des Schulzen deckt. Anna liebt den Karsch nicht, allein sie heirathet ihn, da er sie aus der Schmach eines verstoßenen und geschiedenen Weibes rettet, ihr einen neuen Namen gibt, indem der alte für sie und Andere so übel lautet. Noch einmal geht die Dichterin zum Altar, nochmals knüpft sie ein Bündniß, das Elend und Unfrieden ihr bringt. Karsch war ein Säufer, dabei ein sehr mittelmäßiger Schneider; er nahm wenig ein, und verschwendete das Wenige in der Schenke. Die Schilderung der Dürftigkeit, in die jetzt unsere arme Dulderin versank, ist wahrhaft erschütternd

zu lesen; sie hatte oft nichts, um ihren Hunger, ihren Durst zu stillen; dazu kam ein neues Wochenbette: Noth, Kummer, Verzweiflung nach allen Seiten hin. In der Kirche erschien sie nur Morgens, wenn es noch dunkel war, und stellte sich hinter einen Pfeiler am Altar, weil ihre Kleidung anstoßerregend mangelhaft war. Die mit Aufmerksamkeit angehörte Predigt brachte sie zu Hause in Verse. Eine solche Bearbeitung überreichte sie einst schüchtern dem Herrn Pastor, und dieser las, freute sich und machte seinerseits die Dichterin bekannt. Jetzt wanderte sie wieder herum und recitirte Verse. 1755 geht sie mit ihrem Manne und drei Kindern nach Groß-Glogau, und hier sammelt sie endlich vornehme und reiche Gönner um sich her. Es sind nicht mehr Bauern, denen sie ihre Lieder singt, es sind Geheime Finanzräthe, Kriegsräthe, Hofprediger und Kommandanten; bebänderte und geputzte Herren, die aus goldenen Tabacksdosen feierliche Prisen nehmen, während die arme Bäuerin vor ihnen steht und zitternd ihr Lob singt. Hier in diesem Kreise lernt sie sich fühlen, und der Hochmuth der Poeten kommt über sie. Zum ersten Male wählt sie ihre Vergleiche aus der Mythologie, und eine dunkle Ahnung geht in ihrem Geiste von der vornehmen Eleganz der griechischen Götterwelt auf. Ihre bäuerlichen Vorurtheile werden abgelegt; sie erschrickt

nicht mehr vor der Nacktheit der Venus und wagt es, eine angesehene Gönnerin mit dieser Göttin zu vergleichen, sie wagt es gleichfalls, ihre Phantasie zu zwingen, an den wollüstigen Tanz der Grazien zu denken, und es fällt ihr dabei nicht mehr die kleine, dunkle Dorfkirche ihres Geburtsortes ein, und der scheltende Pfarrer auf der engen, kleinen Kanzel, der solches heidnisches Gräuelwesen verflucht. Sie ist über die Schwelle der glänzenden, frivolen Welt getreten; sie hat diese vornehme und blitzende Gesellschaft erschaut, die ewig lächelt, der nichts ehrwürdig und heilig ist, und die als ihre Götter den Genuß und die Weltlust anbetet. Der Rücktritt in ihr Dorf, in die dunklen und ärmlichen Verhältnisse ist jetzt nicht mehr möglich.

Die jungen Offiziere der Glogauer Garnison bestellten bei der poetischen Schneidersfrau Gedichte auf ihre Schönen. Anna dichtete im frivolen Genre. Die Offiziere saßen Tagelang auf den Schneidertisch hingelehnt und unterrichteten sie in der Mythologie, erzählten der jungen, aufhorchenden Frau lachend die skandalösen Händel der alten Aristokraten des Olymps. Man kann sich denken, wie willkürlich diese Erklärer mit ihrem Text verfuhren. Der Schneider saß unterdeß in der Schenke und trank. Anna machte hier Gedichte, die aus der Sammlung später weggelassen werden mußten;

wahrlich schade darum, denn es waren sicherlich ihre besten Verse: es sprudelte in ihnen der erste kecke Stral des sinnlichen, poetischen Lebensgenusses auf. Hier war es auch, wo Friedrichs Thaten sie begeisterten und sie zum ersten Male den Krieg und den Ehrgeiz der Herrscher besang. Sie lieferte eine Uebersetzung der Oden und Episteln des großen Königs. Das militärische Glogau jauchzte ihr Beifall zu; aber das häusliche Elend dauerte fort. Die Frau erwarb, der Mann verschwendete. Die hochmüthige Dichterin wollte jetzt nicht mehr dulden, sie machte ihrem unverbesserlichen Gefährten Vorwürfe, sie sprach zuerst von Trennung. Ihre vornehmen Freunde bestärkten sie in ihren Vorsätzen, und einer dieser Freunde, der Baron von Kottwitz, entführte seinen Schützling nach Berlin. Jetzt war sie auf ihrer Lebens- und Ruhmeshöhe angelangt. Sie zog in die Thore der Hauptstadt ein: die deutsche Sapho in das deutsche Athen. Auf der Schwelle des Tempels des Ruhms kam ihr Rammler entgegen, parfümirt und gepudert; er bot ihr die Fingerspitzen der rechten Hand, um sie hinaufzuführen. Gleim, Sulzer, Hagedorn, Mendelssohn, Lessing umgaben sie. Sie zog in die deutsche Literatur ein, so hoffärtig und rauschend, wie nur je ein Emporkömmling in goldene Säle einzog. Von jetzt an war sie eitel und selbstsüchtig, obgleich sie dabei nicht

aufhörte, das ehrliche Herz der Bäuerin zu bewahren. Einzelne Charakterzüge beweisen, daß sie mitten in ihrem Glanze doch die Demuth einer wahrhaft großen Seele sich zu erhalten gewußt hatte. Dies söhnt uns aus mit der lächerlichen Erscheinung, die sie, die ohne Sitte und Geschmack war, und doch die Prätension zeigte, beides zu besitzen, in den Gemächern der vornehmen Welt zeigte.

Der Baron Kottwitz ließ sie in seinem Hause wohnen, seine Kutsche brachte sie in die vornehmen Gesellschaften, auf seine Kosten wählten Kammerfrauen und Putzmacherinnen kostbare Gewänder aus, in die sie die Günstlingin des Glücks hüllten. Da sie aber mit dem, was sie erhielt, nicht Haus zu halten verstand, so war sie trotz der Fülle der Gaben, die ihr ein günstiges Geschick in den Schooß warf, doch öfters von dem Nothwendigsten entblößt, und immer wieder mußte sie poetische Bettelbriefe schreiben und in der Form der Dichtung ihren Zuhörern sich, ihre Tochter und den zerrütteten Haushalt empfehlen. Der plötzliche Tod des Baron Kottwitz brachte sie um die schöne Wohnung, um den guten Mittagtisch; sie zog mit ihrem Stiefbruder in ein Mansardenstübchen und hatte es wieder recht kümmerlich. In diese Zeit, etwa 1761 oder 1762, fällt ihr Besuch in Halberstadt, wo sie den Kanonikus

Gleim kennen lernte, der von seinen dichtenden Zeitgenossen Anakreon-Gleim genannt wird. Dieser Anakreon und diese Sapho paßten vortrefflich zusammen. Sie sagten sich einander die schönsten Dinge in Versen, und Gleim wurde so unvorsichtig zärtlich, daß die Dichterin sogleich einen Plan faßte, ihn zu heirathen. Der Schreck des Kanonikus, als er diese Absicht gewahrt, ist wahrhaft possirlich, und seine zahlreichen Freunde necken ihn darüber. Doch wird Verdruß und Schreck in Versen weggeschwemmt; die zärtliche Dichterin begnügt sich, daß ihr Freund ihr Bildniß in seinem kleinen Pantheon in Halberstadt aufhängt, ihr Kränze windet und ihre Briefe küßt. Aber er thut noch mehr, er besorgt eine Subscription zu einer Gedichtsammlung seiner Freundin, und durch thätige Bemühungen kommt die Summe von zweitausend Thalern ein, deren jährliche Zinsen der gefeierten Frau zu gute kommen. Zu gleicher Zeit bietet ihr auf edelzartsinnige Weise der Domdechant Baron Spiegel ein sogenanntes Taschengeld an, das, jährlich wiederholt, ausgezahlt wird. Andere Gönner sorgen dafür, daß ihr Stiefsohn studiren kann und einen Freitisch erhält, daß die Tochter in eine Pension gethan wird. So arbeitet alle Welt, die bedrängte Sapho aus ihren Nöthen zu befreien; allein sie braucht immer noch mehr, als sie verlangt. Einen gro-

ßen Triumph feiert sie, als es ihr gelingt, vor dem König, den sie so schwärmerisch besungen und so überschwänglich gelobt hatte, zu erscheinen. Allein Friedrich der Große, ermüdet von den eben geschlagenen Schlachten des siebenjährigen Krieges, suchte seine Zerstreuungen anderswo, als in einem Gespräche mit einer deutschen Dichterin. Er ließ die Karschin, die ihm obenein durch ihre Häßlichkeit widrig auffiel, die Verachtung fühlen, die er gegen die gesammte deutsche Literatur öfters aussprach. Wir wollen die Schilderung in Versen, die die Dichterin von dieser Unterredung entwarf, hier beisetzen: man kann freilich aus ihr den wahren Hergang der Sache nicht erkennen, noch weniger die eigentliche Meinung des Königs über die Vorgestellte; die vom Glanz der Majestät und der Zaubernähe des gefeierten Helden des Jahrhunderts geblendete Frau übertreibt, ohne es zu wollen, und macht sich willentlich blind gegen die offen dargelegte Kälte und den Hohn des Königs. Das Gedicht lautet:

Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben,
Nicht von der gütigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann würd' ich kleine Creatur

Mit innerm Stolz mich hoch erheben
Und dir erzählen, daß in Friedrichs Marmor-Saal
Mein faltig Antlitz sich bespiegelt,
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir red'te,
Der größre Redekunst besitzt,
Als Mark Anton, der vor dem Volke
Des Cäsars Mörder bald verklaget, bald beschützt.
Er kam, und über ihm, in goldner Wolke
Sah ich den schwebenden Apoll.
Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesprochnen Frage
Der Donner Jupiters, und seines Auges Blick
War wie der Blitz am Erndtetage:
Doch, Freund, ich schreckte nicht zurück.
Ich sagte, welch ein Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich wieder beugte:
Wie mein Genie heraufgestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Mensch und Philosoph vereinet,
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet,
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verziehn,
Der mit dem Dolch ihm sollte lohnen;
Doch fänd' ich auf der Griechen Thronen,
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschonet,

Und wenn der Lenz geblüht das Kriegeszelt bewohnet,
Von Freuden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater, als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?
Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm; da sagt' ich: Freunde müssen
Mich nähren, täglich geh ich hin
Zum niemals stolzen Stahl,*) der stets mich gerne siehet
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dir erziehet.
Ich sprach's, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch! sprach ich: die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürntest, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächtest,
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris,
In welche Ludwig viele Menschen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte so
Wie Einer, den ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und jetzt die Sonne sieht. —
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprachen's nach:
Und Grazien sah ich in seinem Munde lachen.

---

*) Vorsteher der Pensionsanstalt, in welcher ihre Tochter sich befand.

Ich ging zurück, o Freund! nun glühte Purpurroth
Auf meiner sonst so blassen Wange,
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt; ich taumelte, ich schien
Den trunknen Menschen gleich im Reden und im Gange. —

Man kann sich, abgesehen von dieser Beschreibung, die Situation denken. Der König anfangs kalt und übellaunig, dann spottend die geputzte Gestalt vor sich betrachtend und mit halbem Ohr auf ihre Schmeichelworte, die er geschmacklos und lästig findet, hinhörend. In einiger Entfernung Voltaire an einer Säule des Eingangs lehnend und, halb Faun, halb Dämon, mit einem teuflischen Lächeln bald den König, der als Beschützer der deutschen Muse zum ersten Male vor ihm sich zeigt, bald die Repräsentantin dieser deutschen Muse selbst betrachtend, dreht die goldene Dose zwischen den dünnen Fingern und sinnt auf eine pikante Wendung, wie er diese Scene in einem Briefe der Marquise du Chatelèt mittheilen soll. Im Zimmer vertheilt die Generale, die derben Haudegen des siebenjährigen Krieges, immer zu plumpem Scherz geneigt, wenn sie ihren König den Mund spottend verziehen sehen. Inmitten dieses Kreises die alte Dichterin, nichts von dem versteckten Spiel um sie her ahnend, nur immer bemüht, ihre schweren Klagen um bessere Wohnung und Kost in eine von Hyperbeln überfließende, poetische Prosa zu kleiden.

Es ist kein tröstliches und erquickendes Bild.

Das Resultat dieser Unterredung war ebenfalls nicht tröstlich und nicht erquickend. Es folgte darauf jenes berüchtigte „magere" Geschenk, das die Dichterin dem Geber zurückschickte, mit den bekannten Worten:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Sie fuhr aber bei allem dem fort, den großen König, ihren bewunderten Helden, zu preisen. Daraus sieht man die Größe ihrer eigenen Gesinnung: ihre Seele war von Rachsucht und hämischem Groll frei. Der Herzog Friedrich von Braunschweig, Neffe des Königs, gab der Bittenden, was der Oheim verweigerte, doch war es nur ein sehr geringes Jahrgehalt.

Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm II. wurde die obige Unbill wieder gutgemacht: der König gab den Befehl, daß man ihr eine neue Wohnung bauen solle, räumlich und mit den Emblemen der neun Musen verziert. Die arme, alte Anna war außer sich; ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen: sie lief in Berlin von Haus zu Haus und forderte Jedermann auf, den König zu preisen, ihr Glück zu bewundern. Das Haus wurde zwar sofort zu bauen angefangen, aber es wurde

statt eines Palastes, wie seine Eigenthümerin geträumt hatte, nur eine sehr bescheidene, zweistöckige Wohnung, die Ecke eines Marktplatzes in Berlin bildend, wo man sich's jetzt noch zeigt. Die allegorischen Gemälde blieben weg, und die Dichterin, die nicht die Zeit abwarten konnte, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu athmen, bezog das Haus, als es noch nicht völlig ausgebaut und ausgetrocknet war. Die Folge von diesem Leichtsinn war, daß die alte Frau krank wurde und wenig frohe Stunden in ihrer neuen Wohnung hatte. Es war im Sommer des Jahres 1789. Ihr letztes Lebensjahr war mit Ehren überhäuft. Der Hof des Prinzen Ferdinand, der sich bei jeder Gelegenheit, wo Festlichkeiten anzubringen waren, auszeichnete, zog auch die in Mode gekommene Dichterin in seine Nähe. Sie erhielt eine Einladung an der fürstlichen Tafel zu speisen, und der Platz neben der Fürstin war ihr aufbehalten. Da saß nun die Bäuerin, in rauschendem Gewande, mit Federn und Blumen geschmückt, hoffärtig mit dem Fächer spielend, — sie, die einst die Heerde geweidet, die in der Schenke rohen Gesellen aufgewartet, die durch Glogau's Gassen noch in Lumpen gewandelt und dürre Reiser sich auflas, um davon ihr spärliches Mittagssüppchen zu kochen. Hier saß sie. Es umrauschten sie die Chöre der Tafelmusik, sie hob in zierlichem, funkelndem Glase

kostbaren Wein zu ihren Lippen, sie glaubte sich unter die Seligen versetzt.

Wie sie immer hinfälliger und schwächer wurde, konnte sie den Einladungen, die an sie ergingen, nicht mehr Folge leisten. Da gab es einsame Tage und Abende, wo der Greisin ihr Enkel aus dem Plutarch vorlas, oder ihr ein Lied von Gleim zum Klaviere vorsang. Den 12. October 1791 starb sie. Sie hinterließ zwei Kinder, zwei Enkelkinder, zwei Brüder und eine Schwester. Ihre Tochter wurde an einen Herrn von Klenke verheirathet, und deren Tochter an einen Herrn von Chezy. Beide Frauen wurden Schriftstellerinnen; von der Ersteren haben wir eine lebensvoll geschriebene Biographie der Mutter, von der Anderen dramatische und lyrische Poesien in Menge.

Was den dichterischen Werth der Frau betrifft, deren Leben wir hier vor uns aufgeschlagen haben, so müssen wir nothwendig ein wenig auf die Principien der Dichtkunst überhaupt zurückgehen. Die romantische Schule verdammte jede und alle Productionen unserer Dichterin. Diese Schule, die die poesie par excellence zu üben vorgab, höhnte darüber, daß die Karschin einen versifizirten Dank an die Oberbaukommission in Berlin, indem diese ihr in strenger Winterzeit einen eisernen Ofen hatte setzen lassen, zu Tage förderte, und daß sie

es wagte, diese klägliche Epistel Poesie zu nennen. Noch ärger höhnte jene Schule, als sie die Verse las, die unsere Dichterin im sogenannten Saphischen Maße hingeschrieben hatte, verleitet von ihren gelehrten Freunden und Gönnern. Freilich, wir wollen weder jene Hymne an die Baukommission, noch diese einfältige Nachahmung klassischer Formen in Schutz nehmen, allein darum bleibt die Schneidersfrau Anna Louise Karsch doch eine Dichterin; es muß sich nur der Kenner der Herzen und der Verse die Mühe nehmen, auf die Quelle der Erscheinungen zurückzugehen und die Stärke der Strömungen dort zu messen, wo sie ihrer Heimathstätte, dem schöpferischen Gemüth, unmittelbar entfließen. Wir haben bereits angedeutet, und die Dichterin hat es auch selbst gethan, daß sie in dem unmittelbaren Verkehr mit der Natur ihre Kraft sich offenbaren und wachsen fühlte; was später die Bildung ihrer Zeit hinzuthat, war gleich dem Werk der Scheere, die eine schöne Hecke in eine gerade Taxuswand verschneidet. Man liebte damals Taxuswände, sowie man dreißig Jahre später englische Parks liebte, und so wie man wieder dreißig Jahre später nochmals Taxuswände lieben wird. Inzwischen bleibt die Natur Natur und Baum Baum. Nachdem die romantische Schule das Wesen der Poesie in ihr selbst fand, findet man heutzutage, daß sie an Gegenständen

haftet. Wir kehren zu der materiellen Anschauung zurück, nachdem wir lange in der rein idealen und transcendentalen geschwelgt haben. Die romantische Schule besang die blauen Blumen als ein mystisches Symbol, wir besingen die Hobelbank und den Schusterleisten und knüpfen an diese, nichts weniger als mystischen Symbole, alle poetischen Fragen der heutigen Welt. Die Poesie war früher alles, nur nicht nützlich, jetzt soll sie nichts als nützlich sein. Aber ihr irrt euch; sie wird nicht, wie ihr es wollt, bald Eins und bald das Andere sein, sie ist, wie es ihre göttliche Natur mitbringt, immer Beides zusammen gewesen, nur haben wir es nicht so nachweisen können, wie es sich denn überhaupt nicht nachweisen läßt.

Beim Beginn ihrer Laufbahn brachte ein guter Genius sie sogleich an eine günstige Stätte, wenn sie nur da hätte bleiben dürfen, nämlich bei dem Großvater. Dort hatte sie einen milden, väterlichen Geist, der liebend ihr Schutz und Anleitung zukommen ließ, dort hatte sie Freiheit und Natur, dort hatte sie endlich die Bibel, dieses Buch, das Meister und Schüler immer und immer wieder mit gleichem Vortheil aufschlagen. Hätte die arme Kleine hier ruhig lesen und bewundern, lieben und nachahmen können! Sie versuchte es: mit ganzer, durstiger Seele hing sie an der Gestaltenfülle,

die den entrollten Gedichten dieses Buches aller Bücher entquollen. Besonders war es die thränen= und liebe=reiche Geschichte der Makkabäer, diese durch süße, gött=liche Wunder leuchtende Legende, die dem dichtenden Kinde einen Schauer des Entzückens abrang. Wäre sie hier in Einsamkeit aufgewachsen, genährt und gekräftigt durch solche Speise, sie wäre aus den stillen Wäldern Schlesiens als eine der größten Dichterinnen nicht allein ihrer Zeit, sondern vielleicht aller Zeiten hervorgegangen; so aber nahm sie eine gekünstelte Gesellschaft und eine unwahre Dichterschule auf; beide erzogen sie nicht, son=dern verzogen sie. Was sie trotz dieser misgünstigen Verhältnisse doch noch leistete, ist der Anerkennung der Nation werth, wenn es auch nicht zu ihrer Ehre und Zierde gereicht.

Die Sucht nach Pomp und Glanz trieb das acht=zehnte Jahrhundert, sich die großen Dichternamen der antiken Welt anzueignen und mit ihnen ein recht un=würdiges Spiel zu treiben. Frankreich ging voran. Einen französischen Horaz gab es früher, ehe es einen deutschen gab, einen französischen Euripides, einen fran=zösischen Plutarch, einen französischen Aesop früher, als es deutsche gab. Als die Karschin in den Saal des Ruhms eintrat, war die alberne Rollenvertheilung schon vor sich gegangen. Rammler war Horaz, Gleim bald

Pindar, bald Anakreon, Wieland Aristipp, Jacobi Tibull, Geſſner Theokrit, was war natürlicher, daß die Karschin — Sapho wurde? Sie wurde es; ob der Name paßte, wer fragte danach? Sie machte Verse, Sapho hatte auch Verse gemacht, also war sie die deutsche Sapho. Die schlesische Hirtin nahm sich die schöne und hochmüthige Bürgerin von Mitylene zum Vorbild und coëffirte ihren Geist nach dem stümperhaften Bilde, das ihr der Kritikaster Sulzer von jener unglücklichen, stolzen Liebessängerin vorhielt. Daß diese Toilette unglücklich ausfallen mußte, verstand sich von selbst. Die saphischen Oden der Karschin sind darum auch äußerst verfehlt, und wir wollen ihrer gar nicht weiter erwähnen. Die patriotischen Hymnen sind jedoch erwähnungs- und sogar lobenswerth. Wir wollen eine hier beifügen, die zu ihrer Zeit sich großen Ruhms erfreute.

Dem Vater des Vaterlandes

Friedrich dem Großen

bei triumphirender Zurückkunft den 30. März 1763

gesungen im Namen seiner Bürger.

Der du den Tempel deines neuen Freundschaftsbandes
Mit diamantnem Bogen wölbst;
O König, Vater! Schutzgott des beglückten Landes!
Uns gegenwärtig bist du selbst.

Dich, mit vermehrten Siegeskränzen ausgeschmückter,
Empfängt der jüngste Frühlingswind
Erfüllt mit Jauchzen deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daß sie Menschen sind.

Zu lange suchten dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer deines Volkes dort,
Wo um das Schlachtfeld sich die Helden standhaft zanken,
Und Kriegesdonner ist ihr Wort.

Zu lange bliebest du, versteckt in schwarzen Wettern,
Rund um dich werfend deinen Blitz,
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern,
Um deinen wüsten goldnen Sitz.

Vor unsers nebelvollen Geistes Blicke schliefen
Die Schöpfung selbst und die Natur:
Wir fühlten nicht den Reiz der besten Welt; wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur.

Das Klaggeschrei, die Thränenströme rauschten mächtig
Bis an den Himmel und zu dir;
Du kommst, und dein Triumph ist mehr als römisch prächtig:
Nicht über Sklaven jauchzen wir,

Nicht über nachgeführte, fremde Königsschätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wiederkam.

In deinen Augen ging aus tausend Mitternächten
Ein uns geschaffnes Sonnenlicht
Hervor, und stralet nun so lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angesicht.

Das über dir daher geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt
Und zitternd für dein Leben war.

O laß dein in der Schlacht nie wankend Knie umfassen,
Du Ueberwinder! und versprich
Nicht mehr dein bittend Land verwaiset zu verlassen;
Und fordern neue Feinde dich,

Dann gib uns Waffen; laß dein Volk zu Felde ziehen,
Du aber, unsre Wollust! bleib
In Sans-Souci; und wer von uns wird schimpflich fliehen,
Den tödte sein beherztes Weib! —

Man wird gestehen, daß dies würdige Gefühle sind, in einer dichterisch erhöhten Sprache ausgesprochen. Hier und da ist der Ausdruck veraltet, aber ein unvergängliches Feuer hält bis auf den heutigen Tag den poetischen Gedanken warm. Man kann sich denken, wie die Situation damals das Gedicht getragen hat: der aus blutigen Siegen zurückkehrende, allgeliebte und bewunderte König, das Ende der Kriegsnoth, das Entzücken und die Hoffnung des Friedens, alles wirkte zusammen, um einem mittelmäßigen Lobgedicht Geltung zu verschaffen, wie viel mehr einem wirklich ausgezeichneten. Nachher besang die Dichterin noch andere fürstliche Personen, die sie theils aus wirklich gutem Herzen

lobenswürdig fand, theils weil sie von ihnen eine Pension, oder auch nur ein Geschenk, denn sie war stets begehrlich, zu erlangen strebte. Diese Verse sind ohne Werth; es sind banale, und dazu noch schlecht ausgedrückte Lobphrasen. Es mahnen uns überhaupt diese Gedichte an die gemalten Plafonds in den Sälen aus der damaligen Zeit, wo ein Olymp in höchster Höhe in Wolken schwebend dargestellt ist, und wir von den hinauffliegenden Göttern und Helden nur die Hintertheile und Fersen sehen. Richtige Verhältnisse und eine große, ungezwungene Körperstellung ist bei diesen Gemälden nicht zu erwarten: alles übertrieben, in lächerlicher Verrenkung. Für das Liebeslied war die Karschin ungewöhnlich begabt; sie hatte von der Natur die gesund pulsirende Ader der Sinnlichkeit erhalten; dabei haftete ihr noch aus ihrem Bauerleben die derbe Naivetät an, die sie glücklich vor der zuckersüßen Verweichlichung und dem affektirten Bilderspiel der Anakreons jener Zeit schützte. Manche dieser Lieder sind mit der graziösen Gewandtheit und dem naturlieblichen Mienenspiel der Goethe'schen Muse gegeben: zu dem Besten, was die poetische Literatur der Nation besitzt, können sich dreist diese artigen sinnlichen Scherze beigesellen. Wir wollen hier ein paar ausheben.

An Leda.

Von dem Olympus zogest du ihn nieder,
O Leda! Deinetwegen trägt
Der Donnergott ein lilienweiß Gefieder,
Der sonst mit Keulen um sich schlägt.

Er theilt die Wolken, seine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenstral;
Er kommt, und deines Auges Blicke brennen,
Dein Antlitz blühet wie das Thal.

Dein Busen schwillt, wie kleine Flocken-Hügel,
Wenn Boreas durch Fluren bläst,
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel,
Und das gestorbne Laub verwest.

Du lächelst mit der feingeschnitzten Lippe
Dem Schwane, der den Hals erhebt
Und nach der weißen Alabasterklippe
Wollüstig mit dem Schnabel strebt.

Sein maulbeerfarbnes Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerei,
Den innern Aufruhr schlau versteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeichelei.

Er will dich küssen, sterbliche Beglückte!
Beneidenswerthe Leda! Dich
Umfaßt mit beiden Flügeln der entzückte,
Beflammte Gott, und wünschet sich

Den süßen Rausch der Küssenden auf Erden,
Und fühlet Amors stärksten Pfeil,
Und trinket mit süßlachenden Geberden
Des Liebesnektars letzten Theil.

An eine Dichterin
welche das Klavier spielte.

Des Jovis, der Latona Sohn
Hat mir ein Saitenspiel gegeben;
Du aber kannst im süßen Ton
Dit Stimme zum Gesang erheben.

Dein Finger hüpfet wie der West,
Der an dem schönsten Tag des Mayen
In jugendliche Blumen bläst,
Die deines Lieblings Blick erfreuen.

Hör' auf, geliebte Zauberin!
Hör' auf zu singen und zu spielen;
Ich brenne, da ich weiblich bin,
Was wird nicht dieser Jüngling fühlen,

Der über deine Schulter sieht,
Bald deinen weißen Hals betrachtet,
Bald dieses Auge, welches glüht
Und redet und im Sprechen schmachtet?

Hör' auf, o Mädchen! jeder Schlag
Dringt tiefer in des Jünglings Busen,
Und das, was dein Klavier vermag,
Vermag kaum eine von den Musen.

Von ähnlicher Einfachheit und Naturwahrheit gibt die Sammlung noch viele Proben; wir verweisen den Leser auf sie, wenn er unsere Dichterin in ihrer ansprechendsten Laune will genau kennen lernen. Trotz dieses Lobes, das wir gerne ertheilen, müssen wir jedoch immer

wieder bemerken, daß der große dichterische Styl der ihr eigens zugetheilte gewesen zu sein scheint; hätte sie ihn nur ausbilden können! Wäre sie, wie wir oben angezeigt, in der Einsamkeit und fern der falschen Bildung ihres Jahrhunderts aufgewachsen, so hätte sie das Ziel erreicht, das offenbar ihrer Laufbahn gesteckt war. Die schlesischen Dichter haben immer Ungunst vom Geschick erfahren; man denke nur an den armen Günther, diesen so reich begabten Genius, der traurig verkümmerte und unterging, weil er sich den Götzen des Tages nicht zu fügen verstand, wie es die Karschin erlernte.

Zusammenhängend hiermit und wol eine Folge dieser Ungunst des Geschicks ist, daß unsere Dichterin Stoffe nicht zu behandeln weiß, die recht eigentlich aus der Sphäre ihrer Anschauungen und Erfahrungen geschöpft scheinen, so die ländlichen, dörflichen Idyllen und Vorgänge. Sie verlor, je weiter sie in modischer Bildung vordrang, den Blick und das Bewußtsein an Natur und Sitte des Landlebens. Auffallend ist, wie linkisch und frostig sie die Bilder des Dorfverkehrs auffaßt, wie sie fast ängstlich strebt, Gegenstände mit vornehmer Spottsucht und schlechtem Witz zu umkleiden, die sie in ihrer ursprünglichen Natur liebgewonnen hat. Der Kern der Volksnatur, ihre Sitte und ihr Leben gehen spurlos an ihrem Sinne vorüber; sie greift häßlich fehl, wenn sie

irgend einen charakteristischen Zug von daher erzählen will. So beschreibt sie irgendwo ein wirklich Geschehenes, das Stoff zu einer fast grausigen Ballade gäbe, wenn man's auffaßte, wie es aufgefaßt sein muß, mit einer so unglücklichen, einfältigen Spaßhaftigkeit, daß der große, kühne Gedanke, das leidenschaftliche Bild unter ihren Fingern kläglich zerbricht. Die Begebenheit ist folgende: Ein Bauer, der sein junges Weib innig liebt, findet sich von dieser betrogen; welche Strafe sinnt er aus, welche Rache nimmt er? Er greift nach dem Beile; schon fürchtet man, er werde die Treulose zusammt dem Genossen ihres Verbrechens mit einem Streiche niederschlagen: vielleicht war dies auch in dem ersten erschütternden Zornes- und Schmerzensanfall seine Absicht, allein er besinnt sich eines Andern. Nicht mit dem Tode, mit ewiger Schande will er die einst so Geliebte strafen: er schlägt von dem Herde, der geweihten Stätte des Hausgottes, eine Ecke in Trümmer. Diese That ist entsetzlich! nicht größer und zugleich nicht edler kann die gekränkte Liebe, der beleidigte Stolz strafen, und zugleich drückt sich in diesem scharfen Charakterzuge das Bild ehrwürdiger Sitte, unverfälschter, ursprünglicher Natur ab. Ewig wird nun die Treulose durch die fehlende Ecke des Herdes an ihren Fehltritt erinnert werden, an die Großmuth dessen, den sie beleidigte, an

den Schandfleck, der durch sie dem Hause zugefügt ward, in dem sie und ihr Geschlecht lebt und aufwächst. Die Familie eines Bauern ist immerdar um den Herd versammelt, die Nachbarn finden sich daselbst ein, wenn der Feierabend Ruhe und fröhliches Geplauder zuläßt, mit welchem bittern Gefühl wird die Verbrecherin an dem Herde sitzen; werden ihre Blicke nicht immer starr auf jene fehlende Ecke gerichtet sein, und wenn sie selbst hinzusehen vermeidet, muß sie nicht fürchten, daß die Blicke der Anderen auf diesem ominösen Mal haften? Und wie wird sie die Fragen der Kinder beantworten mögen, die den Grund jener Beschädigung von ihr wissen wollen? O tausendmal lieber den Tod, als diese ewige bittre Qual und Schande! Das einmal geschändete Haus birgt keine Tugend mehr, so fürchtet sie, deine Töchter wachsen zu gleicher Schande auf! Wenn du es wagst, ihnen Lehren der Tugend zu geben, werden sie nicht höhnend auf jenes Mal zeigen und deine Thränen, deine Seufzer verlachen? So denkt sie, und ihre Qual ist verdoppelt und verdreifacht. Armes Weib; es ist die Rache eines Bauern! Der Gegenstand ist erhaben und hätte in unseren Tagen, wo das lebendige Gefühl für die Einfalt und die Größe der Sitten im Volk so rege geworden, von der Feder unsers Auerbach bearbeitet, eine Meisterschöpfung werden können. Anna

Louise Karsch, die im Volke lebte, die in ihrer Nähe die That sah, ihre Wirkungen erfuhr, sie wußte nichts aus einem so wundersamen Stoffe zu machen, als jene elende Ballade, die wir Seite 210 (Gedichte: Ausgabe Berlin 1792) unter dem Titel „Duldmanns Rache" finden. Nach diesem einen Beispiele mögen uns die anderen erlassen werden. Bei dem Gedichte „Die Wassernoth bei Frankfurt an der Oder im April 1785" geht sie von der Schilderung jener Scenen, die sie ebenfalls aus örtlichen Anschauungen trefflich hätte malen können, auf das Lob des Prinzen Leopold über, von dem sie gerade damals ein Gnadengeschenk erwartete. So sehen wir sie denn immer und immer wieder dem Weltgeiste hingegeben. Ihre Eitelkeit zeigt sich bis zu einem gehässigen Grade gesteigert in dem Liede „An Phillis," wo die Verse vorkommen:

Mehr als ein Schäfer wirft sich vor ihr nieder;
Ein reicher Graf umfaßt ihr Knie
Und schmeichelt ihr und bittet wieder
Wie sonst um Zärtlichkeit, um Gegenliebe sie.

An ihrem andern ausgestreckten Fuße
Liegt Deutschlands größte Sängerin,
Und singet von dem sanften Kusse,
Den ihre Phillis gibt, ein zärtlich Lied dahin.

Diesen Uebermuth, sich Deutschlands größte Sängerin zu nennen, hatten ihr thörichterweise Gleim und

Rammler beigebracht. Doch fehlte es nicht an nachdenklichen und demüthigen Stimmungen, wo sie, weit entfernt, sich groß und gewaltig zu wähnen, recht bescheiden von sich dachte, und wo sie selbst die Ueberzeugung ausspricht, daß, wenn ihr Geschick sie sorgenfrei im Schoose der Natur und Einsamkeit hätte sich emporbilden lassen, ihr Genius seine Mission erfüllt hätte. Ein kleines Gedicht, auf dem Sterbebette gesungen, spricht diesen Gedanken rührend aus. Wir können nicht anders, als die Wahrheit dieses poetischen Selbstbewußtseins bestätigen und ihn zum Schlußgedanken unserer Lebensschilderung machen.

Digitized by Google

Angelika Kaufmann.

Digitized by Google

Angelika Kaufmann.

Ein schwächliches Talent, allein eine liebenswerthe Erscheinung. Ihr Ruf ist mehr ein Salons- und Coterien-Ruf, als ein nationaler, und mehr die Eitelkeit des Jahrhunderts, dem sie angehörte, als ihr Verdienst gab ihr den bedeutenden Namen. Von England ging besonders das Rühmen und Preisen ihrer Schöpfungen aus, und man weiß, daß über Gegenstände der Kunst diese Insel nie ein entscheidendes Urtheil gehabt hat. Es sind andere Nationen, die den Ruf eines Malers, eines Bildners nachhaltig und auf Jahrhunderte hinaus bestimmen. England ist für Gemälde und Bildwerke ein modernes Pompeji; die Asche, die auf den angesammelten Schätzen ruht, ist die Kälte, der Egoismus, der Indifferentismus einer von der Natur nicht kunstbegabten Nation, die nur sammelt, um zu besitzen, nicht um der Welt das Schöne mitzutheilen, am Erhabenen sich und Andere zu

gleicher Schöpfungskraft zu entzünden. Ein feuriger und eitler Franzose stellt ein erkauftes schönes Gemälde so auf, daß die Bewohner aller fünf Welttheile und wo möglich noch die eines sechsten, noch unentdeckten, es sehen können. Er ist entzückt, daß alle Welt das schöne Gemälde bewundert und daß alle Welt es bei ihm bewundert; der Deutsche ziert mit dem Kunstwerke sein Arbeitszimmer; er ist glücklich, daß es für ihn und einen kleinen Kreis seiner Freunde da ist; sein Auge weilt, wie der Blick des Liebhabers auf dem geliebten Mädchen, auf seinem Schatze: in stiller Freude vergießt er vor dem Bilde Thränen. Der Italiener, der ächte Jünger der Kunst, stellt das erworbene Meisterstück im Atelier auf, versammelt Schüler um dasselbe und ruht nicht eher, als bis er eine große Anzahl an dem Meisterwerke zu Meistern herangebildet hat; ihm ist die vollendete Schönheit Gegenstand der Anbetung. Der Engländer verschließt das herrliche Bild in seine Museen, stellt einen verdrießlichen Wächter davor, sieht es selbst nicht an und läßt es Niemanden sehen. Er ist der glückliche Kaufmann, der Geld genug gehabt hat, ein „sehr theures" Bild zu kaufen. Damit ist er zufrieden; damit ist alles abgethan.

In einem kleinen Orte, unfern des Sees von Constanz, lebte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Jo-

hann Joseph Kaufmann, ein mittelmäßiger Maler, der auf Bestellungen des Bischofs von Chur Gemälde anfertigte. Von ihm ist nichts zu sagen. Er besaß die Eitelkeit und rastlose Beweglichkeit jener Väter, die Wunderkinder haben und sie mit sich herumführen. Die kleine Angelika (den 30. October 1741 geboren) war ein solches Wunderkind. Im sechsten Jahre machte sie Entwürfe zu Cartons um die südliche Wand des Hauses mit einem allegorischen Gemälde, die vier Jahreszeiten vorstellend, zu versehen, die der Vater mit einem Stück Kohle hinzeichnete, und darüber einen von der ganzen Familie gepflegten Weinstock ausroden ließ. Im neunten Jahre fertigte sie äußerst zierliche Porträts in Pastell. Man sah die kleine Künstlerin ihre Morgenwanderung am Ufer des Sees täglich antreten, um mit ihrer Mappe unterm Arm die Villen in der Nachbarschaft zu besuchen, wo schöne Frauen, hübsche Kinder, greise Männer dem wundersamen Kinde gern zum Bilde saßen. Sie war dabei ein so liebliches Kind; man schmeichelte ihr, man liebkoste sie, man gab ihr für ein hübsches Bild eine Schachtel voll Konfekt.

Der alte Kaufmann zog mit seinem Kinde nach Como, von da nach Mailand, wo Angelika im Jahre 1754 in den öffentlichen und Privatgalerien arbeitete, und die großen Meister der lombardischen Schule ein

mächtiges Licht in ihrer Erkenntniß entzündeten. Die junge Künstlerin schwärmte, und jene süße Trunkenheit, die das Gewahrwerden der schöpferischen Gestaltungskraft in dem Busen des Talents zu begleiten pflegt, wurde auch in ihr rege. Sie träumte, kaum vierzehn Jahre alt, schon von den Kränzen des Ruhms. Sie war unermüdlich thätig. Der Vater ging herum und erzählte von seinem Wunderkinde, er brachte es dahin, daß der Gouverneur von Mailand, der Herzog von Modena, das gepriesene Mädchen an den Hof beschied, sich und seine Gemahlin malen ließ. Dies war die erste Staffel, die die eitle Angelika in dem Salonsruf erklimmte. Hätte dieses schmeichelhafte Hervorstellen nicht stattgefunden, wäre unsere kleine Künstlerin in der Stille ihrer väterlichen Arbeitsstube geblieben, es wäre ihr dienlicher gewesen. Die Freunde des Vaters mochten diese vernünftige Ansicht ihm einleuchtend gemacht haben, er entschloß sich in der That, die Kleine auf einige Zeit aus der Hofatmosphäre hinwegzunehmen und sie der Einsamkeit und den Studien zu übergeben. Er ging mit ihr nach Schwarzenberg, ihrem Geburtsorte, und fing dort mit ihr zusammen an, die Parochialkirche mit Gemälden zu schmücken. Dazu war ihm der Auftrag geworden. Jetzt saßen Vater und Tochter beisammen in der düstern, alterthümlichen, einsamen Kirche,

er oben, um den Plafond zu malen, sie unten, um die Kirchenwände mit den Figuren der heiligen Apostel zu zieren, die sie al fresco malte. Das war ein recht eigenthümliches und gemüthliches Zusammenwirken und Schaffen. Wie oft muß die stille Landkirche von dem Gespräch der Beiden wiedergetönt, wie oft die fragende Stimme des Vaters von oben, die antwortende der Tochter von unten bald Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, bald die hohen Interessen der Kunst gegen einander ausgetauscht haben. Farben und Pinsel machten abwechselnd die Wanderung von oben nach unten und umgekehrt. Der Vater malte oben das leichte, rosige Gewand eines Engels, die Tochter unten die funkelnde, schwere Toga eines Priesters. Der Alte erging sich in Scherz, in Sonnenstralen, in pausbackigen Knabengesichtern, das junge Mädchen unten malte endlose Prophetenbärte, düstre Greisesblicke, magre und gefurchte Priesterstirnen. So ist es in der Ordnung: das Alter fühlt sich zur Jugend gezogen, die Jugend zum Alter. Bei der Gelegenheit lernte Angelika etwas richtiger zeichnen und strenger Contour und Farbe auffassen. Sie war allein, sie hatte Niemanden, der ihr schmeichelte, sie mußte ernst schaffen, ernst nachdenken; das war ihr äußerst dienlich. Leider dauerte die Arbeit nicht lange. Eines schönen Tages trat der Graf von Montfort in die Kirche, sah

Angelika und gab sich sogleich als leidenschaftlichen Bewunderer ihres Talents zu erkennen. Auf seine Bitten kamen Vater und Tochter nach Montfort und wohnten daselbst auf dem gräflichen Schlosse. Jetzt fing wieder ein sehr frivoles Leben an. Der Bischof von Constanz kam nach Montfort, mit ihm viele geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte Herren, die es alle sehr ersprieslich fanden, mit dem siebzehnjährigen, schönen Mädchen über die Kunst zu plaudern. Der alte Vater, der diesem Treiben hätte Einhalt thun sollen, war schwach und eitel. Gemalt wurde wenig, und das Wenige gerieth nicht sonderlich; was fragten jedoch die eleganten Herren nach Kunstwerken, es genügte ihnen die Künstlerin. Wollte diese Studien zu historischen Bildern machen, so verschwand rasch ein junger Abt nnd erschien nun im Kostüm Franz des Ersten, um zum Gemälde zu sitzen, ein Ritter des heiligen Geistordens spannte die prallen Glieder, die die Prälatentafel mit schöner Fülle versehen, in Tricot, warf die Zither über die Schulter und stand dem jungen Malerkinde als Troubadour mit sehr beredten Blicken gegenüber. Ueberall historische Musterbilder. Welche Menge Eginhardts, Egmonts, Konradins, — sie traten aus jedem Saal, aus jedem Kabinet hervor: man hatte unter ihnen die Wahl. Aber auch Apostel, Märtyrer, wundersam ausgedörrte Ana-

choreten erschienen: Engel mit Palmzweigen und in Lilienkronen. Das alte Schloß zu Montfort wurde ein Kunstfigurenkabinet eigener Art. Es wimmelte darin von berühmten Verstorbenen, durch alle Kammern liefen Visionen, und an den Wänden hin spielten christliche Ascetik und heidnische Mythologie durcheinander.

Die Biographen unserer Künstlerin sagen einstimmig, daß sie in dieser Periode ihrer Jugend und eben erblühten Schönheit mancherlei Anfechtungen zu überstehen und zu bekämpfen gehabt habe. Der bessere Geist in ihr zeigte ihr jedoch unabläſſig den Weg, den sie zu wandeln habe, und so setzte sie es denn endlich bei dem schwachen Vater durch, daß er mit ihr eine ernstlich gemeinte und ernstlich durchgeführte Reise nach Italien antrat. Das Paar verließ das Zauberschloß des Grafen und begab sich auf die Wanderung. Kaum war Angelika wieder unter Künstlern und Gemälden, als ihr alter Drang, Großes hervorzubringen, neu in ihr erwachte und sie unabläſſig wieder zum Schaffen antrieb. Sie war jetzt in Florenz und malte fleißig. Die Einladungen und Verlockungen in die Gesellschaftskreise wurden abgewiesen. In diese Zeit fällt auch ihre leidenschaftlich geförderte Ausbildung in der Musik. Immer hatte diese Schwestermuse großen Einfluß auf die Seele unserer Künstlerin ausgeübt, aber mit weisem Zusammen-

halten der Kräfte war ihrem Andringen eine Schranke gesetzt worden, jetzt durfte sie die einsamen Stunden, die die fehlenden Zerstreuungen der großen Welt leer ließen, ausfüllen. Angelika erhob ihre Stimme zum Gesange und hauchte eine überraschende Süße und Lieblichkeit in ihre Akkorde. Die Harmonieen, einmal schon an die Mischungen ihrer Pallette gefesselt, wurden ihr zum zweitenmal dienstbar, wenn ihre Hand die Tasten des Klaviers oder die Saiten der Zither berührte. Sie sang mit einem solchen Wohllaut und verkettete so artig Melodieen ineinander, daß die Freunde des Hauses ihr den unvorsichtigen Rath gaben, der Malerei zu entsagen und dafür die Musik zu erwählen. Angelika schwankte einen Augenblick und litt dabei unsägliche Qual. Der, der ihr diesen Rath gab, war ein junger Musiker, der sie heimlich liebte; zu der Musik übergehen, hieß zugleich, für den Freund sich entscheiden: eine zwiefache Wahl fürs ganze Leben. Doch überwand sie die Verführung und kehrte zu ihrer Staffelei zurück. Der junge Mann, untröstlich über diese Entscheidung, verließ sie, und nie hat sie ihn später wieder gesehen, noch von ihm gehört. Sie bewahrte jedoch sein Andenken. In dem Gemälde von ihrer Hand, das Orpheus darstellt, der Eurydice dem Orkus entführt, eine in lieblicher Gestaltung treffliche Composition, trägt der tragische Sänger

die Züge jenes Freundes, der auf ihren Lebensweg gestellt zu sein schien, um ihr eine bittre Stunde in der Gegenwart, und tausend süße in der Erinnerung zu schaffen. Der Genius der Musik verkörperte sich und nahm die Gestalt jenes sanften, trauernden Verwiesenen an; sie sang und klagte, um ihre Seele mit der seinigen zu vereinen.

Diese Erlebnisse bezeichneten ihren Aufenthalt in Florenz; im Januar des Jahres 1763 ging sie nach Rom, und hier war es, wo in ihrem Leben ein Wendepunkt eintrat, wo sie mit einem der erhabensten und edelsten Geister des Jahrhunderts zusammengeführt wurde. Diese Begegnung entschied für ihr ganzes Leben; denn dem Genie begegnet das Talent nie ohne Wirkung; entweder es wird niedergedonnert und für alle Zeiten unglücklich gemacht, oder es wird mit einem Adel und Glanz umgeben, der es folgenden Jahrhunderten empfiehlt. Das letztere fand bei Angelika statt.

Hoch im Norden, in der Altmark Preußens, war einem armen Schullehrer, einem Menschen, der hart und streng angespannt war in dem Joche des Lebens, die süße Zauberwelt Griechenlands aufgegangen. Einem preußischen Dorfschullehrer träumte von dem jonischen Himmel, und seine Seele, zusammengescheucht von den Eisstürmen des Nordens und den Qualen einer dürf-

tigen Existenz fast erliegend, ward plötzlich überschüttet von dem Blütenregen, den einst Dichter, Philosophen und Künstler über die schöne Erde von Hellas hingossen. Ein Wunder geschah. Griechenland wählte sich einen Gesandten, die Schönheit einen Bevollmächtigten, die Kunst einen Missionär, und sie wählten sich ihn nicht in dem heißen Italien, dem Lande der Kunst, nicht in dem geistvollen und sonnenhellen Frankreich, dem Lande der Poesie, nicht in dem melancholischen England, dem Lande des Reichthums, nein, sie wählten sich ihn an dem nächtlichen, öden, verlassenen Gestade des baltischen Meeres. Dort riefen sie einem armen, blassen Jüngling die alten, heiligen Märchen, die die Welt entzückten, ins Ohr, dort sangen die neun Schwestern ihre wundersamen Chöre und vermischten die Strophen der Sapho und des Pindar mit dem melancholischen, dumpfen Klange der Wogen der nordischen Meeresbucht. Amor und die Grazien, diese verwöhnten Lieblinge des Olymps, diese Zärtlinge unter den Göttern, um deren Gunst die Harfen der Poeten aller Jahrhunderte in Harmonieen gebuhlt, sie treten die weite Reise nach dem Norden an, und in einem Städtchen der Altmark machen sie Halt und treten in das enge Häuschen des Konrektors, und während der sausende Schneesturm an das kleine Fenster heult, singen sie die

Lieder Homers und die kleinen bukolischen Hymnen Anakreons, führen sie Tänze auf, die im Saale der Aspasia einst die Jugend Griechenlands bis zum Wahnsinn entzückten. Hingestreckt auf sein elendes Lager, noch umgeben von den Vokabelbüchern und Schulexercitien der Dorfknaben, sann der arme Konrektor dem Opfer der Iphigenia nach, und sah vor sich die olympische Schönheit Apolls erstehen. Welche Mühen, welche Kämpfe mußten überstanden werden, ehe es dem Dürftigen, Schutzlosen gelang, das Land seiner Verheißung zu erreichen. Aber er erreichte es. Im Herbst des Jahres 1755 wanderte Johann Joachim Winckelmann in Rom ein.

Winckelmann kam nach Rom.

Er kam arm und dürftig, mit einem Gnadengehalt von 200 Thalern in Rom an, aber er brachte eine Feuerseele mit, eine Seele, die nach dem Vollgenuß der Schönheit schmachtete, wie der Wanderer in der Wüste nach einem Trunke aus der Quelle. Dies war nöthig. Die Kunst lag darnieder. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts macht sich bemerkenswerth durch ihre Verirrungen im Gebiete der künstlerischen Produktion und des Geschmacks. Mit Bernini und seinen Nachahmern war die Skulptur von der grandiosen Gedankenerzeugung eines Michael Angelo in Verzerrung

und Verkrüppelung übergegangen. Von Bernini abwärts ging der Verfall rasch; die Malerei ebenso von den schon manierirten Caracci's niedersteigend, konnte ihrem gänzlichen Verfall nur entgehen, indem sie das Gebiet der heiligen Geschichte, des ernsten Styls, verließ und sich als Boudoir- und Portraitmalerei begrenzte. Mit Winckelmanns Erscheinen in Italien datirt sich eine neue Aera der Kunst. Es bedurfte der ganzen Macht seines Genius, des unermüdlichen Dranges, der ihn beherrschte, um eine in ihren Irrthümern sich gefallende Zeit dem Lichte zuzuführen. Auf seinem Wege wandelte Lessing in Deutschland, Diderot in Frankreich weiter; aus den Goldklumpen, die er zu Tage förderte, fügten edle Bildner, wie Goethe, Herder, Kant, ihre unsterblichen Gebilde zusammen. Er erschloß eine unbegrenzte Welt der Heiterkeit und der freien Schönheit. Man lese in seiner Kunstgeschichte die feurige Dithyrambe, die er vor der Bildsäule des Apollo im Belvedere hält. So mußte gefühlt, so geschrieben werden, um eine Generation, die in Geschmacksapathie versunken war, zum Erkennen und Nachempfinden aufzurütteln. Es war sein gütiges Geschick, das ihm in der Person Raphael Mengs' einen Maler zur Seite gab, der praktisch das ausführte und der Welt in Farben und Formen darstellte, was Winckelmann in ewiger Begeisterung theoretisch als Lehre

gab. Nicht so glücklich war er im Auffinden eines plastischen Genies, das unmittelbar in seiner Nähe erblüht wäre. Der spätere Canova führte schon wieder abwärts, und unter seinem Meißel ging wieder viel von der Errungenschaft Winckelmanns verloren. Der mächtige Schöpfergeist Thorwaldsens kam zwar früh genug, um noch das Erbe beisammenzufinden, aber viel zu spät, um mit dem Erringer der Schätze selbst zu kämpfen und zu siegen. Winckelmann ging aus der Welt, wie die großen Geister zu scheiden pflegen, rasch nach Vollendung ihrer Mission. Ein feiger, gräßlicher Meuchelmord nahm ihn weg, aber die Nachwelt hat keine seiner kostbaren, ihm so wenige zugemessenen Lebensstunden verloren. Ein ungemeines Feuer, ein Enthusiasmus für Kunst und Kunstgeschichte, für Alterthum und die griechische Welt insbesondere, erwachte und heftete sich unmittelbar an die Fußstapfen des dahingegangenen Meisters.

Es ist wol gerade hier am Orte nicht unpassend, über das Griechenthum in der Kunst zu sprechen, das durch Winckelmann hervorgerufen wurde und das bis weit in unser Jahrhundert hineingereicht hat. Es darf dabei nicht gefürchtet werden, daß diese Betrachtung von dem eigentlichen Gegenstande, den wir den Blicken unserer Leser ausgesetzt haben, ablenke. Die Künstlerin,

deren Bild wir geben, hat nicht wenig dazu beigetragen, Winckelmanns Theorien bekannt zu machen, nicht sowol im Verstehen derselben, als vielmehr im Mißverstehen. Winckelmann stellte den Satz auf, daß das Ideale in der Kunst das Erste und Einzige sei, nach dem der Künstler streben müsse: er fand dies Ideale in der griechischen Götter- und Bildnerwelt auf das vollkommenste ausgedrückt. Ueberall war von der menschlichen Natur und Bildung dasjenige abgestreift, was ihr als Merkmal individueller Existenz und geselligen Beisammenwohnens anhaftete. Die Idiome der Körperform verschwanden, und nur eine und überall geltende Formensprache der Schönheit galt. Nicht den Menschen, den Klima, Sitte, Konvenienz, Nationalität in tausend abirrende Linien geknickt, gebogen, umgestaltet haben, sondern den, der einen in blühender Entfaltung göttlich glatten, gepflegten, von keinem Aeußerlichen angetasteten Leib zeigt, strebte die Kunst zu verewigen. So stand Apoll da, so die Götter Griechenlands. Der Haß gegen das Charakteristische ging sogar so weit, daß man nicht einmal Mann von Weib geschieden, sondern beide Bildungen in demselben Umriß der Schönheit verschwommen sehen wollte. So entstanden jene männlichen Portraitfiguren mit weiblichem Kopfputz, und Frauen, die den Apolloknoten trugen. Aus der Vorrathskammer der

griechischen Verirrungen in Marmor zog man jene Gestalten hervor, die in hermaphroditischer Bildung die Reize des Weibes mit denen des Mannes vereinigten. Diese besang man, diese ahmte man nach; alles andere hieß gothische, barbarische Unform. Die größten Geister waren in diesem System der charakterlosen Schönheit befangen, und unumwunden huldigte ihr Goethe, wie wir aus allen seinen Kunsturtheilen sehen. Winckelmann hatte dies nicht gewollt, Lessing hatte in seinem Laokoon sogar gleich beim Beginn der neuen Lehre gegen ihren naheliegenden Abweg gewarnt; doch die Zeit, die züm Weichlichen in Kunst und Wissen, in Leben und Sitte neigte, ließ eine so willkommene Brücke ihrer Thorheit nicht wieder fahren. Wir haben gesehen, bis zu welcher Karrikatur in Frankreich, zur Zeit des Konsulats und Kaiserthums, diese Lehre ausgebildet war, wie widerwärtig sie uns in den Gemälden des deutschen Malers Tischbein und des Franzosen David entgegentritt: kaum wird es uns möglich, aus diesen Fratzen den ersten, ursprünglichen Ernst und die Würde der Winckelmannschen Doktrin wiederzuerkennen. Wir haben gesehen, wie der weichliche Canova, ein zweiter und noch schlimmerer Bernini, sich bestrebte, gerade die Unnatur, aus der die Kunstreformatoren ihre Zeit gerettet hatten, geschwind wieder, aber in anderer Weise, herbeizuführen. Es

konnte nicht fehlen, daß die Reaktion eintrat, und sie brachte uns die „Verehrung,“ ja „Anbetung“ des Charakteristischen im Gegensatz zum Idealen. Jedermann weiß, welche arge Versündigungen diese heftige Gegenlehre in der Welt unserer Kunst und Poesie hervorgerufen hat; wie vor wenigen Jahrzehenten noch das Charakteristische nicht mehr genügte, sondern das Zerrbild, die Grimasse, das absolut Häßliche und Widrige als der edelste und höchste Gegenstand für die nachbildende Kunst gepriesen wurde. Dem Himmel sei Dank, diese Zeit ist auch vorüber, wir haben wie bei vorbeigezogener Cholera nur noch unsere Krankensäle (Akademische Kunstausstellungen) gefüllt mit Schwächlingen und Halbgenesenen. Es wäre an der Zeit, daß Winckelmanns Geist jetzt wieder sich in unserer Mitte zeigte, daß er seine anfangs mißverstandene Lehre von Neuem predigte; und er unsere Kunst, die unter dem Scepter des Materiellen, Irdischen und Gemeinen düster, trocken, kalt, häßlich, gemein geworden ist, wieder in die helle, lichte Sonne der ewigen Schönheit stellte. Der Abweg ist jetzt nicht mehr zu fürchten: Griechenland kann einem so scharfkritischen und selbständigen Jahrhunderte, wie das unsrige, nicht mehr gefährlich werden. Ist die Basis unserer Existenz, an der man jetzt baut, geordnet und gesichert, so kann man wahrlich nichts Besseres thun,

als die griechische Sonne, dieses heitre und warme Licht, unsere Akademien und Gesellschaftssäle bescheinen zu lassen. Thöricht wäre es, das Grubenlicht des Mittelalters zu diesem Zwecke wieder heraufzubeschwören.

Um auf Angelika wieder zurückzukommen, so lernte sie Winckelmann in Rom kennen, wo er als Bibliothekar des Kardinals Albani lebte und eben seine „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“ herausgegeben hatte, eine kleine, aber inhaltreiche Schrift, die zuerst die Blicke seiner Landsleute auf ihn lenkte. Leider genoß die junge Künstlerin den belebenden Unterricht des genialen Lehrers nicht lange: sie wurde überredet, eine Kunstreise nach England zu unternehmen. Dort sollte Geld und Ruhm ihrer warten. Sie empfing auch beides; allein ihre Kunst nahm den Todeskeim in sich auf. Wäre sie in Italien, in Winckelmanns und Mengs' Nähe geblieben, hätte sie die strengen Studien fortgesetzt, zu denen ein besserer Entschluß sie trieb, nie wäre sie ein schöpferisches Genie, aber ein sehr beachtenswerthes Talent geworden, fähig, der Träger der neuen Ideen zu sein. In England gerieth sie jedoch in dieselben frivolen Kreise, denen sie schon einmal in der Schweiz und in Florenz entschlüpft war, nur mit dem Unterschied, daß das aristokratische England im Stande war, weit einflußreichere Verführungsmittel anzuwenden,

als die kleine, beschränkte Adels- und Fürstenwelt Oberitaliens und der Schweizerkantone. Der Ruf, der plötzlich über Nacht entsteht, hat etwas so Blendendes, die allgemeine Zustimmung, die man sich wie durch ein Wunder erwirbt, übt Zauberkräfte über uns aus; dürfen wir darum unsere junge Künstlerin verdammen, wenn sie sich, sowie sie Englands Boden betrat, als eine vollendete Meisterin betrachtete? Der Weihrauch, der ihr gestreut wurde, überraschte sie durch seine verschwenderische Fülle. Der Hof, der Adel, die reichen Lords des Unterhauses, die Besitzer von Sammlungen und die Gebieter im Reiche der Mode — Alle huldigten ihr, verlangten von ihr Bilder, wünschten sie zu sehen, ihre Schönheit und ihr Talent zu bewundern. Der berühmte Reinolds näherte sich ihr und zollte ihren Schöpfungen Beifall. Angelika traute diesem Lobe, das immer zweideutig bleibt im Munde eines mitstrebenden Künstlers. Reinolds war das Orakel der Kunstwelt gewesen, bevor Angelika kam, er sah sich durch sie verdrängt — dennoch lobte und bewunderte er sie. Der harmlose und sanfte Charakter der Künstlerin, das junge Mädchen, das die Welt nicht kannte, beide Eigenschaften ließen Vorsicht und Klugheit nicht aufkommen. Zum ersten Male, wo sie dem Rathe ihres Vaters hätte entschieden folgen sollen, that sie es nicht. Der alte Kaufmann wußte, wie

es mit der Bewunderung und dem Lobe eines Künstlers beschaffen ist, der sich durch den Gegenstand dieses Lobes verdrängt sieht. Er warnte Angelika vor Reinolds, aber seine Worte waren in den Wind geredet. Mitten in ihrem Ruhme überraschte sie ein sehr widriges Ereigniß, an das sich eine Kette von Kummer und betrübenden Erfahrungen aller Art knüpften. Wir wollen diese finstre Episode jetzt noch nicht berühren, sondern fortfahren, über die Kunstschöpfungen Angelika's zu sprechen.

Wie schon bemerkt, hatte Winckelmann das reine Ideal gepredigt, und dabei auf die griechische Kunst verwiesen, wie sie in ihrer schönsten Blüthe in dem Perikleischen Zeitalter sich entfaltet hatte. Er war der Erste, der die Kunst als ein Lebendiges, ein organisch sich Entwickelndes und innerlich Fortlebendes betrachtete: man sieht, daß in diesem Satze schon vor der spätern Verirrung entschieden gewarnt wurde. War die Kunst ein Lebendiges, so war sie aus dem Leben der Völker hervorgegangen und konnte auch nur in diesem organisch sich weiter bilden; es war demnach Irrthum, zu glauben, die Griechen und nur diese hätten für alle Zeiten die Aufgabe der Kunst gelöst. Winckelmanns Ansicht konnte nur sein, indem er auf jenes Licht- und Schönheiterfüllte Volk wies, auf die heilsamen Institutionen, die Freiheit der Gesittung, den glücklichen Charakter der

Kulturstufe aufmerksam zu machen, die zusammen den Boden bildeten, aus dem sich die prächtige Blume der Kunst emporhob. Nimmermehr konnte, was die Griechen in Bildwerk und Gemälde leisteten, für uns, die wir die Erben einer anderen Erde sind, als Gesetz gelten. Es heißt das Dasein der Keime von Frucht und Blüte leugnen, die jede Zeit in ihrem Schoose hegt, wenn irgend einem Jahrhunderte, selbst dem scheinbar barbarischsten, das als Norm aufgezwungen werden soll, was einmal als Höchstes und Schönstes galt. Winckelmann fühlte die große Aufgabe in sich, seiner Zeit die Ideen „wie eine Kunst entsteht“ zu zeigen, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit für alle Zeiten: man verkannte ihn und nahm ihn für einen gewissenhaften Präceptor, der die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der früheren Musterbilder und Vorlegeblätter erkannt hatte und bessere erwies. Angelika hatte das „reine Ideal“ auf ihre Weise aufgefaßt, sie sah es in der ununterbrochenen Monotonie der Linien, in einem süßen und zugleich faden Farbenschmelz, in einer inkorrekten, aber das Auge durch Weichheit und Flüssigkeit bestechenden Gewandung. Von der Antike nahm sie das edle, sich immer gleich bleibende Profil, die starre und schöne Ründung der Schultern, die Melodie der Bewegung und die graziöse, aber für unsere Zeit völlig unwahre Drappirung; von dem Cha-

rakter ihrer eigenen Zeit behielt sie das ganz moderne Element der Sentimentalität, ein Element, das sich durchaus nicht, auf keine Weise, in keiner Manier mit der großartigen Naivetät der Antike verschmelzen läßt. Es war demnach zu erwarten, daß verfehlte Schöpfungen entstehen würden. Sie entstanden auch. Sie malte Griechinnen, ohne eine entfernte Ahnung zu haben von der weiblichen griechischen Welt, sie malte Ritter des Mittelalters, und wußte eben so wenig Bescheid um das Jahrhundert eines Götz von Berlichingen, sie kannte nur ihre eigene kokette, süßliche, weichliche Zeit, die Zeit des Siegwarts, der Pamela und der sentimentalen Reisen. In England war die Schaubühne für jegliche Produktionen der Art. Das innerlich entsittlichte, aber äußerlich prüde England mußte seiner Natur nach einer Geschmacksrichtung huldigen, die mit großen Gegenständen prunkte, und diese doch mit all den kleinen gesellschaftlichen Rücksichten und scheinheiligen Vorurtheilen darzustellen wußte, die dem Stolz schmeichelte und dabei doch die Konvenienz nicht beleidigte, die von den großen Thaten einer großen Vorzeit nur das nahm, was eine anständige Gesellschaft im Salon betrachten konnte, ohne daß es die Herzen höher schlagen, die prüden Blicke senken machte. Weit entfernt, ein Erzeugniß der Nationalbildung zu sein, war die Kunst nur ein Toiletten-

und Luxusartikel der Reichen und Vornehmen, und es galt daher, sie zum Spielwerke der Eitelkeit auf das passendste zuzustutzen. Angelika verstand dies, und sie lernte es in England immer mehr. Wir wollen nur einige ihrer Bilder hier anführen, die als Beleg dieser Ansicht gelten können, und die die Bewunderung von ganz England sich erwarben, und die der Kunstfreund jetzt nur noch mit Widerstreben ansehen mag. Die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet, vorstellend. Dieses Blatt, über das Goethe sogar schwärmt, ist nichtsdestoweniger ein frostiges und unwahres Bild, mit moderner Sentimentalität und dem Salonsgefühl vornehmer Anstandsdamen aufgefaßt. Die Mutter der Gracchen hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Lady Juliane Beertort, der Freundin und Protektrice unserer Künstlerin, und ihre Kinder sind die Söhne des Herzogs von York, zufällig ohne Puder und Gallabeinkleider, aber doch dabei frisirt und in anmuthig drappirte Togen gehüllt. Die Lady mit den Juwelen, die sich nachlässig an die jonische Säule lehnt, ist frappant die Großschatzmeisterin der Königin, hier zufällig eine Römerin. Der Schauplatz scheint ein Park in Regentstreet zu sein. Dann Messalina Sacrifice, ein Bild, das Burke in Kupferstich herausgegeben, zeigt die Gestalt Messalinens in einer

zwar charakteristischen, doch auch ganz modernen Haltung. Es ist dies Gemälde bei weitem gelungener, als das vorige. In memory of General Stanwick's doughter who was lost in her passage from Ireland (von Wynne gestochen) stellt sie moderne Zeit dar, und darum scheinbar mehr den Anforderungen der Kritik gerecht, obgleich in dieser Komposition so recht das Marklose und Weichliche von Angelika's Pinsel in Gestalt und Gruppirung hervortritt. Dieses Bild ist der Ahnherr einer unendlichen Reihe blasser, schottischer Mondschein- und Heldenbilder geworden, wo unbeschreiblich zarte, langlockige Jungfrauen sich liebend auf die Schulter schmalbeiniger, mädchenhafter Helden stützen, die malerisch den Plaid tragen und mit der schottischen Bärenmütze feine aristokratische Gesichter beschatten. Alles ist Nebel, alles Duft, alles rosiger Schein im Bilde. Auf den Wolken sind die Geister Ossians gelagert, und der Mond sieht auf die romantischen Partieen eines englischen Parks nieder. Man kann nicht frostiger und prüde anständiger komponiren: es ist das Widrigste, was ein gesunder Sinn nur irgend erschauen mag. Diese Bilder aber waren das Entzücken Englands. Die schale, wasserdünne und wasserfarbige Romantik beherrschte lange Zeit alle Ateliers und Sammlungen, und bürgerte sich auch in Deutschland ein, wo sie einerseits mit der teuto-

nischen Bardenpoesie Klopstocks, und andererseits mit der Gleim-Jacobi'schen Amoretten- und Anakreonständelei zusammentraf. Auch die erwachende Bewunderung für Shakespeare mußte ihr Kontingent stellen, und man sah blasse Ophelien sich in nebelhaften Landschaften auf abgebrochene Baumstämme lehnen und in den Fluß niederschauen. Es wurde nirgends mehr ein kräftiger Strich, eine markige Linie, eine derbe und charakteristische Farbe sichtbar. Um wieder zu den Bildern unserer Künstlerin zurückzukehren, so müssen wir noch eines Blattes Erwähnung thun, das, von Ryland in sogenannter Schwarzkunst in Kupfer gestochen, ein ungemeines Aufsehen machte und Angelika's Ruhm in England bis auf den Gipfel brachte, es ist dies das pretiöse und für unsern Geschmack unerfreuliche Bild: The interview between Edgar and Elfrida after her mariage with Athelwold. Da der Kupferstich sich in jeder irgend reichhaltigen Sammlung findet, so enthalten wir uns jeder genaueren Beschreibung. Kunstkenner finden in diesem Blatt eine korrekte Zeichnung, wenigstens eine korrektere als auf den anderen Bildern Angelika's; auch ist die Gruppirung nicht eine von denen, die schon hundert mal dagewesen, obgleich auch hier keine Spur zu finden ist von einer durch die Individualisirung der Personen herbeigeführten charakteristischen Zusammenstellung.

Den Beschauer beschleicht auch hier das Gefühl von Kälte und Mattigkeit. Man sieht schöne Gestalten, aber man vermißt das Menschliche an ihnen: es sind Schattenbilder. Auch im Allegorisiren war Angelika nicht stark. Gemeinschaftlich mit ihrem nachmaligen Gemahl, dem Maler Zucchi, arbeitete sie ein umfangreiches Bild aus, das die Unschuld, die Tugend und die Verführung darstellte. Um die letzteren Eigenschaften zu personifiziren, hatte sie die Gestalten der Muse Urania und der Nymphe Kalypso gewählt. Zu einem englischen Roman machte sie ein Bild Unna und Abra, dann schenkte sie Klopstock ein Gemälde Samma an Benonni's Grab, ein sentimentales Bild, das ungemein gefiel. Wirklichen Werth in zarter Auffassung eines für sich lieblich-schönen Gedankens, hatte ihr Amor, dem Psyche mit ihren Haaren die Thränen trocknet. Diesen Gegenstand arbeitete später Canova zu einem Basrelief aus, wo dann die ursprüngliche Schönheit der Gruppirung, die Angelika's Verdienst war, lebendiger als auf dem Bilde hervortrat. Die Künstlerin selbst legte auf diese Schöpfung, seltsamer Weise, wenig Werth; sie glaubte sich zum großen, historischen Styl berufen, und Niemand unter allen Künstlern ihrer Zeit war gewiß weniger als gerade sie zum Historienmaler berufen. Ihr ging der Sinn für Geschichte überhaupt ab, sowie ihrem Lands-

mann Geßner der Sinn für die ächte, wahre Naivetät und Natur, obgleich er Idyllen dichtete.

Nachdem wir diesen Ueberblick über die Kunstleistungen Angelika's, besonders während ihres Aufenthalts in England, gegeben, kommen wir zu den schon oben angeregten traurigen Ereignissen zurück, die die junge, gefeierte Schöne trafen. Der manuel des curieux et des amateurs des beaux arts verbreitet sich über ein Komplott, das gegen die Künstlerin in London gesponnen, er nennt Namen, die wir hier nicht wiederholen wollen, da die Quelle trüb ist, und Angelika selbst in den öffentlichen Blättern gegen den Verfasser jenes »manuel« aufgetreten ist und ihn der Verläumdung und der Lüge beschuldigt. Aus anderen Nachrichten geht jedoch hervor, daß in der niedrigen Mystifikation, zu deren Gegenstand man die Künstlerin gemacht, Reinolds eine Hand im Spiele gehabt. War er es nun selbst, oder war es ein befreundeter Künstler, der Angelika Heirathsvorschläge gemacht und von ihr zurückgewiesen worden war, genug, dieses beleidigte Individuum faßte den Entschluß, sich auf eine eben so planvoll angelegte, als empörende Weise zu rächen. Es erschien in den vornehmen Zirkeln Londons ein Mann, der sich Graf Horn nannte und vorgab, von der bekannten, angesehenen schwedischen Familie dieses Namens abzustammen.

Er trat mit Glanz auf, spielte den begeisterten Kunstfreund, und gab beträchtliche Summen hin im Ankauf von Gemälden. Die Künstler stritten sich um die Ehre seines Besuchs: er erwählte Angelika; aus ihrem Atelier wich er nicht. Ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Graf — Angelika blieb nicht unempfindlich. Er bewunderte ihre Gemälde, und sie, die für Lob schon ziemlich gleichgültig war, hörte das seinige doch mit Entzücken. Dabei hatte der schöne Graf doch etwas auffällige Manieren: er liebte zu Zeiten das Derbe; er ließ sich Verstöße gegen die gute Sitte zu Schulden kommen, er betrog im Spiel. Angelika entschuldigte das Erstere und glaubte das Andere nicht. Der alte Kaufmann lief in den Vorstadt-Weinstuben und kleinen Spielhöhlen herum und sammelte Nachrichten über den Grafen Horn, und hier erzählte man ihm schreckliche Dinge, die er mit klopfendem Herzen und weinendem Auge Angelika wiederberichtete. Allein die Tochter wollte nicht hören. „Du willst ihn nicht, weil er ein Graf ist, antwortete sie ihm; Dein Wunsch ist, daß ich einen Künstler heirathe; aber wo findet sich einer, der mir gefällt? Ich liebe den Grafen." — „Aber so höre doch nur auf die Warnungen eines Vaters!" — „Der Neid, die Verfolgungssucht der Künstler hat sie Dir eingeflüstert: man will nicht, daß ich reich und vornehm wer-

den soll!" — „Kind, Du bist es durch Dein Talent mehr, als eine Grafenkrone Dich dazu machen kann." — „Nun denn, so werde ich es sein, die meinem Erwählten Glanz und Reichthümer zuführt. Um so besser. Die Liebe kennt nächst dem Empfangen nichts schöneres, als das Geben. Ich heirathe den Grafen!" — Und so geschah es. Um nun eines Theils die Bemühungen ihres Vaters und ihrer Freunde zu vereiteln, die ihre Entschlüsse hintertreiben wollten, andererseits um den Geliebten einer Verfolgung zu entziehen, als deren Gegenstand dieser sich ihr geschildert, willigte sie in eine heimliche Trauung, und willigte endlich auch in eine eben so heimliche Abreise. Welch ein Tumult muß in dem Busen der armen Angelika gewüthet haben, daß sie, eine sonst so gehorsame Tochter, eine so prüde Anstandsdame, die überall Rücksichten und Konvenienz über sich walten ließ, eine so fleißige und Ruhe und eifriges, stilles Schaffen liebende Künstlerin, plötzlich eine sichere Stellung, eine geschützte und gewohnte Existenz verließ, um mit einem abenteuernden Manne in die Fremde zu ziehen. Glücklicherweise kam es mit dem ihr bereiteten Elend nicht zum Aeußersten. Als der Abenteurer ihr Vermögen und ihre Person nunmehr in seiner Gewalt glaubte, wollte er sie brutal zu seinem Zwecke benutzen. Sie sollte ihm sofort ihr ganzes Besitzthum verschreiben: sie

weigerte sich; sie sollte mit ihm London verlassen: sie wollte nicht, wenigstens nicht ohne ihren Vater reisen. Die Freunde traten sofort zwischen das Opfer und seinen Peiniger. Der vermeintliche Graf wies sich als Betrüger aus, den man für die elende Rolle, die er gespielt, gekauft und gut bezahlt hatte. Der Verdacht dieser grausenerregenden That fiel auf Reinolds. Er hat sich später von dieser Anklage gereinigt, und Angelika selbst hat ihm eine Art Ehrenerklärung gegeben; nichtsdestoweniger lastet doch noch immer der Verdacht auf ihm. Die unwürdige Ehe wurde aufgelöst, Angelika gab einen Theil ihres Vermögens hin, um eine Fessel zu lösen, die sie zu Tode gedrückt, wenn sie sie hätte tragen sollen. Die harmlose, edle, sanfte Angelika war unbeschreiblich niedergebeugt durch dieses Ereigniß; ihr Muth war gebrochen, ihre schöne Freudigkeit dahin, ihre Hoffnung getrübt. Es war der Bosheit und der Gemeinheit gelungen, in das Heiligthum eines wahrhaft reinen und schönen Herzens verheerend zu dringen. Nicht die Künstlerin — das arme Weib litt. Der Quell ihres Lebens und Empfindens war getrübt. Sie hatte geliebt, zum ersten Mal geliebt, und war getäuscht worden. Das waren Schmerzen, die mit denen, die sie auf ihrer Staffelei darstellte, nichts gemein hatten: es waren wahre, ächte, wirkliche Schmerzen, die anderen

waren komponirte, gemalte, gespreizte, bleiche, der Natur auch nicht bis in den fernsten Schatten nahe kommende Schmerzen. So hängt das Weib immer nur durch das Herz mit der Kunst und der Natur zusammen; der Mann durch den Gedanken.

Nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt in England suchte Angelika mit ihrem Vater wieder Italien auf. Des Letztern Gesundheit wurde schwankend und erregte ernstliche Besorgnisse, als das Künstlerpaar in Venedig anlangte. Die gehorsame Tochter hatte sich den Wünschen des Vaters gefügt: sie hatte ihre Hand am Altare dem Maler Antonio Zucchi gegeben, einem Künstler von geringem Verdienste, aber von achtungswerthem Charakter. In Venedig machte Angelika die Bekanntschaft des Comte du Nord, nachmaligen Kaisers Paul des Ersten. Der junge Fürst und seine Gemahlin überhäuften die berühmte Künstlerin mit Ehrenbezeugungen und Geschenken. Nach dem Tode des Vaters eilte Angelika mit ihrem Gemahl nach Neapel. Hier erhielt sie von der Königin schmeichelhafte Aufträge, und man versuchte, sie an den Hof zu fesseln. Doch die Freiheitliebende entfloh. Selbst den Unterricht bei den beiden Prinzessinnen hielt sie nicht aus, sie zeigte sich launig, kränklich, und ihr sanfter Charakter wandelte sich bei dem fortgesetzten Zwange und der Etikette des Hofes

fast in sein Gegentheil: sie bat auch hier um ihre Entlassung, und sie wurde ihr gewährt. Jetzt siedelte sie nach Rom über und fand hier den ersehnten Ruheort. Hier in Rom findet sie Goethe, der in seiner zweiten italienischen Reise von ihr spricht und viele Details ihres häuslichen und geselligen Lebens anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte sich in ihrem gastlichen Hause; sie machte mit ihren Freunden Landpartbien und wirkte wohlthätig auf die Existenz und die Beschäftigungen der kunststrebenden Jünger um sie her. Ein weiches, warmes, sonnenbeschienenes Alter war ihr beschieden. Einigen kleinen Zänkereien mit Künstlern entging sie jedoch nicht. Der berühmte Raphael Morghen, ein seltenes Kupferstechertalent, nahm sich heraus, in den Blättern, die er nach Gemälden Angelika's in Kupfer stach, Einiges zu ändern, oder nach seiner Ansicht zu verbessern. In einem Portraitgemälde ging er sogar so weit, eine ganze Figur hinzuzufügen, so daß Angelika, völlig außer sich über diese Dreistigkeit, unter den Kupferstich mit zürnendem Griffel schrieb: «Non é di — Angelika Kaufmann.»

Das achtzehnte Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu: ein neues Jahrhundert, sich gänzlich verschieden von seinem Vorgänger ankündend, gewann die Herrschaft. Die Kanonen von Toulon hatten der erstaunten Welt

schon Napoleons Namen genannt. Jetzt folgten Siege auf Siege: Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, entrollte Fahnen wallten durch die Lüfte; eine Welt von Soldaten füllte Landstraßen und Märkte. Wo blieb das seidene Volk der kleinen Götter? Die alternde Angelika saß in ihrem Atelier und malte den Tanz der Grazien. Da brauste es über die Alpen herüber: tausend Stimmen riefen Krieg! Canova floh und nahm mit sich die drei schönen nackten Schwestern, den kleinen frierenden Amor, und die arme gebundene Psyche — alle seine lieben Kinder, seine ganze marmorne Familie rettete er vor dem Tumult der Waffen. Statuen wandelten, Bilder fingen an zu reisen. Die medicäische Venus reiste nach Paris und begrüßte mit der schamhaften Körperbeugung, dem Lächeln des kleinen griechischen Mundes den modernen Alexander des neunzehnten Jahrhunderts. Unter denen, die die neue Zeit nicht begriffen, nicht begreifen wollten, gehörte auch Angelika. Was kümmerte sie der Sieger von Marengo, sie sah in ihm nur den jungen, impertinenten Soldaten, der ihre Staffelei umstürzte und ihre Kapitalien in der Bank zu England bedrohte. Die arme Angelika — sie fürchtete wirklich, daß sie durch Napoleon zur Bettlerin werden würde; es plagten sie auf ihre alten Tage der Kummer und die Sorge, obgleich ihre Freunde das Möglichste

thaten, sie von dem Ungrunde ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Die Jahre 1803, 1804 und selbst noch 1805 wurden noch in leidlich angestrengter Thätigkeit vollbracht; dann aber nahm die Schwäche des Körpers in raschem Vorschreiten zu, und ein Brustübel gestaltete sich zu einer todbringenden Krankheit. Immer von ihren Freunden, Anhängern und Bewunderern umgeben, hatte sie das Glück, von der Außenwelt so wenig als möglich berührt zu werden. Dies war in der That ein großes Glück. Ist irgendwo die Verhätschelung der Freunde an ihrer Stelle, so ist's bei dem Alter. Das Alter will geliebkost sein, und besonders der alternde Künstler, der alternde Dichter. Angelika hatte gezeigt, wie sehr sie sich über die neue Gestaltung der Welt entsetzte, was war also natürlicher, als daß man ihr gar nichts mehr von den Außendingen sagte. Alte, zurückgelegte Bestellungen wurden ihr mit dem frommen Betrug, den die Pietät sich so gerne erlaubt, vorgelegt, als wären sie eben erst aus England, aus Frankreich gekommen, und noch auf dem Krankenbette griff die Künstlerin seufzend zum Pinsel, indem sie sich mit schalkhaftem Lächeln beklagte, daß man sie ewig in Anspruch nähme, daß man sie nicht einmal ruhig sterben lasse. „Gibt es denn keine andere Maler außer mir?" fragte sie, und der Chor der Freunde rief: „Nein, es gibt

keine! Du bist die Einzige; stirbst Du, so ist die Kunst verwaist!" Angelika glaubte diesen Worten und malte, selig in der Ueberzeugung, daß sie der Welt noch bis auf ihren letzten Athemzug nütze. O Himmel! hätte sie gewußt, geahnet, wie Niemand mehr ihren Namen nannte, wie ihre Zeit, ihre Freunde, ihre Genossen, wie Alle, Alle spurlos vergessen waren von dem jungen Geschlecht, das unter dem Donner der Schlachten großwuchs! Aber diese Ueberzeugung hätte der eitlen Frau den Tod früher gegeben, als ihn ihr die Natur bestimmt hatte. So starb sie in völliger Ruhe und in Frieden. Bei einer Ode von Gellert entschlummerte sie; es war am fünften November des Jahres 1807. Ueber ihre Bilder, ihre Kapitalien entschied sie in Vermächtnissen. Sie starb kinderlos; einige Jahre früher war ihr Mann Zucchi gestorben. Ihre sterbliche Hülle fand in der Kirche S. Andrea delle Fratte Ruhe.

Ihr Bildniß, von ihr selbst gemalt, das das Museum zu Berlin aufbewahrt, zeigt sie in einem idealischen Putz, halb Muse, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, ein Gewand von Flor und goldgewirkter Gürtel und Armbänder. Der Zug von Schalkhaftigkeit und Grazie, obgleich etwas affektirt, steht dem jugendlichen Gesichte gut, die Färbung geht stark ins Bräunliche und Rothe und erinnert, aber im Schwachen,

an Mengs' Kolorit. Nach diesem Bilde zu urtheilen, muß die Künstlerin keine regelmäßige Schönheit gewesen sein, allein mit Jugendfrische und mit dem gewinnenden Ausdruck der Sanftmuth, Zärtlichkeit und Anmuth begabt. Wir fassen unser Urtheil nochmals in wenigen Worten zusammen: Sie war eine liebliche Erscheinung, ein schwaches Talent, ein achtbarer Charakter. Ihr Ruhm war übertrieben als sie lebte, jetzt möchte man ihr, eben so ungerecht, jedes, auch das kleinste Verdienst absprechen.

Als geistvolle, unterhaltende Dame, wie Goethe sie öfters darstellt, als belesene, urtheilende Frau ist sie erst in ihren späteren Jahren bekannt geworden, und zwar hauptsächlich durch Goethe, der sie der Herzogin Amalia von Weimar zuführte. Eine Stelle in dem „zweiten römischen Aufenthalte" läßt sich über Angelika folgendermaßen vernehmen: „Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor (über Egmont, ob Kürzungen und Aenderungen an dem Stücke vorgenommen werden sollten oder nicht.) Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie alles auseinanderlegte, und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erzählung implicite enthalten sei. Angelika sagte:

da die Erscheinung nur vorstelle, was im Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.“ Aus diesem freien und geistreichen Urtheile geht allerdings ihre Befähigung hervor, mit dem großen Dichter zu dessen Zufriedenstellung über seine Werke zu sprechen. Dann aber sehen wir, daß sie zu diesem selben Egmont, über den sie so bedeutend sprach, ein ganz verfehltes Titelkupfer entwarf. Das Verständniß war bei ihr noch nicht so tief eingedrungen, daß es hätte eine wahrhafte, nicht blos eine schattenhafte, träumerische Gestaltung annehmen können. Und so war es mit allen ihren Bildern. Immer eine poetische Anregung, ein wirklich richtig gedachter Gedanke, den in Blut und Gestalt zu verwandeln die Schöpferkraft zu unmächtig war.

Elisabeth Mara.

Digitized by Google

Elisabeth Mara.

Im Mercure de France vom Jahre 1780 stand folgender Aufsatz, der von den meisten Lesern des Mercure als unverbrüchliche Wahrheit angesehen wurde. „Wir haben der civilisirten Welt ein trauriges Ereigniß zu melden: der König von Preußen hat wiederum die Anwendung der Tortur in seinen Staaten anbefohlen. Dieses grausame Marterinstrument, das wir in die alte Rüstkammer des Mittelalters auf immer verbannt wähnten, ist neu erstanden. Und gegen wen hat dieser weise und so sehr beliebte König die Zwangmaschine angewendet? Etwa gegen einen trotzigen und aufrührerischen Vasallen, gegen einen unbändigen und die Justiz zur Verzweiflung bringenden Verbrecher? Nein: gegen eine junge, schöne Frau von zwanzig Jahren, gegen eine beliebte Künstlerin, gegen eine Sängerin seiner Privatkapelle. Es ist betrübend, daß wir melden müssen, wie ein Fürst, der

einige Monate vorher über zweimalhunderttausend Oestreicher Herr wurde, jetzt sich nicht entblödet, angesichts Europas, dieselben Mittel anzuwenden, um über ein schwaches Geschöpf zu siegen, das keine andere Vertheidigungsmittel besitzt, als eine rührende, die Herzen (jedoch nicht die Herzen tyrannischer Sieger) fesselnde Stimme. Madame Mara heißt diese Sängerin: jedem Franzosen bald ein theurer Name, denn wir werden sie bei uns sehen; die arme Verfolgte wird ihrem Unterdrücker entfliehen, und Frankreich wird, wie immer, die Schwächen und Mißgriffe anderer Regierungen wieder gutmachen, indem es die Opfer bei sich aufnimmt und ihre Wunden heilt. Das Faktum ist dieses: Madame Mara kann nicht singen, weil Madame Mara krank ist; der König befiehlt, sie soll singen. Demnach wird sie, die auf ihrem Schmerzenslager liegend, schon die heiligen Sterbesakramente erwartet, von den Armen roher Soldaten in die Höhe gerafft, in einen Wagen geworfen, der gewöhnlich gebraucht wird, um Missethäter zur Gerichtsstätte zu schleppen und an dessen Wänden noch die Spuren von Blut kleben, und in das Opernhaus mehr hingeschleift als hingefahren. Dort angelangt, begrüßt sie ein Offizier mit sechs Mann Dragonern, und nachdem er sie aus den Händen des Gensd'armenunteroffiziers, der den Wagen eskortirt hat, empfangen,

geleitet er sie in die Garderobezimmer und stellt sich an die Thür als Wache hin, um zu sehen, ob die unglückliche Cantatrice pflichtmäßig ihre Toilette als Königin Semiramis mache oder nicht. Man denke sich die Barbarei. Eine junge Frau, schamhaft, und in ihrem Stolz als Weib ebenso, wie in ihrem Hochgefühl als Künstlerin beleidigt, den Blicken eines zuschauenden Dragonerlieutenants ausgesetzt! Doch nicht genug: als sie die Bühne betritt, stellen sich ihr zur Seite zwei Grenadiere auf, jene berüchtigten Riesen der Potsdamer Garde, die immerdar das kostbare Spielwerk des Ehrgeizes der preußischen Könige gewesen, und bewachen jeden Ton, der der Sängerin aus der Kehle dringt, gleich bereit, im Fall sie schwiege, mit ihren Bajonetten sie niederzustoßen. Und während diese mittelalterlichen Gräuel auf der Bühne vorgehen, sitzt das gelehrte und philosophische Berlin ruhig im Parterre, und ergötzt sich, seinen weisen König mit einem nordischen Prinzen, der gerade zum Besuch sich eingefunden, plaudern und lachen zu sehen. Wir würdem diesem Berichte keinen Glauben beimessen, wenn er uns nicht aus achtbarer Quelle zugeflossen wäre." —

Der Styl dieser polemischen Annonce ist, von ihrer Unwahrheit und Uebertreibung abgesehen, ein Zeichen der damaligen Mißstimmung gegen Preußen. Der Name

der Sängerin wurde dadurch der gebildeten Welt bekannt gemacht, noch bevor sie selbst dahin wirken konnte, ihn bekannt zu machen. Sie erschien überall als ein Opfer der Tyrannei und des geringen Kunstgeschmacks eines großen Königs, und vielleicht hat unter allen Bewunderern des Talents der Mara Niemand aufrichtiger ihr gehuldigt, als gerade dieser König, der große Opfer brachte, um sie an seinen Hof zu fesseln, der selbst für ihr persönliches Wohlergehen sorgte, indem er es zu verhindern suchte, daß sie eine thörichte Heirath schloß. Wir wollen das Leben dieser Künstlerin, die eine Deutsche ist, näher verfolgen.

Einem armen Musiklehrer in Kassel wurde noch als späte Frucht seiner Ehe eine Tochter geboren, ein kränkliches Kind, dem kein langes Leben prophezeit wurde. Es war dies unsere Elisabeth, ihr Familienname war Schmähling, nicht zu verwechseln mit einem in Preußen ansässigen adeligen Geschlecht, das mit weniger Veränderung in der Schreibart denselben Namen führt. Das Jahr 1749 — bekanntlich auch Goethe's Geburthsjahr — war auch das Elisabeths. Die größte Dürftigkeit, das traurigste Elend war im elterlichen Hause herrschend. Der Vater, der wenig mit Unterrichtstunden verdiente, fügte diesem Erwerb noch den kleinen Beitrag hinzu, den ihm das Ausbessern von

Instrumenten, namentlich beschädigter Geigen, gewährte. Wenn er sein Haus verließ — es scheint, daß die Mutter frühe starb — wurde das schwache Kind in einen verschlossenen Sitz gesperrt und auf diese Weise stundenlang allein gelassen. In der Zeit dieser erzwungenen Einsamkeit hatte einst die Kleine nach einer, nicht weit von ihrem Gefangenenplatz liegenden Geige gelangt und den Saiten derselben Töne entlockt. Diese Töne waren eine rein intonirte Skala, die der Vater mit Erstaunen erlauschte. Die Vorwürfe, die das Kind treffen sollten, verwandelten sich in Lobsprüche. Jetzt erhielt sie die alte Geige zum Geschenk, und dies war der erste Segen, der auf das Haupt der kleinen Verlassenen gelangte, das erste milde Geschenk, das die Muse der Tonkunst ihrer dereinstigen Priesterin machte. Das Kind saß auf seinem Stühlchen nun ruhig: es hatte seine Geige. Der Vater, der sonst mürrisch polternd in die Stube getreten war, schlich sich jetzt herbei, blieb lauschend vor der Thüre stehen, und gab entweder Zeichen des Beifalls, oder murmelte einen leisen Vorwurf hin, je nachdem er seine Erwartungen von den Fortschritten, die er von der Tochter erwartete, befriedigt oder getäuscht sah. Bald begann er die Kleine zu unterrichten, und welche Freude für den alten Mann war es, mit seinem Kinde ein Duett spielen zu können. Man denke sich das kranke

Kind, Kopf und Leib mit Tüchern umwickelt, eingezwängt in den hohen Kinderstuhl, eine für die kleine Hand kolossale Geige an die blasse Wange haltend, und mit dem rechten Aermchen weit ausholend, um den Bogen führen zu können. Der Alte, auf dem einzigen Stuhl im Kämmerlein sitzend, den er dicht an den seines Kindes herangerückt hat, vorgebeugt den Tönen lauschend, die der Geige der Kleinen entquollen, und nun auf der seinigen einfallend, derbe, kräftige Baßtöne angebend, und dann lächelnd den Bogen wieder sinken lassend, um das Solo der Tochter zu erwarten, das leis und kreischend anhebt, unsicher weiterzittert, und endlich, weil der schwache, kleine Arm ermüdet, in einem schrillenden Mißton endet. Gezänk und Zürnen — Thränen des Kindes — dann Liebkosungen des Alten — die Geige wird wieder vorgenommen, das Stück noch einmal gespielt. Das Kind zittert, als es an die schwereren Stellen gelangt, allein diesmal dringt es siegreich durch. Vielleicht hat ihm das schalkhafte, gutmüthige Auge des Vaters, das ihm zuwinkt, vielleicht aber auch der rothbäckige Apfel Muth gemacht, den der alte Musiker aus der Tasche hervorgezogen und auf das Tischchen nebenbei gelegt hat. Wie schwer ist's, in den Tempel der eigensinnigen Musen zu dringen; wie mancher Apfel muß uns lockend hingestellt werden, damit wir

die Schwierigkeiten auf dem Wege überwinden; wie manches Auge muß uns liebend zuwinken, damit unser verschüchtert Herz wieder neuen Muth fasse!

Die Duette in der heimischen Bodenkammer verwandelten sich bald in kleine Konzerte beim Nachbar, dem Küster, und beim Gevatter, dem Schneider. Elisabeth wurde sammt ihrem Stuhl, den sie nicht verlassen konnte, weil ihren rhachitischen Gliedern die Kraft, sich selbständig zu bewegen, fehlte, zu den Leuten hinübergetragen, die sie hören wollten. Ein ganzer kleiner Transport setzte sich in Bewegung: die wohlverpackte und sorgsam getragene Virtuosin, der große Geigenkasten, denn der Vater hielt große Stücke auf seine Geige, die ihm ein damals berühmter, durchreisender Virtuos aus, der Himmel weiß welchem, Anlaß von Freundschafts- und Dankbarkeitsgefühl verehrt hatte; dann die Magd, die den Geigenkasten trug, der Vater, der seine Tochter trug, endlich der Haushund, der nie daheimblieb, wenn die Familie ausrückte, und dem man ein Körbchen ins Maul gab, in welchem ein lederner Beutel, gefüllt mit Saiten und Kolophoniumstücken und anderen kleinen Bedürfnissen der konzertirenden Familie, lag. So ging denn die Sippschaft ziemlich weit, oft ins Dorf hinaus, und langte schwitzend und rothglühend an, immer aber bereit, Musik zu machen, für welches

Auditorium es auch immer sein mochte. Wenn man Gesang forderte, so mischte die Magd ihre Stimme in das Duett der Geigen und trug die Strophen einer wehmüthigen oder schalkhaften Ballade vor. Der Vater Schmähling liebte aber die Stimme der Magd nicht, er zog unter den Häusern, in die man ihm zu kommen erlaubte, diejenigen vor, wo man auf das Geigenspiel seiner Tochter besonders achtete und wo feine Kenner sich versammelten, nicht rohe und tumultuarische Balladenliebhaber. Es gelang ihm, sich ein gewählteres Publikum zu erwerben: die Wohnungen der reicheren Bürger öffneten sich ihm nach und nach, und endlich war ihm das Glück so günstig, daß ein zur Frankfurter Messe reisender, begüterter Kaufmann das „Wunderkind" mitzunehmen sich erbot, natürlich nicht ohne den Vater, der von seinem Sprößling unzertrennlich war. So zogen Vater und Kind der großen Welt entgegen. Es ist rührend zu betrachten, wie das Talent seinen ersten Einzug in die Welt hält. So sehen wir hier die gefeierte Sängerin, den Liebling des achtzehnten Jahrhunderts, so sehen wir sie auf einem ärmlichen Leiterwagen ihrem Ruhme und ihrem Glücke entgegenfahren. Noch zucken schmerzhaft ihre kleinen Glieder, ihr in dürftige Kleidungsstücke gehüllter Körper friert, die Hand, die kostbare Hand, die Hand, die den Bogen führt, hält

der Vater und haucht sie an und erwärmt sie unter seinem Rocke, an seinem Herzen. Die Kleine liegt, das Haupt an seine Schulter gelehnt, von den Stößen des Wagens gefoltert — aber wie ist jeglicher Schmerz aus ihrem Antlitz verschwunden, wie glänzen die Augen, wie richtet sie das Haupt empor, als der Vater ihr die Thürme Frankfurts zeigt, der ersten großen, fremden Stadt, der Meß- und Handelsstadt, wo ein wundersames Gewühl von Fremden sie erwartet, wo sie zum ersten Mal vor einer staunenden Menge reicher und vornehmer Männer und Frauen spielen soll. Wie zittert die Erwartung des Ruhms, dieses mächtigsten Dämons, der über das Herz der armen Sterblichen gebietet, durch ihre enge Kinderbrust! Glückliches Mädchen, dir erfüllt die Welt deine Hoffnungen, aber wie mancher deiner Mitschwestern, eben so begabt wie du, eben so liebend und hoffend der Welt entgegenlauschend wie du — zertritt sie sie, und gibt statt der Lorberkränze — schmachvolle Fesseln, ein früh gebrochenes Herz, eine jammervolle Existenz!

Auch war Elisabeths Jugend noch lange nicht glänzend und genußvoll: erst später erreichte sie die goldenen Preise. In Frankfurt verlebten Vater und Tochter zwei Jahre. Sie gaben kleine Konzerte und nahmen Geld ein. Diese Erfolge gaben dem alten Schmähling Muth,

seinen Wanderstab weiter zu setzen, und zu sehen, wo ihm auch noch anderswo das Glück blühe. Elisabeths Gesundheit besserte sich ein wenig, sie konnte gehen, obgleich nicht weit und nicht anhaltend. Als neunjähriges Mädchen kam sie nach Wien, wo sie Konzerte gab, in ihrem zehnten Jahre erschien sie in London. Die Empfehlungsbriefe, die der englische Botschafter am östreichischen Kaiserhofe den Reisenden mitgegeben, verfehlten ihre Wirkung nicht, sie durfte in den Häusern einiger Vornehmen spielen, und wurde selbst der Königin vorgeführt. Aber hier machte sie einen üblen Eindruck. Die Königin liebte Kinder nicht, und vor Allem — was man ihr auch nicht gerade verdenken kann — nicht häßliche Kinder. Die kleine Elisabeth war ein häßliches Kind: sie machte Grimassen, wenn sie spielte, und wenn sie vor vornehmem Auditorium spielte, machte sie doppelt arge Grimassen, so daß die Königin über das kleine, blasse, häßliche Wesen, das einen Theil seines Gesichts an dem Geigenkörper vergrub und mit großen, starren Augen darüber hinweglauschte, und das mit langen, dünnen Armen, wie eine Art Insekt, in der Luft umherwüthete, heftig erschrak und es gar nicht mehr sehen wollte. Die Kleine durfte daher nicht mehr erscheinen, und in den Häusern der Hofleute, wo man dem Hofe nachahmte, war ebenfalls ihres Bleibens nicht länger. Die

Geldspenden, die dem Vater so willkommen und so überraschend zugeflossen waren, nahmen ein Ende. Das Auffallende der Erscheinung eines „Wunderkindes“ hatte sich ebenfalls bald abgenutzt — kurz, man gab dem Alten von allen Seiten her den Rath, London, in welchem der Aufenthalt so theuer, so bald als möglich wieder zu verlassen. Noch einen andern Rath gab man ihm: man rieth ihm, seine Tochter ausschließlich zum Gesang zu erziehen, und sie das Geigenspiel einstellen zu lassen. Dieser Rath war vortrefflich; er begründete den einstigen Ruhm unserer Künstlerin, denn wenn eine solche Stimme nicht erschollen wäre, so hätte bei dem Eigensinne des Vaters die Tochter wol gar beim Geigenspiel beharren müssen. Jetzt dachte man daran, einen andern Weg einzuschlagen. Sie sollte singen und nichts als singen. Elisabeth war damit gleichfalls einverstanden: wenn sie sang, war sie, das fühlte sie wol, nicht so sehr den Spöttereien ausgesetzt; da gab es keinen Geigenbogen, keine schwerfällige Armbewegung; unsere kleine Virtuosin hätte kein Mädchen sein müssen, wenn diese Gründe nicht auf ihren Entschluß hätten Einfluß ausüben sollen. Nun gingen der Vater und die vornehmen Gönner ernstlich ans Werk; man sah nach einem tüchtigen Gesanglehrer aus, und die Wahl fiel auf einen damals nicht unberühmten Sänger, Paradisi. Signor

Paradisi gehörte zu einer jetzt untergegangenen Art seltsamer Erscheinungen, er war Kastrat. Die Gesangschulen Italiens hatten von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an Europa mit diesen Abnormitäten, die ihren Sieg als Künstler durch ihre Niederlage als Mensch erkaufen mußten, versorgt. An allen Höfen zwitscherten diese unglücklichen Geschöpfe ihre Arien, sangen Liebeslieder, die in ihrem Munde zu Spottliedern wurden, sangen Dankhymnen, die, von diesen Lippen tönend, zu schweren Anklagen gegen ihre Mitgeschöpfe, zu tiefen Schmerzensseufzern und drohenden Zornlauten wurden, endlich spielten diese jammervollen Figuren Helden der alten Sage, prächtige Heroengestalten, die das Entzücken und die Bewunderung der Welt gewesen waren, und die nun durch diese winselnden Karrikaturen zum Spott wurden. Ein nach und nach auftauchender, besserer Geschmack verdrängte die Jammervollen von der Bühne, aber noch lange blieben sie auf dem Kirchenchore und in der Kammerkapelle. Auch von dort sind sie verschwunden. Das Jahrhundert, großmüthig und freisinnig, überall die Natur und die Wahrheit bevorzugend, hat dieses Spielwerk, das auf Kosten der Humanität errungen wurde, verschmäht und läßt sich, was es an kunstvollen Trillern weniger hört, an Dankpsalmen der Menschheit erstatten. Aller-

dings war es eine Art Sklavenhandel. Die schöne Stimme, diese hübsche Sklavin, wurde auf den Markt gebracht, und in ihren Fesseln einer Schaar wühlerischer und grausamer Lüstlinge zur Schau gestellt, die, sich nicht kümmernd um die Qual der Gemarterten, nur die Süßigkeit ihrer Reize kosteten. Es ist wahr, der Gesang erhielt durch diese Kehlen, die über die Messerklinge des Chirurgen den Salto mortale springen mußten, einen eigenthümlichen Reiz: man muß diese wie nicht von der Erde kommenden Klänge gehört haben, wie sie wie Lichtstralen aus dem dunkelfarbigen Bouquet der anderen Stimmen hervorschossen, wie sie gleich flatternden Engelkindern an den hohen Gewölben der alten Dome hinspielten, um zu begreifen, was ein so wollüstig fein fühlendes Jahrhundert, ein so kokett mit dem Sinnenreiz spielendes, an diesen seinen Lieblingen hatte. Der Gesang der Kastraten in den Oratorien der katholischen Kirche zu Dresden ist noch vielen Mitlebenden in dem frischesten Gedächtniß. Man muß hierbei den Enthusiasmus Heinse's erklärlich finden.*) Es war ein Zauber, eine Gewalt, die selbst die Seelen hinriß, die in der Ausübung des religiösen Kultus wenig mehr als eine verständige Betrachtung über die Moralgesetze

---

*) In seinem Roman „Ardinghello."

sahen. Tausendmal konnte man sich sagen, durch unwürdige Mittel ist diese Wirkung hervorgebracht, aber diese Wirkung ist eben doch da, und wer träumen, wer sich in erhabenen, schwärmenden Gefühlen über alles Irdische hingetragen fühlen wollte, der untersuchte überhaupt nicht, der fragte nicht nach, der ließ alles irdische Forschen, und war dankbar, daß ihm das Glück einer solchen Beseligung zu Theil wurde. Die Kirche — natürlich die katholische — verdankt einen nicht geringen Theil ihrer Kraft über die Gemüther den himmlischen Gesängen, die sie in ihrem Schooß wahrt, und diese Gesänge stützten sich in ihrem eigenthümlichsten Zauber auf die Leistungen der Kastraten. Dies ist ein Satz, den kein Musikverständiger leugnen wird: doch, wie gesagt, unser Jahrhundert hat diesen Sklavenhandel, zugleich mit dem andern, bekämpft und abzuschaffen gesucht, und wir müssen ihm danken.

Unsere kleine Sängerin kam zu einem der fettesten und häßlichsten Geschöpfe dieser Art in die Schule. Signor Paradisi hatte außer seinem schönen Namen nichts, was an ihm hätte reizen oder bezaubern können. Es war eine plumpe Tonnenfigur, mit einem feisten, glänzenden, wie mit Oel übergossenen Gesichte; dabei hefteten tausend üble Angewohnheiten ihm an; er übte eine schmuzige Zärtlichkeit aus, und machte seine Schü-

lerinnen zum Gegenstande einer burlesken, tragikomischen Leidenschaftlichkeit. Beständig fuhren seine dicken, mit Schwielen bedeckten Hände über die Wangen der Mädchen hin, und wenn sie ihre Aufgaben wohl gelöst, so reichte er ihnen zum Dank ein Zuckerplätzchen — an dem er selbst gesogen, das er aus seinen wulstigen Lippen hervorzog, um es zwischen die ihrigen zu stecken. Eine äußerst graziöse Liebkosung und ein sehr aufmunternder Schulpreis. Elisabeth wurde aufrührerisch, sie wollte die kunstgerechten und geregelten Solfeggien des Meisters, aber nicht seine Bonbons. Sie beklagte sich über die klatschenden Backenschläge, über das unters Kinn Fassen und über das Augenzwinkern des alten Sängers, und setzte diese Klagen so lange und so heftig fort, bis ihr Vater sich entschloß, sie von dem Sänger Paradisi zu erlösen.

Der Vater ging mit ihr nach Kassel zurück. Sie konnte nun schon als eine recht tüchtige Sängerin gelten, allein der Landgraf gab ihr dennoch keinen Platz an seiner Hofbühne. Die Kabale der daselbst angestellten italienischen Truppe hielt jedes deutsche Talent fern. Der siebenjährige Krieg, der eben seine Stürme hatte auswüthen lassen, hatte eine Ebbe in den Kassen der sonst begüterten Familien des Landes und der Hauptstadt zurückgelassen, es war nirgends Geld, und Eli-

sabeths Vater, der eben von den vollen Fleischtöpfen Londons zurückgekehrt war, empfand den Mangel in seiner Heimatstadt doppelt. Lange Zeit hoffte er noch, der Landgraf werde der jungen Sängerin Zutritt zu einem Kammerkonzerte gestatten, es wurden zu diesem Zwecke aus London mitgebrachte Empfehlungen vorgezeigt, allein da alles dies nichts fruchtete, begab sich das Paar weiter auf die Wanderschaft. Zu der Ostermesse 1766 trafen sie in Leipzig ein.

Leipzig, das schon längst angefangen hatte, ein klein Paris zu sein, das die benachbarten Fürsten zu jährlichen Meßreisen an sich zog, wo Geselligkeit von galanten, gefälligen Frauen auf eine anmuthige Weise geübt wurde, besaß, was den Kultus der höhern Musik betraf, an dem Kapellmeister Hiller einen einflußreichen und kunstgeübten Direktor. Dieser, für seine Kunst unermüdlich thätige Mann hatte mit großer Anstrengung und mit nicht geringen Opfern wöchentliche Vereinigungen der musikalischen Kräfte Leipzigs und der Umgegend zu Stande gebracht. Es waren dies die sogenannten Winterkonzerte, und Hiller stand diesen Konzerten als oberster Leiter vor. Wenn man die Biographie dieses Künstlers liest, so ist's Einem, als schaute man in ein ächt deutsches, ehrliches Antlitz, voll Kummerfalten, mit der Schlafmütze über die Ohren gezogen,

mit der grünen, in Tomback gefaßten Brille vor den Augen, die, wenn diese häßliche Brille zurückgeschoben wird, so treu, so lieb, so innig und geistig schauend uns ansehen. Wir verstehen wohl, wie ein solches Menschenkind, trotz des Philisterhaften, das ihm anhaftet, doch die lieblichsten und reinsten Gaben des Genius in sich aufgenommen haben kann. Es ist nichts in diesem trocknen nnd ernsthaften Gesichte, was die Poesie ausschlösse: allein was die Muse Reizvolles hat, die Begeisterung Trunkenes, die geheime Empfindung Süßes, die Kunstschöpfung Großes — ist alles wie unter einem düstern Schleier, oft recht absichtlich, vor den Augen der Menge verborgen. Das ist nun eben ein deutsches Gesicht. Der Vater Hiller, wie er genannt wurde, genoß einer fast abgöttischen Verehrung von seinen Freunden und Schülern, trotz dessen, daß er ewig polterte und nie zufrieden war, trotz dessen, daß er seine Schülerinnen tyrannisirte und ihren Kehlen das fast Unmögliche zumuthete. Er blieb aber immer Vater Hiller; und wenn er es recht arg gemacht hatte an zänkischem Hofmeistern und zornigem Schelten, dann brach wieder, wie ein heimlich Licht aus einer bestäubten, verdüsterten Laterne, ein gar so süßes, himmlisches Verständniß der ersten und größten Segnungen der heiligen Kunst, eine solche glühende Liebe für die erhabenen Meister, die über die

Erde gegangen waren, Perlen und Edelsteine des Gesanges hinstreuend, wie der Säemann Saat, daß alle Unbill vergessen war und Vater Hiller vor seinen dankbaren Schülerinnen sich nicht zu retten wußte. Er wurde auch Elisabeths Freund und Berather: ein ganz anderer, als der alte Signor Paradisi; er nahm sie in seinem Hause auf, um ihre Kehle, wie er sagte, unter täglicher Besorgung zu haben. Wirklich pflegte er diese Kehle, wie ein Gärtner seine kostbarste Lieblingspflanze; er gab ihr Sonnenschein zum Gedeihen. Er entfernte Elisabeth vom Vater, der als beschränkter und eigensinniger Haustyrann ihr lästig fiel und immer nur den materiellen Nutzen vor Augen hatte. Der Alte wurde durch eine Pension zufriedengestellt, die die Tochter von ihren jährlichen Einnahmen ihm kontraktlich zusicherte. Diese jährliche Einnahme gewann sie, indem Vater Hiller sie als erste Sängerin bei seinen wöchentlichen Winterkonzerten anstellte. Dieses erste feste Gehalt war nicht groß, doch es genügte den bescheidenen Bedürfnissen von Vater und Tochter.

Um einen Beweis zu geben, wie Vater Hiller mit seinen jungen Zöglingen verkehrte, zu ihrem künftigen Berufe sie vorbereitete, diene die Weise, wie er Elisabeth nicht eben sehr zart, aber dabei sehr geeignet, ihr wahres Glück zu befördern, auf ihre Häßlichkeit und ihren

übel geformten Wuchs aufmerksam machte. Mein Kind, sagte er ihr, Du wirst auf dem Theater kein Glück machen; da verlangt man nicht allein Jugend, sondern auch Schönheit und einen gewandten, zum künstlerischen Geberdenspiel geeigneten Körper. Du hast weder die eine, noch den andern. Ich rathe Dir, Dich mit dem Ruhm einer Konzert- oder Kammersängerin zu begnügen. Da mußt Du aber auch Deine ganze Kraft und Geschicklichkeit lediglich dem Gesange zuwenden. Du trittst vor ein Publikum, das durch keine Aeußerlichkeiten, durch keinen Glanz und Schimmer der Bühne und Aktion geblendet und in seiner Achtsamkeit behindert wird, das also ganz andere und größere Anforderungen macht, und dies mit Recht — die Kunst des Gesanges in ihrer schönsten Fülle und Reinheit zu vernehmen. Die Zuhörer, die Du hier vor Dir hast, kannst Du nicht hoffen, durch irgend ein Blendwerk zu betrügen; sie horchen zu leise auf, sie geben zu gut acht; wenn Du sie aber dann befriedigst, so werden sie Deines Lobes um so mehr voll sein, da sie keinen Theil davon an andere Personen neben Dir zu geben brauchen, sondern Dir allein alles zukommen lassen können. Ich möchte also aus Dir eine vollendete Konzertsängerin machen. Willst Du es? Der Preis ist hoch, aber mit tüchtigem Willen und redlicher Mühe erreichst Du ihn. Ruhm und Ehre

sind dann Dein, und die Geldsäcke der Reichen und Vornehmen thun sich Dir auf. Willst Du? — Elisabeth erwiederte, daß sie wolle, und nun ging der Unterricht an. Es war eine schwere Zeit: von Morgen früh bis Abend spät wurde unablässig geübt, Skala gesungen, Unterricht im Klavierspiel genommen, größere Werke durchlesen und deren Sinn erklärt, die Lehre von der Harmonie und Tonsetzung studirt, am Abend repetirt, und oft tief in die Nacht hinein noch eine oder die andere schwierige Passage der Kehle angezwungen. Elisabeth war die fleißigste, die gelehrigste Schülerin; aber nur was Musik betraf. Kam man ihr mit anderen Dingen, die man ihrem Fassungsvermögen beibringen wollte, so setzte sie sich störrig einem solchen Ansinnen entgegen, so wollte sie kein Französisch lernen, auch nicht italienisch, auch nicht Tanzen, auch nicht Geographie und Geschichte. Laßt mich! rief sie — ich begehre von Allem dem nichts! Nur eine Sängerin will ich sein; hört es: nur eine Sängerin! Man mußte sich zufrieden geben, und Vater Hiller war nur froh, daß sie endlich so viel Italienisch lernte, als der Oratorientext und die Arienworte in den Opern verlangten. Trotz dessen sang sie ein Italienisch, das Niemand verstand: es kām aber gerade nicht sehr aufs Verstehen an: nur bei den Messen der alten Meister, wo die Worte aus der heiligen

Schrift genommen sind und groß und in ihrer Einfachheit erhaben dastehen, drang Hiller durch, daß sie das Lateinische Jedermann verständlich vortrug. In Hillers Hause, in den Jahren 1766—1771, lernte sie einen großen Theil der großen Musikwerke der älteren italienischen Schule kennen, auch ältere und neuere Deutsche, von den ersteren Paläſtrina, von den anderen Jomelli, Pergolesi, Sachini, Durante, Hasse, Graun, Benda. Hasse's großes Genie machte den lebhaftesten Eindruck auf das jugendliche Verständniß und Empfindungsvermögen.

Wir finden hier an dieser Stelle, bei der Erwähnung von Hasse's Kompositionen, von einem der Biographen unserer Künstlerin bezeichnet, daß sie liebte, eigene Improvisationen und Ausschmückungen gleichsam zwischen die Zeilen der Hasse'schen Kompositionen einzuschieben, daß sie diesen Meister besonders deshalb verehrte, weil er in den einfachen und großartigen Konturen seiner Darstellungsweise Raum für den Sänger übrig ließ, selbständig seine Kunst zu bethätigen. So sang sie eine und dieselbe Arie von Hasse auf eine zwölffach verschiedene Weise, wobei sie jedoch sich nie von dem eigenthümlichen Charakter und dem Styl der Komposition des Meisters entfernte. Dieses besondere Merkmal der Kunstselbständigkeit unserer Virtuosin muß

besonders, als ihr eigenthümlich, und von den Zeitgenossen hoch geschätzt, angeführt werden. Vater Hiller gestattete ihr es, aber auch nur ihr allein; denn bei anderen Sängern, wo er dergleichen hörte, nannte er es in den zornigsten Ausdrücken ein Entstellen des Textes, ein räuberisches Hineinpfuschen in das Gebiet des Genius. Der tüchtige Musikkenner mußte also wol frühzeitig bei seiner bevorzugten Schülerin die eigene schöpferische Größe erkannt haben, um ihr ein Beginnen zu verzeihen, ja sie sogar dazu aufzufordern, das er bei Anderen so unerbittlich streng strafte. In der That dürfte es auch ein schwer zu bestimmendes Gesetz sein, wie weit es dem ausübenden Künstler gestattet sei, in den einmal festen Rahmen eines Kunstwerkes noch dieses oder jenes an eigener Schöpfung einzuzwängen; gewiß aber ist's, daß die großen Sänger und Sängerinnen aller Zeiten sich immer dergleichen erlaubt und darin einen Ruhm und eine Ehre gesucht haben.

Jeder Musikverständige wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß kein Umstand in dem Entwickelungsgange einer großen Sängerin so wichtig ist, als der Moment, wo sie ihre Schule durchmacht, das heißt, den Grund legt zu der späteren Kunstweise, in der sie groß und bedeutend geworden. In der Biographie eines Malers würde eine große Lücke entstehen, wenn

wir nicht den Meister angeführt sähen, nach dessen Anweisung der Jünger seine jugendlichen Kräfte weckte und regelte, bei einem Tonkünstler ist dieses Bedingniß zur Vervollständigung der Schilderung seiner künstlerischen Erziehung noch unerläßlicher. Wir wollen demnach bei diesem eben berührten Zeitpunkt noch länger verweilen und uns die Gestalt des Vater Hiller und seine Methode noch lebhafter vergegenwärtigen. Aus Gerbers Tonkünstlerlexikon und aus Hillers eigenen Aufzeichnungen geht hervor, daß er 1728 in einem Dorfe der Oberlausitz als der Sohn eines armen Schulmeisters geboren wurde, daß er in großer Armuth seine Jugend verlebte, und daß er bei dem Kantor des Dorfes nothdürftig das Klavier und die Geige zu spielen erlernte. Um die Universität beziehen zu können, nahm er Schreiberdienste, und da diese ihn ebenfalls nicht förderten, bemühte er sich um ein kleines Lehreramt an der Kreuzschule zu Dresden. Damals war es, wo schon Hasse's Geist auf den jungen Mann einen gewaltigen Eindruck machte; er hörte die Kompositionen dieses Meisters in der katholischen Kirche zu Dresden. Die große Zeit der dresdener Glanzperiode zeigte noch ihre volle Herrschaft, obgleich ihr Gründer, König August der Starke, nicht mehr lebte. Der dresdener Hof war im Ruf eines schwelgerischen und alle Künste befördernden. Ganze

Schaaren von Sängern und Schauspielern befanden sich fortwährend auf der Wanderschaft nach dem Elb-Athen. Der arme Lehrer an der Kreuzschule benutzte redlich, was er seiner Stellung nach von diesen Schätzen sich aneignen durfte; er richtete seinen Körper zu Grunde und trübte seine Sehkraft, indem er die langen Winternächte durch Hasse'sche und Graunsche Opernpartituren und Kirchenmusiken sauber abschrieb. Aecht deutscher Fleiß. Als es ihm endlich gelang, die Universität zu Leipzig zu beziehen, langte er dort krank und in der schwermüthigsten Stimmung an. Zweifelnd an seinem Beruf zum Tonschöpfer und ausübenden Musiker, übte und verfolgte er mancherlei Wissensstudien, und schloß sich an Gellert, Gottsched und Jöcher an. Durch den ersten erhielt er eine Stelle als Erzieher bei einem jungen Grafen Brühl. In dem Hause der Eltern dieses Grafen in Dresden wurde viele Pflege der Musik zugewendet, und fast wider seinen Willen nahm die Muse Hillern in ihren Dienst. Er komponirte Kirchenkantaten und Lieder. Die Kränklichkeit, mit ihr die Hypochondrie nahm jedoch überhand, und müde des Lebens, ohne Hoffnung für die Kunst, sank auch er mit so vielen anderen Hoffnungslosen, die die Stürme des siebenjährigen Krieges damals hart berührten, nieder. Er gab seine Stelle auf, schlug die Pension aus, die der Graf ihm

bewilligte, und flüchtete nach Leipzig zu seinem alten Jugendfreunde. Hier wurde für ihn gesorgt: jene Winterkonzerte, von denen wir schon gesprochen, kamen zu Stande, und Hiller, endlich einmal sich ganz und völlig für die Musik entscheidend, wirkte segensreich und erntete Dank. Er ist als Komponist nie bedeutend gewesen, wohl aber als gründlicher Theoretiker und Kunstkritiker. Als solcher stand er bei seinen Zeitgenossen in größtem Ansehen, und seine Methode und Gesangschule waren schon im besten Rufe, ehe noch Gesangtalente, wie die der Mara und Corona Schröter ihm europäische Anerkennung verschafften.

Die Konzerte, die er dirigirte, waren keine frivolen Versammlungen, es waren wahre Kunstandachten. Man brachte ein gesammeltes Gemüth, eine Ehrfurcht für die großen Meister und ein feinlauschendes Ohr mit. Der Ernst, mit dem Musik geübt wurde, die Fülle der Liebe und Hingebung, die die Zuhörer mitbrachten, die Lieblichkeit, mit der die Gabe dargereicht wurde — alles dies zusammen machte, daß der ausübende und zuhörende Theil in ein Ganzes von hohem Kunstgenuß und gereinigter Kunstschöpfung verschmolz. Aeltere Leute, die sich noch auf den Nachhall jener Genüsse besinnen können, sprechen von dieser Zeit wie von einer Zeit der Weihe, der Erhebung, des Trostes. Es scheint, daß

große Drangsale große Trostquellen nöthig machen, und daß nach einer Zeit voll trüber Ereignisse die Kunst eine besonders würdige und herrliche Gestalt annimmt, daß neben der Schönheit sich allemal auch die moralische Erhebung zeigt. Die Musik und die Schauspielkunst in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geben Beweise für die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Tonkunst und Bühne erwachten zu geheiligter Blüte dicht hinter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges. Erschöpft waren die materiellen Mittel, aber reich versehen waren die Herzen: es war ein Hunger da nach Größe und Schönheit, und die Kunst kam und sättigte.

Nachdem wir Hillers Leben näher beleuchtet, ihn selbst als einen mühsam Ringenden und Strebenden hingestellt, wollen wir ihn nun auch als einen solchen zeigen, der die Früchte, wie er sie gesammelt, mit derselben prüfenden Sorgfalt und strengen Bedachtsamkeit an Hülfsbedürftige austheilt. Es ist wichtig, ihn als Gründer seiner Schule kennen zu lernen, und wir wählen aus den hinterlassenen Papieren der Mara einen Aufsatz, in welchem sie die Repetition, wie er sie fast wöchentlich, nach jedem großen Musikstücke mit ihr hielt, aufgeschrieben. Es scheint, daß Vater Hiller mit seinen Schülerinnen eine Reise nach Dresden gemacht, um der

Darstellung der Gluckschen Alceste, damals einer großen Neuigkeit, beizuwohnen. Hier die rückerinnernde Besprechung: Geschichtliches: Euripides behandelt die Fabel; es ist dieselbe aus der griechischen Heroen- und Götterwelt genommen. Alceste, Tochter des Pelias und Gemalin Admets. Ein Spruch des Orakels gibt an, daß der erkrankte Admet nicht anders zu heilen sei, als durch den Tod eines sich freiwillig ihm Opfernden. Alceste vollbringt dies Opfer. Sie stirbt, und Admet, der die Götter beschwört, ihm die Verlorene wiederzugeben, erhält sie durch Hercules zurück, der sie aus der Unterwelt wieder hinaufführt. (Bemerkung des Vater Hiller: Es ist eine ganz hübsche Moral in dem Stück, wie man sie gar wohl von einem Poeten erwarten kann, der ein Freund des Sokrates war.) Musikalisches: Durch die Symphonie wird eine große und wichtige Begebenheit angekündigt und die Theilnahme für dieselbe wach gerufen. Am Anfang erscheint ein Chor und der Herold. Der Herold hat in einem Recitativ von zwanzig Takten sechs volle Takte verkleinerter Septimen anzugeben. Der Chor der zweiten Scene «Misero Admeto! povera Alceste!» ist dem Gehör auffällig. Die verkleinerte Septime kommt häufiger in Anwendung. Das Recitativ der Alceste ist vortrefflich, ebenso die Arie «Jo non chiedo» mit dem Duett der Kinder. Die Recita-

tive sind ohne alle Begleitung: sie müssen vortrefflich deklamirt werden.

Der Marsch der Priester des Apollo —

Der Ruf des Hohenpriesters «Dilegna il nero turbine, che freme al trono intorno!» mit Fagotten, Hörnern und Posaunen im C dur Akkord. —

Des Oberpriesters Gebet für den König «A te nume del giorno, a te del cielo ornamento e splendor» — in As dur angefangen und in Es dur geendet — ist göttlich!

Der Priester kündigt die Ankunft der Königin an.

Alceste's Gebet «Nume eterno, immortal» in E dur angefangen —

Der Oberpriester «I tuoi prieghi, o Regina, i domi tuoi propizio oltre l'usato Apollo accoglie.» Dieses Recitativ nebst dem Orakel gehört zum Erhabensten im ganzen Bereiche der Musik. Mit dem Chor darauf «Che annunzio funesto!» bildet es ein Ganzes. Darauf das Recitativ der Alceste «Ombre, lawe, compagne di morte» — vortrefflich! Zum Schluß des Aktes: ein Chor des Volkes.

Den zweiten Akt eröffnet ein kurzes Vorspiel von Geigen mit einem unbegleiteten Recitativ zwischen Ismene und Alceste; darauf folgt die kurze Arie der Is-

mene und dann die herrliche Scene, wo Alceste im Walde allein sich dem Tode weiht. Das Recitativ ist vortrefflich mit der Oboe, dem Fagott und mit Schalmeien begleitet, ganz neu, und meisterhaft zur Deklamation. In nächtlicher Stille tönt das «che chiedi Alceste?» schauerlich. Es herrscht der Akkord der verkleinerten Septime vor.

Die Arie der Alceste und hierauf der Chor der unterirdischen Gottheiten «E vuvi morire o misera!» mit Geigen und Posaunen und Hörnern in Oktaven. Hierin liegt ein großer Zug von Glucks Genie. Die Melodie besteht aus einem Tone, und macht den Baß ganz neu und fruchtbar in seiner Wirkung.

Alceste fährt in einem vortrefflich begleiteten Recitative fort; die verkleinerte Septime wird wieder vorherrschend. Der Chor der Dämonen unterbricht sie.

Die Baßarie «Dunque vieni» des unterirdischen Gottes, in Begleitung von Oboen, Hörnern, Fagotten und Posaunen macht einen herrlichen Kontrast mit der schönen Weiblichkeit. Das Recitativ darauf ist schön, und die Arie «Non vi turbate, no, pietose Dei» gehört unter Glucks Meisterwerke: die Melodie originell und ein Kleinod deutscher Musik — — u. s. w.

Wir beabsichtigen nicht, diesen Aufsatz in seiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben, indem er doch nur

für Musikkenner in nächster Beziehung Bedeutung erhalten dürfte, wir haben ihn nur auszugsweise gegeben, um die strenge und geregelte Lehrmethode Hillers durch ein Beispiel zu erörtern. Auf diese selbe Weise ging er mit seinen Schülerinnen die bedeutendsten Musikschöpfungen der ernsteren Art durch, so Oratorien und Messen. Bei den letzteren ging er noch ausführlicher ins Detail der musikalischen Kritik, und ließ, weil er seiner eigenen Autorität nicht unbedingt wollte vertraut sehen, auch aus Büchern dahin bezügliche Stellen von den jungen Mädchen abschreiben. Auf diese Weise sammelte Elisabeth einen großen Schatz werthvoller Manuskripte, die sie häufig, besonders in den Tagen ihres Alters, wieder durchlas und den Freunden daraus mittheilte. Diese kleine vorliegende Skizze kann ihrem Zwecke nach, keine genügende Darstellung für den Musiker von Fach sein, soll eine solche noch zusammengestellt werden, so wird sich passendes Material in Menge finden; denn obgleich bei dem Brande ihres Hauses in Moskau die Künstlerin unter anderm mannigfachem Eigenthum auch eine große Anzahl ihrer musikalisch-kritischen Aufzeichnungen verlor, so hat sich doch noch Vieles und Werthvolles erhalten.

Wir gehen jetzt zum Verfolg der Darstellung ihrer äußeren Schicksale über. Während Hiller darauf drang

und die Sängerin selbst sich bereits entschieden hatte, ihre ganze Thätigkeit der Konzertmusik zu widmen, fehlte es doch nicht an Veranlassungen, die Bühne zu betreten. Nicht immer konnte die bescheidene und ihrer äußeren Unschönheit bewußte Elisabeth diesen Aufforderungen entgehen; so war es ihr zum Beispiel unmöglich, eine abschlägliche Antwort einem Rufe des Direktors der kurfürstlichen Hofbühne zu Dresden zu geben. Die verwittwete Kurfürstin Marie Antonie hatte von ihr gehört und wünschte sie persönlich kennen zu lernen. Eine große Hasse'sche Oper wurde einstudiert, und die Titelrolle der schüchternen Elisabeth übergeben. Zum ersten Male sollte sie nun in Gold und Perlen geschmückt, mit Purpur angethan, als eine Königin aus den Couliſſen hervorrauschen. Vater Hiller war unbeschreiblich besorgt um sein Pflegkind. Wie wird es gehen — wie wird es gehen! rief er einmal ums andere; du kannst ja keine Königin vorstellen, Kind, du kannst's nicht! — Elisabeth widersprach nicht, sie ließ geschehen, was sie nicht hindern konnte. Als sie in Dresden ankam und dort ihr Bekenntniß ablegte, daß sie noch nie die Bretter betreten, ging man nach damaliger Weise roh und befehlend mit ihr zu Werke; man ließ sie Proben machen, sie mußte gehen, sitzen, aufstehen, die Hände bewegen, den Kopf zurückwerfen — alles wie man glaubte, daß

eine Königin es thäte. Elisabeth ließ sich alles gefallen. Am Abend selbst, erzählt sie, hielt ich „mein Fratz'" geduldig hin und ließ darauf auftragen Schminke, roth, weiß, fingerdick. Die anderen Komödiantinnen schminkten sich selbst, ich dachte nicht daran, dies Recht in Anspruch zu nehmen, ich war froh, daß andere Hände so gütig waren, sich für mich zu bemühen. Als meine Wangen hübsch ziegelroth übertüncht waren, fragte mich der Perückenmeister, ob ich auch ein Schönpflästerchen aufgeklebt haben wolle. Meinetwegen, rief ich, auf die Nasenspitze, wenn es sein muß. Alle, die in dem Zimmer waren, lachten, und der Direktor, der durch die Thürspalte hineinsah, lachte mit und rief: Ist die Leipzigerin noch nicht fertig? Sie soll in den kleinen Vorsaal treten, die Frau Kurfürstin will sie sich erst ansehen, ehe sie auf die Bühne kommt. Alles fuhr auf diese Rede auseinander. Der Perückenmacher warf noch schnell eine große Kanonenlocke mir ans linke Ohr, die mit ihrem Mehl und Kleister hart mir an die Wange schlug, fast wie eine Maulschelle, und ich nahm meinen Purpurmantel sammt Schleppe untern Arm und folgte dem Herrn Direktor durch viele dunkle Gänge in ein kleines, mit rothem Sammet ausgeschlagenes Kabinetchen. Da stand die Frau Kurfürstin an der Thür ihrer Loge, und über ihre Schulter herüber sahen ein paar

neugierige, blutjunge Hofdamen und kicherten, als sie mich in meinem Glanze so stehen sahen, wie eine Puppe unterm Weihnachtsbaum. Ich hielt meine Arme, die ich nicht zeigen wollte, weil sie roth angelaufen waren, mit dem Szepter auf dem Rücken. Was hat Sie da? rief die gnädige Dame, was verbirgt Sie da hinterm Rücken? — Ew. kurfürstliche Gnaden entschuldigen, rief ich, es ist das Szepter. Nun kam ich damit hervor und berührte sehr ungeschickt damit fast die Nase des dicht neben mir stehenden Direktors, der entsetzt zurückfuhr. Das Szepter gehört nicht dahin, sagte die Frau Kurfürstin mit einem ganz eigenen Tone; Sie muß es vor sich hintragen, und am besten, Sie legt's ganz bei Seite, denn es ist nicht nöthig, daß eine Königin immer mit dem Szepter in der Hand erscheint. Ich hörte diese Verbesserung mit einem unterwürfigen Lächeln an, und entfernte mich schnell, als man mir die Erlaubniß gab, zu gehen. Wie ich nun endlich auf die Bühne gelangte? — ich weiß es selbst nicht. Ich glaube, man stieß mich mit guter Manier hinaus, und als ich einmal vor den Lampen stand, da strichen die Instrumente gleich darauf los, und ich mußte mit meinem Recitative einfallen, da hatte ich keine Zeit, an irgend etwas anderes als an die Musik zu denken. So wie ich sang, war ich geborgen. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, und der Teufel

der Blödigkeit verließ mich zur Stelle. Ich dachte nicht mehr an den Szepter, den ich auf den Tisch hingelegt hatte, nicht an meine Perrücke, auf deren oberster Spitze die güldene Krone saß, nicht mehr an meinen ungeheuren Reifrock und meine rothsammtene Schleppe — ich sang eben, und that nichts als singen. Es ging gut, wenigstens riefen die Leute, jenseits der Lichter, lauten Beifall. Ich bleibe aber dabei, daß ich glaube, die Königin Semiramis hat im Leben ganz anders ausgesehen, gesprochen und Mienen gemacht, als ich es that, ihr elendes Abbild. In den Scenen, wo ich von meinem todten Gemahl zu sprechen hatte, dem in Gott ruhenden Ninus, sollte ich ein schmerzvolles Gesicht ziehen und einen entsprechenden Gestus machen, doch in dem Augenblick fühlte ich, daß die verwünschte Krone auf meiner Perrücke zu wackeln anfing und sah den Perückenmeister, wie er vor Furcht, ich möchte das Kleinod verlieren, gleich einer Elster hinter der Coulisse umhersprang und mir Zeichen machte. Da fehlte denn wenig, daß ich in Lachen ausgebrochen wäre, ich hielt mich aber mit großer Gewalt, rückte so wenig als möglich mit dem Kopfe — durch das mir anbefohlene Zurückwerfen desselben war ja das ganze Unglück entstanden — und so ging ich denn, ohne daß mir etwas passirt wäre, mit meinen sechs Priestern in den Tempel, nachdem ich noch meine

schwierige Arie in F dur zur allgemeinen Zufriedenheit gesungen hatte."

Der erste Versuch, die Bühne zu betreten, machte jedoch — obgleich er nicht nach der obigen Schilderung, mit der sie oft und gern ihre Freunde unterhielt — ein mißglückter zu nennen war, sie nicht lüstern, ihn zu wiederholen. Der große Ruhm, den ihre Zeitgenossinnen, die Todi und Gabrieli, gerade als dramatische Gesangkünstlerinnen einernteten, ließ sie verzweifeln, jemals die Palme diesen glänzenden Genieen auf der Bretterwelt streitig machen zu können. Vater Hiller blieb bei seiner Behauptung, daß der Konzertsaal der ihr bestimmte Schauplatz der Wirksamkeit sei, und sie stimmte ihm bei.

Jetzt kommen wir zu der Periode ihres Lebens, die der Beginn dieses Aufsatzes berührt, zu ihrer Bekanntschaft mit dem Helden des Jahrhunderts, mit Friedrich dem Großen. Es ist dies ohne Zweifel die Periode ihres Glanzes, wenn auch nicht die genußreichste und angenehmste Zeit ihres Lebens. Denn welches Talent auch mit Friedrich zusammenkam, es konnte darauf rechnen, Bedeutsamkeit und Ruhm zu ernten, nicht aber Freude und Genuß; denn die große Heldenpersönlichkeit des Königs, sein gewaltsames Anordnen und Ueberwachen jeder fremden Persönlichkeit, das oft empörend Willkürliche in seinem Umgang mit den Geistern machte,

daß diese ihm zwar dienten, aber nicht mit Liebe, nicht mit Ruhm, nicht mit jener friedlichen und liebevollen Hingebung, die die Macht mit dem Genie dauernd verbindet, indem es beide mit einander versöhnt. Denn das Genie ist ein König, die Macht ist ein König — um diese beiden Herrscher zum Besten der Welt in Eintracht und gemeinsamer, wohlthätiger Wirksamkeit zu erhalten, gehört, daß die Humanität den Bund einsegnet. Friedrich war aber nicht human; er wußte nur anzuerkennen, nicht zu lieben, nicht zu bewundern, und machte dem Genie nie Zugeständnisse, die dieses berechtigt hätten, neben seinem Thron auch einen Thron für sich einzunehmen. Darum das beleidigende, kalte Zurücktreten der zeitgenossischen großen Geister, darum Voltaire's Bosheit, darum d'Alemberts scheues Zurückhalten, die Furcht der Mara. Alle waren froh, wenn sie das Parket des kleinen Saals zu Sanssouci nicht mehr zu betreten brauchten, wenn sie das Rollen des bekannten Lehnsessels in der Kaminecke nicht mehr hörten, und den trocknen, ungeduldigen Husten — obgleich sie, einmal aus Potsdam entfernt, doch immer wieder Heimweh fühlten, dahin zurückzukommen, denn es herrschte dort der Große, der Gewaltige, der sie zwar drückte und tyrannisirte, aber doch dabei, unter allen Machthabern und Königen, der einzige war, der sie verstand und anerkannte.

Elisabeth hatte reichlich ihr Theil zu tragen an diesem Mangel Friedrichs an Humanität; sie sah in ihm, in der letzten Zeit besonders, nur den Zwingherrn, nie mehr den Bewunderer und Beförderer. Sie verlebte am preußischen Hofe äußerst kummervolle Tage, trotz des Glanzes, der sie umgab, und trotz der für damals enormen Gage von achttausend Thaler und mehr, die sie bezog.

Friedrich der Große hatte längst aufgehört, Flöte zu blasen; er hatte einen Kampfplatz, auf dem er nicht, wie auf dem andern, immer Sieger war, verlassen, und Musik und Musiker interessirten ihn nur noch wenig. Da sprach man ihm von der deutschen jungen Sängerin; er gab Befehl, daß man sie ihm vorführe. Es geschah. Jener berühmte kleine Konzertsaal im Palais zu Sanssouci, in dessen Räumen, die mit den Bildsäulen Apolls und der Musen geziert waren, die einst so sehr bewunderten Flötenkonzerte stattgefunden hatten, an demselben Klavier, an welchem die schöne Aebtissin von Quedlinburg, die von ihrem königlichen Bruder so arg tyrannisirte Prinzessin Amelie, die kunstfertigen Sonaten Benda's vorgetragen hatte, in der Nähe desselben Notenpultes, an dem der Erbprinz von Strelitz immer wieder dieselben Fehler in Takt und Melodie beging, und dadurch die Zornblicke Friedrichs und das heimliche

Lachen der Hofdamen sich zuzog, stand nun die junge Elisabeth Schmähling, bereit, irgend ein Gesangstück, das der König auswählen würde, vorzutragen. Sie stand da, unbefangen und ruhig; der König lag im Lehnsessel, zusammengekrümmt und übler Laune, die durchdringenden Blicke auf die neue Erscheinung gerichtet. Auf seinen Wink wurde sie näher zu ihm herangeführt und er fragte mit hohlem Tone: „Sie will mir was vorsingen?“ — „Wenn Ew. Majestät befehlen.“ — „Na, so sing' Sie!“ — Es wurde etwas ausgewählt, und als zur Zufriedenheit des Königs die Piece beendet war, suchte er unter einem Stoß Noten ein Blatt hervor, das eine schwierige Bravourarie enthielt, von Grauns Komposition, die, wie er wol wußte, der Sängerin völlig neu war. „Kann Sie mir das vom Blatt weg singen?“ fragte er wieder. Elisabeth that einen flüchtigen Blick in die Noten, und antwortete dann mit großer Zuversicht: „Ja.“ — „So sing' Sie!“ erscholl es wieder. Sie löste auch diese Aufgabe zu völliger Zufriedenheit des erlauchten Zuhörers. „Ja, Sie kann singen!“ rief er, und hiermit war Elisabeths Schicksal entschieden. Es wurde ihr der Antrag gemacht, in die Dienste des Königs überzutreten, sie nahm ihn an und erhielt ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern auf Lebenszeit zugesichert. Ihr einziger Wunsch, den sie bei Abschluß

dieser Verbindlichkeiten zu äußern wagte, war, daß ihr vergönnt sei, eine Reise nach Italien zu machen, um sich dort in ihrer Kunst zu vervollkommnen, allein sie erhielt den trocknen Bescheid: „Sie soll hier bleiben, dort wird Sie jetzt auch nichts mehr lernen.“ Diese Verweigerung eines, wie es der Künstlerin schien, so gerechten Wunsches legte das erste Mißtrauen und die erste Bitterkeit in ihren Charakter, dem Könige gegenüber. Es war nur ein Wölkchen, das am Horizont aufstieg, aber sie ahnte, daß aus diesem sich ein Sturm für ihre künftigen Tage entwickeln werde. Und so war es auch.

Die Freunde riefen ihr von allen Seiten Glückwünsche zu; man sagte ihr, daß ihre Zukunft nun gesichert sei, daß sie in einer ehrenvollen und einträglichen Stellung sich befinde, und daß sie für die Vortheile, deren sie genieße, im Ganzen wenig zu leisten habe und genug Zeit übrig behalte, um an ihrer Ausbildung fördernd zu arbeiten. Elisabeth erkannte im Ganzen die Wahrheit dieser Aussprüche an, sie konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Zunichtewerden ihrer liebsten Hoffnungen, nämlich jener Reisen, mit Ruhe zu ertragen. Sie schrieb an ihre Freunde in Leipzig: „Berlin ist eine schöne Stadt, allein es scheint, als wenn sie von lauter Tambouren bewohnt würde, so hört man vom Morgen früh bis Abends spät nichts als Trommelschlag

in den Straßen. Von den Gesellschaften wähle ich nur solche aus, wo man mich nicht zu singen zwingt, denn da ich meine Stimme dem König von Preußen verkauft habe, ist sie nicht mehr mein, und ich kann über sie nicht schalten, wie ich wol möchte. Nach Potsdam werde ich alle vierzehn Tage einmal, auch wol zweimal hinbeordert, wo ich denn im kleinen Konzertsaal gemeiniglich Graunsche Musik, von der der König ein großer Liebhaber ist, vortragen muß. Hier und da werde ich auch in das Palais der Prinzessin gerufen, Schwester des Königs, aber noch nicht ist mir die Ehre zu Theil geworden, vor der Königin zu singen. Ich erhalte viel Zettel und Briefe von hiesigen Dichtern und Schriftstellern, französisch und deutsch, gestern bekam ich auch ein Schreiben von dem Herrn Kanonikus Gleim in Halberstadt, das in einem gar kindischen und verliebten Stylum abgefaßt ist und mich bedünket, eines Mannes, der einen geistlichen Titel führt, gar unwerth. Auch Heirathsanträge bekomme ich, kürzlich sogar von einem alten Generalen, der sieben Kugeln im Leibe hat, die ihm nach und nach, wahrscheinlich im Verlauf unserer Ehe, sollen herausgeschnitten werden; ich habe gedankt, und die anderen Briefe werfe ich ins Feuer. Es sollte mir just fehlen, daß ich noch heirathe, damit ich dann noch einen zweiten Willen eines Mannes über mich zu

erkennen habe. Ich armes Ding, das schon gar zu sehr in Knechtschaft gerathen ist! Mein Verdruß ist, daß ich bisweilen mit den Herren Porporino, Neri und Concialini singen muß, die alle drei in einer mir widerstrebenden Manier ihr Wesen treiben, und mich zwingen, Adagio zu singen, was ich nicht mag. — —"

Das Wohlwollen und die Gunst, die der König ihr zuwandte, steigerte sich bald so sehr, daß ihr Gehalt um das Doppelte erhöht wurde. Die Freunde waren wieder über diese neue Gunstbezeugung außer sich. Als diese Nachricht sich verbreitet hatte und sie darauf öffentlich erschien, gab ihr das berliner Publikum laut Beweise seiner frohen Theilnahme. Elisabeth war dafür nicht unempfänglich, und Berlin fing an, ihr schon besser zu gefallen. Sie änderte ihre Wohnung und zog aus der geräuschvollen Königsstadt in die ruhige Behrenstraße, wo sie das Haus des Künstlers Chodowiecky nahe hatte, das sie öfters besuchte. Hier versammelte sich ein gemüthvoller Freundekreis in bürgerlich gesicherter Wohlhabigkeit und künstlerischer Weihe. Hier trat oft in der Dämmerstunde, wenn der fleißige Künstler seinen Grabstichel niedergelegt hatte, Elisabeth ein wie ein freundlicher Hausgeist, und ließ ihre wundervolle Zauberstimme erschallen, indem sie die einfachen Gesänge ihres väterlichen Freundes und Meisters, die Lieder Hil-

lers, voll Tiefe und Innigkeit vortrug. Rammler, der von diesen Besuchen gehört hatte, suchte sie zu gleichem Zwecke in sein Haus zu locken, und schickte ihr eine in saphischem Versmaaß gedichtete Ode, allein Elisabeth, die den Mann nicht mochte und sein Gedicht nicht verstand, ging nicht hin, und so blieb sie diesem Kreise fremd. Lessing erinnerte sie sich nicht gesehen zu haben; Goethe jedoch lernte sie in Leipzig kennen, wo er mit dem Herzog von Weimar hingekommen war. Er besang sie zu ihrem Geburtstage, und diese Verse bewahrte sie wie ein Heiligthum sorgsam auf. Die Jahre 1772 und 1773 hätten als sehr glückliche im Leben unserer Künstlerin bezeichnet werden können, weil ihre äußeren Verhältnisse sich gerade in diesem Zeitpunkte am günstigsten gestalteten, wenn nicht ein Leiden besonderer Art die Arme heimgesucht hätte: dieses Leiden war „Liebe und Hochzeit." In der That, was Anderen ein Sonnenstral im Leben, war der unglücklichen Elisabeth eine Verfinsterung, ein trübes und jammervolles Elend. Sie lernte den Violoncellisten Mara kennen, der bei der Hofkapelle des Prinzen Heinrich von Preußen angestellt war, und diesem gelang es, die bisher so spröde — auch nicht mehr so ganz junge — Künstlerin „in Liebe zu entzünden." Gleim schrieb an Jacobi: „Die Schmähling heirathet — und, o ihr Götter, sie heirathet nicht meinen

Jacobi, nein, Amor leitet die Strauchelnde und Irrende in einen Busch, aus dem wüstes Tönen hervorschallt, und in dessen Schatten ein Faun halb trunken und von allen Grazien und Musen geflohen, rohe Gesänge stammelt. Unsere Schmähling heirathet einen Trunkenbold. Friedrichs Sängerin heirathet einen Trunkenbold. Als ich diese Nachricht erhielt, ging ich vor Apolls Büste und weinte, weinte glühende Thränen, und bat den Gott im Namen der Charitinnen, seiner liebsten Priesterin diese Sünde zu verzeihen."

Das schlimme Zeugniß, das hier der Kanonikus dem Musiker ausstellt, scheint in seiner vollen Bedeutung auf den Getadelten Anwendung gefunden zu haben, wenigstens war ganz Berlin, der König an der Spitze, entrüstet, als man den unklugen Schritt des gefeierten Lieblings vernahm. Sie erhielt anonyme Briefe, in welchen man ihr die vielfachen Schwächen und Untugenden ihres Erkorenen auf das genaueste schilderte, in welchen man ihr die früheren Liebschaften des Wankelmüthigen mittheilte, allein Elisabeth, einmal besiegt von der gewinnenden Macht des jungen Musikers, gab allen wohlmeinenden Rathschlägen kein Gehör. Mara selbst scheint sein Möglichstes gethan zu haben, um immer wieder die schlimmen Einwirkungen fremder Rathschläge durch sein Schmeicheln und seine lockende Rede zu ent-

kräften. An ihrem vierundzwanzigsten Geburtstage, im Jahre 1773, kam sie beim König mit ihrem Heiraths-gesuch ein. Friedrich antwortete übellaunig: „Sie ist eine Närrin, und soll zur Raison gebracht werden. Mag Sie aus dem Kerl machen was Ihr beliebt, nur nicht Ihren Ehemann." — Nach einer kleinen Frist ward die Bitte wiederholt. Neuer Zorn des Königs, aufs Neue abschlägliche Antwort. Ein halbes Jahr verging, und die Bitte kam zum dritten Male. Nun gewährte der König, aber in den ungnädigsten Ausdrücken und eben so beleidigend für die Braut, wie für den Bräutigam.

Wenn wir diesen Liebesbund betrachten, so sehen wir wieder den Erfahrungssatz bestätigt, daß ausgezeich-nete Frauen durchaus nicht, wie man glauben sollte, sich zu einem solchen Bunde wieder ausgezeichnete Männer auswählen, sie nehmen im Gegentheil oft den Unbedeu-tendsten, noch öfter den Rohesten, nicht selten sogar mit Absicht den Verworfensten seines Geschlechts. Es ist dies ein Geheimniß in der Geschichte der Verbindungen; für den Psychologen von dem eigenthümlichsten Reize. Wir fürchten, die Basis dieses Geheimnisses zu niedrig anzugeben, wenn wir sie in dem Stolze finden, den eine Frau fühlt, ihre eigene Natur so erhaben gestellt zu sehen, daß sie des Bundes mit dem geistig ebenbürtigen Manne nicht bedarf, wir wollen sie lieber in der Liebe-

bedürftigkeit des Weibes überhaupt suchen, die nicht die frostige Größe ohne die warmblütige zärtliche Erniedrigung dulden mag. Sie will erniedrigt, sie will gedemüthigt sein, sie kann und will es nicht ertragen, überall zu siegen, und sie duldet willig dicht neben den Krönungsfesten des Geistes die Geißelungen des Herzens. Es ist dies die Nemesis, die neben der weiblichen Größe steht, sowie die Selbstsucht als eine eben so gefährliche Feindin der männlichen Größe zur Begleiterin gegeben ist. Wir sehen von Sapho an alle Sängerinnen und Dichterinnen den Weg dieser unwürdigen Liebe gehen: es ist beschämend für das Geschlecht, Namen zu nennen, aber blättern wir in den Biographieen berühmter Frauen, so finden wir immer dies kleine, kurze, ärgerliche Kapitel ihrer Niederlage neben dem langen, pomphaften Abschnitte ihrer Siege und Triumphe. Und merkwürdig ist es, daß gerade jenes kleine Kapitel, nicht von den Männern, denn dies wäre in der Ordnung, sondern gerade von den Frauen mit großem Interesse gelesen wird. Man sollte denken, dies könne unmöglich der Fall sein, die Frauen müßten sich sträuben, die Bekenntnisse der Schwäche bei einer Großen und Größten ihres Geschlechts zu lesen, allein sie betrachten mit heimlichem Gerechtigkeitsgefühl dieses kleine ärgerliche Zeichen auf dem Schild der kämpfenden Amazone als ein Merkmal,

daß dies Heraustreten aus der zugewiesenen Schranke sich immer irgendwie bestrafe.

Die Ehe Elisabeths ließ sich gleich sehr übel an. Mara setzte sich in Besitz ihrer Geldmittel, die bei der sparsamen Sängerin sich angehäuft hatten, und verschwendete maaßlos. Nicht allein, daß er kostbare Feste gab, die nicht selten mit einer Schlägerei des Gastgebers mit seinen Gästen endeten, er warf auch Summen im Spiel hin und unterhielt, ohne daß seine ihm sklavisch ergebene Frau etwas ahnete, eine Tänzerin, die er aus dem Ballet entfernt hatte. Durch ihn wurde Elisabeth mit den Jämmerlichkeiten, den Intriguen und Kabalen der Theaterwelt bekannt, er übernahm es, das edle Geschöpf in eine Sphäre einzuweihen, in der er sich von frühester Jugend an bewegt hatte. Er hatte als ein Vagabond die Bretter betreten, und als Vagabond lebte er auf ihnen. Elisabeth wurde jetzt in die Streitigkeiten der einzelnen Orchester mit dem Theaterpersonal verwickelt, und mußte die Zänkereien und Klägereien mitanhören, die die Mitglieder der königlichen Kapelle denen der prinzlichen bereiteten. Welch eine tumultuarische Ehe! Sie suchte unablässig Streitigkeiten zu schlichten, ausbrechende Kämpfe gefahrlos abzuleiten, es gelang zuweilen, nicht immer. Kam sie dann erschöpft nach Hause, so wartete der Wagen auf sie, um sie nach Potsdam zu

bringen; sie warf sich übereilt in festliche Kleider, sang zerstreut, befriedigte weder sich noch Andere, und zitterte, die Schwelle ihres eigenen Hauses wieder zu betreten, weil sie oft auf derselben einen schlafenden Wüstling, ihren Mann, ausgestreckt liegen fand. Die Scenen, die sich hier bereiteten, waren rührend. In tiefer Mitternacht, noch bekleidet mit dem schwerstoffenen, gelbseidenen Reifrocke, wie sie aus den königlichen Gemächern kam, hob sie mit Hülfe des Kutschers, dessen Verschwiegenheit sie erkaufte, den schlummernden Mara vom Boden, und trug ihn die ziemlich hohe Treppe mit großer Anstrengung hinan, bis in ihre Gemächer, wo sie ihn auf ein Sopha niederlegte. Alles dies in verschwiegener Stille, damit Niemand das Märtyrerthum ihrer Ehe gewahre. Im Theater erschreckte er sie durch sein lautes Applaudiren, und dieses unziemende Betragen hatte schon die tadelnde Aufmerksamkeit des Königs erreicht. Sie sang oft minder gut, als sie pflegte, nur um das Klatschen und Klopfen des Mannes, der irgendwo in einer versteckten Loge ihr Spiel beobachtete, zu verhindern. Bei diesen fortgesetzten Spannungen und Aufregungen litt ihre Gesundheit. Mara wüthete, denn weit entfernt, sich selbst als den Grund dieses Gemüthsleidens anzusehen, schob er die Schuld auf den König, auf das Publikum, auf die rivalisirenden Sänger und

Sängerinnen. Wenn jedoch, müde dieser selbstgeschaffenen Täuschungen, Elisabeth ihm merken ließ, daß er und Niemand anders an ihrem Unwohlsein schuld sei, so konnte er, diese gefährliche Gabe besaß er, eine vollständige Komödie vor ihr aufspielen. Er zerfloß in Thränen, er machte ihr die zärtlichsten und betäubendsten Vorwürfe, er rief ihr ins Gedächtniß, daß bei ihrem neulichen Gesange in der Kirche er es gewesen war, der bei dem himmlischen Solo, das von ihren Lippen getönt, ohnmächtig aus der Menge getragen worden, daß sie ihn durch ihre Stimme zu einem andern Menschen gemacht, zu einem bekehrten und reumüthigen Sünder, den die Fülle seiner Thorheiten und Gebrechen in das tiefste Elend versenkt. Elisabeth glaubte ihm; sie nahm ihre Anklage schnell zurück und tröstete nun ihrerseits den Heuchler. Nach einer solchen Scene griff Mara dann doppelt tief in die Geldkassette und entfloh lachend mit einer Geldrolle. Er war so leichtsinnig, daß er im Hause nebenbei den versammelten Freunden die eben durchgespielten Auftritte mit seiner Frau wiederholte, und spottend die zärtlichen Klagen und das Mimenspiel der armen Sängerin nachahmte.

Die Willfährigkeit seiner Frau verleitete Mara, immer größere Opfer von ihr zu verlangen; so drang er denn auch endlich in sie, Berlin zu verlassen, weil er

ihr vorstellte, daß sie überall anderswo reichere Ernten halten könnten. Dies war eine Ansicht, in der Elisabeth mit ihm völlig einer Meinung war. Schon vor ihrer Heirath hatte sie daran gedacht, Preußen zu verlassen; die fortgesetzten beleidigenden Weigerungen des Königs, ihrem Heirathsgesuch zu willfahren, hatten den Plan noch mehr zur Reife gebracht, jetzt endlich, da Hof und Publikum, wegen ihrer Ehe und deren ärgerlichen Folgen, kälter gegen sie gestimmt wurden, kam das Verlangen, ihre Verbindungen zu lösen, so lebhaft und dringend in ihre Seele, daß es Mara's Vorstellungen und Bitten nicht einmal bedurft hätte, um sie zur Realisirung dieser heimlich gehegten Wünsche zu bewegen. Es wurde nun sofort ein Gesuch an den König aufgesetzt, in welchem das Paar um Urlaub zu einer Künstlerreise bat. Der König schrieb an den Rand der Bittschrift: „Er kann gehen, Sie aber soll bleiben!" Damit war nun freilich nichts gewonnen. Natürlich weigerte er sich, ohne sie zu gehen; der König seinerseits erreichte seinen Zweck, die Ehe mit guter Art zu trennen, auch nicht: die Sache blieb beim Alten. Elisabeth war äußerst verstimmt; Mara wüthete auf eine brutale Weise. Um das Paar vollends in die übelste Laune zu versetzen, kamen gerade jetzt aus London heimlich Anträge, in denen ihr für drei Konzerte sechzehnhundert

Thaler garantirt wurden, nebst Reisegeld von zweihundert Thalern. Jetzt bestand Mara darauf, daß sie um ihren Abschied einkommen sollte; die schüchterne Elisabeth hatte schon fast keinen eigenen Willen mehr; sie that was von ihr gefordert wurde. Vergebens; der König verweigerte den Abschied. Im Hause selbst häufte sich Kummer auf Kummer. Elisabeth, der der Arzt schon eine sehr schwere Zeit vorhergesagt hatte, litt unsägliche Schmerzen im Kindbett und kam mit einem todten Kinde nieder. Sie äußerte gegen einen Freund: Ich bin nicht geschaffen, wie andere Frauen in der Liebe und Ehe glücklich zu sein; ich hätte nie heirathen sollen. Der König ließ ihr bei Gelegenheit der Nachricht von ihrer Krankheit und ihrem Mißgeschick ein kleines Geschenk überreichen; Mara hatte die Dreistigkeit, es zurückzuschicken, doch erfuhr der König nichts von dieser Ungezogenheit, er würde sie sonst schwer geahndet haben, da der Mann ihm verhaßt war, und er, wie die Folge zeigen wird, gern die Gelegenheit ergriff, ihn zu strafen, wenn er die Frau nicht strafen wollte oder konnte.

Als Elisabeth von ihrem Krankenlager erstand, bat sie um die Erlaubniß, die böhmischen Bäder benutzen zu dürfen; der König ließ ihr sagen, daß das einheimische Bad Freyenwalde die nämlichen Dienste leisten werde. Man sah deutlich aus dieser Antwort, daß

er sie nicht über die Grenze lassen wolle, weil er fürchtete, sie dann nicht wiederzubekommen. Auch die nochmalige Bitte, nach Italien reisen zu dürfen, wurde zwar zugestanden, doch jetzt wieder mit der Bedingung, daß sie reisen könne und er solle bleiben. So blieben nun beide wieder. Wer mag unter diesen Verhältnissen es unserer Sängerin verargen, daß ihr zuletzt die frohe Laune, die Zuversicht auf Glück und Freude schwand, und sie in die äußerste, peinvollste Stimmung versank? Sie befand sich in einem Zustande, der wahrhaft beklagenswerth war; sie sprach es öfters aus: es könne so nicht bleiben, sie müsse untergehen. Sie könne nicht ertragen, daß der König ihr zürne, daß das Publikum gegen sie erkalte. Mara trug nur immer Oel in die Flamme. Er erhob überall ein lautes Klagen, ein zänkisches Lärmen, er behauptete, man tyrannisire seine Frau, man bringe sie um. Er schrieb in öffentliche Blätter anonym die lächerlichsten und übertriebensten Anschuldigungen gegen Hof und Stadt.

In diese Periode fällt nun der beim Beginn dieser Schilderung angeführte Theaterabend und dessen böswillige Besprechung in den französischen Journalen. Der Großfürst Paul von Rußland, der Bewunderer von Friedrichs Heldengröße, war nach Berlin gekommen, und zu den Festlichkeiten, die man für ihn in Bereitschaft

hielt, gehörte auch eine große Oper, die Armide von Jomelli, in der die Mara die Titelrolle, mithin eine sehr anstrengende Partie zu singen hatte. Am Morgen des Tages der Darstellung meldete sie sich krank. Der König sendete in ihre Wohnung und ließ ihr sagen, daß er wünschte, sie möchte gesund sein. Sie ließ erwiedern, sie sei in Wahrheit und ernstlich krank. Ganz Berlin war in Aufregung, wie es mit der Armida bleiben werde. Es bereitete sich, allem Anschein nach, ein großer Kampf vor, den der König mit seiner ersten Sängerin halten sollte; würde er auch hier Sieger sein? Eine unruhige Menge umgab das Haus der Mara, man lief hin und her, es war ein wichtiger Tag, ein Theaterskandal des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hof verhielt sich ruhig; es wurde kein anderes Fest für den Abend angesagt, der König hatte den Gesang der Mara anbefohlen, wer hätte wol gewagt, zu zweifeln, ob sie auch singen werde. Mittlerweile kamen die Abendstunden heran. Der Direktor der großen Oper warf sich in volles Hofkostüm und langte im Vorsaal des Palastes an, mit der Meldung, daß die Mara noch immer krank sei und zwar darauf beharre, krank zu bleiben. Sie liege im Bett, sie wolle nicht aufstehen, man hätte schon vergebens alle Mittel angewendet, Bitten, Vorstellungen, Drohungen. Der König ertheilte einen ge-

messenen Befehl, und eine halbe Stunde darauf hielt ein Wagen vor dem Hause der Sängerin, von acht Dragonern umgeben, und der Offizier hatte die Ordre, die Erkrankte, und wenn es nicht anders sein sollte, mit dem Bette aufs Theater zu bringen. In der Beschreibung dieses denkwürdigen Abends war die Matrone in ihren späteren Jahren sehr redselig. „Ich stand auf, erzählte sie einem Freundekreise in Reval, ich schmückte mich, aber der Himmel weiß, welche Zorn- und Rachegedanken damals mein Herz erfüllten. Ich hätte diesem Könige, der mich bis aufs Blut peinigte, in diesem Moment, wo ich aufs grausamste seine tyrannische Willkür empfand, kaltblütig den Dolch, den ich als Armide in meinen Gürtel steckte, in die Brust bohren können. Ich zitterte, ich bebte, als ich meine goldgestickten Gewänder umwarf und ein Diadem durch meine Locken wand, das, als höhnendes Zeichen meiner Unmacht, wie geschmolzen Blei auf meine Stirn preßte, und meinen armen, von einem tobenden Kopfschmerz gepeinigten Schädel zu zerdrücken drohte. Ja, rief ich bei mir, indem ich meine Zähne zusammenbiß und meinen fiebernden Pulsen Ruhe gebot, ich will singen, aber ich will singen, wie Jemand singt, den man dazu mit der Peitsche treibt. Ich will singen, aber weit entfernt, daß meine Stimme sein Ohr kitzle, soll sie ihn erschrecken,

und er soll in ihr den empörenden Vorwurf hören, den ich in Worte ihm gegenüber nicht zu kleiden wagen darf. Ich haßte in diesem Augenblick den König; ich haßte ihn tief und unaussprechbar. Er war in meinem Augen offenkundig der Barbar, der er gleich anfangs und immer war, den nur erkauftes Lob vor dem verblendeten Europa lügnerisch aufgeschminkt hatte, er war der Dämon meines Lebens, der jeden Wunsch meiner Seele mir versagt, der mir tausend und aber tausend Stunden des bittersten Kummers hohnlachend bereitet hatte. Ich bebte vor Wuth."

„In dieser Stimmung fuhr ich ins Opernhaus. Das Volk lief zusammen, als es meine Leibwache von Dragonern sah und mein weinend Antlitz hinter den Scheiben des Kutschenfensters gewahrte. Einige machten einen Versuch, hinter meinen Wagen aufzuspringen, man ließ Niemand in meine Nähe. Mara war schon an der Treppe, um mich zu empfangen; auch ihn ließ man nicht an mich heran. Der Offizier hatte Ordre, mich geradezu bis in die erste Coulisse zu begleiten und dort stehen zu bleiben, bis meine Arie anfing und ich vor die Lampen trat. So stand ich mit ihm hinter der ersten Coulisse, und meine Arme flogen hin und her, meine Kniee zitterten, ich zerbrach meinen Fächer und klapperte so heftig im Frost, daß die Absätze meiner

Schuhe, da ich mich einen Augenblick gesetzt hatte, den Takt zu der Symphonie schlugen, die den Beginn der Oper ausmacht. Der König ließ fragen, ob ich da sei; als man dies bejahte, war er zufrieden. Die Prinzessin Amalie schickte ihren kleinen Kammerpagen, und dieser Knabe, der schön wie ein Amor war, übergab mir eine kleine Dose mit krampfstillenden Zuckerkügelchen. Ich nahm einige davon und warf die Schachtel hin, denn meine Hände konnten sie nicht halten. Mein Arzt zeigte sich in einiger Entfernung, er sah bleich aus, und ihm bangte für mich. Meine feste Ueberzeugung war auch, daß dies der letzte Abend meines Lebens sei. Ich sah auf die Bühne, und wie im Traum schwebten die tanzenden Mädchen mir vor, die den Rinaldo umgeben; ich sah sie für Gespenster an, die auf meinem Grabe tanzten. Jetzt mußte ich heraus. Ich sang die Bravourarie matt und stockend — der erste Akt ging vorüber; es that mir schon leid, daß ich so schlecht singen sollte: der Ehrgeiz erwachte in mir, der Zorn und die Erbitterung schwanden. In die Arie im zweiten Akte «Misera me!» legte ich mein trauriges, tiefgebeugtes Herz, ich hätte meinem Peiniger zurufen mögen: „Nun, da hast du es! Da stehe ich und singe — aber ist es dir eine Freude, Tyrann?“ Es war alles still wie in einer Todtengruft, als ich so elend meine sterbenden

Töne dahinhauchte, die vielen Lichter, die vielen Orden, die geschmückten Damen! Alles still wie bei einer Execution. Ich blickte in die Loge der Prinzessin — sie war nicht da; vielleicht hatte sie gefürchtet, mich meiner Qual erliegen zu sehen, und war, um nicht Zeuge eines so beklagenswerthen Sturzes zu sein, nicht erschienen. Mara stand im Orchester, sein Gesicht glühte, er machte heftige Gestikulationen, ein Polizeioffizier stand dicht hinter ihm. Ich konnte bei meinem Entschlusse nicht beharren, ich fühlte die Krankheit weichen, je tiefer ich in das Bad des Gesanges stieg, je brausender die Tonwellen um meine Brust spielten. Auch die Eitelkeit erhob ihre Stimme. Wie, rief ich bei mir selbst, soll der fremde Prinz, der aus so großer Ferne kommt, nicht Gelegenheit finden, deinen großen Ruf aus eigener Wahrnehmung zu bewahrheiten? Willst du, daß er überall, wo er noch hinkommen wird, sagen soll, die Mara ist keineswegs die treffliche Sängerin, für die sie gilt? Und so kam nun das prachtvolle Duett heran, wo ich zu Rinaldo zu singen habe «dove corri o Rinaldo?» und nun erhob ich meine Stimme, doch noch immer nicht zu ihrer größten Stärke; erst später, als ich die flammenden Worte rufe: «Vivi felice? — Indegno, perfido, traditore» — gelangte ich, gleichsam wie eine fliehende Königin, mit nachflatterndem Purpurmantel auf den

Gipfel meiner Stimme und versetzte Alles in Entzücken. Ich sah, wie der Großfürst sich weit aus der Loge hervorlehnte und mir Beifall zuwinkte, ich sah und hörte ein unruhiges Bewegen und Flüstern in den Logen, wie solches der Enthusiasmus zu bewirken pflegt; eine für den Sänger so willkommene Regsamkeit. Ich verließ das Theater und war nun mehre Tage bis zum Sterben krank. — So begann und so verging dieser merkwürdige Abend!"

Nach dieser Erzählung kann man nun jenen Zeitungsaufsatz berichtigen. Das Verfahren des Königs war in der That schlimm genug, es brauchte wahrlich nicht noch durch Verläumdung verschlimmert zu werden. Elisabeth konnte es nach dieser Scene nicht mehr in Berlin aushalten. Es fielen gerade in dieser Zeit mehre militärische Exekutionen und Verhaftungen, an Künstlern und Sängern vollzogen, vor, und zudem erhielt die obere Leitung über das Opernpersonal ein früherer General, ein alter Degenknopf von den brutalsten Sitten und den niedrigsten Kunstansichten und Kunstkenntnissen; Grund genug also, um jedes edlere Gemüth, jede feiner organisirte Natur zittern zu machen. „Wird er mich nicht nächstens nach Spandau schicken?" rief sie oftmals; „werde ich nicht in die Kasematten irgend einer Festung wandern müssen?"

Mara trat jetzt hervor mit seinem Plan zur Flucht. Mit Gewalt ließ sich keine Befreiung erreichen, also durch List. Man wollte fliehen. Elisabeth war immer noch leidend, aber die Hoffnung, ihrer Fesseln ledig zu werden, machte sie gesund und stark. Eine französische Schauspielerin, eine Mademoiselle Clarichon, ein leichtfertiges, aber keckes und unternehmendes Mädchen, hatte sich eng an Elisabeth angeschlossen, und dieser vertraute das Künstlerpaar einen großen Theil an der Lenkung der heimlichen Fluchtanstalten. Mademoiselle Clarichon sollte, als Mann verkleidet, voraneilen, die Postpferde besorgen, auf der ersten Station vor der Grenze auf der Lauer liegen, um, wenn Gefahr drohte, den Wagen der Flüchtlinge rasch anderswohin zu lenken. In dem Falle war eine Wohnung im Walde, die einem befreundeten Forstinspektor gehörte; ausersehen, um die Verfolgten zu bergen. Am Abend vor dem Tage der Flucht sang Elisabeth noch ein Requiem in der Domkirche zur Todtenfeier eines Prinzen, der mit dem königlichen Hause verwandt war. Sie empfahl Gott mit gerührtem Herzen sich und den geliebten Mann bei einem so gefahrvollen Unternehmen. Als sie in ihren schwarzen Gewändern, mit dem langen Kreppschleier die Treppe zum Chor niederstieg, blieb der Schleier oben haften, und, von bangem Vorgefühl gepeinigt, sah sie darin ein übles Omen.

Die Flucht mißlang. Mademoiselle Clarichon hatte einen Liebhaber unter den Offizieren eines in Potsdam stehenden Husarenregiments. Dieser kam nach Berlin; suchte seine Schöne auf, fand sie nicht und setzte Alles im Hause derselben in Bewegung, um zu ermitteln, wo die Verschwundene geblieben. Endlich erfuhr er, daß sie in Männerkleidung maskirt sich aus der Stadt entfernt habe. Von Eifersucht entflammt, wirft sich der junge Husar auf sein Pferd und sprengt mit verhängtem Zügel der Entflohenen nach. Er trifft sie auf der bezeichneten Station, und jetzt entspinnt sich eine tragische Scene, die damit endigt, daß die Französin mit ihrem Liebhaber nach Berlin zurückkehrt, unbekümmert um das Schicksal des Künstlerpaars, das unterdessen schon auf dem Wege ist. Der Husar hat nichts Eiligeres zu thun, als Anzeige von der Flucht der Beiden zu machen, und nun werden rasch geeignete Maaßregeln getroffen, um ihrer habhaft zu werden. Dicht vor der Grenze wird ihr Wagen angehalten, und die Unglücklichen werden unter militärischer Eskorte in die Hauptstadt zurückgeführt, wo man sie in engen Gewahrsam bringt. Jedermann prophezeite jetzt in Wahrheit der armen Elisabeth eine Kammer in Spandau, sie selbst machte sich darauf gefaßt. Das Zerwürfniß mit dem Fürsten war auf das äußerste gekommen, noch schlimmer konnte es sich nicht

gestalten; allein Friedrich, vielleicht weil er fühlte, daß er an jenem Abende doch wol zu weit gegangen, vielleicht weil er sich die Sängerin erhalten wollte, sprach ein mildes Urtheil über sie aus. Er wollte sie als eine Verführte angesehen wissen, und die volle Schwere der Strafe wurde dem Manne diktirt; dieser kam unter die Soldaten. Er wurde Trommelschläger bei einem Füsilierregiment in Küstrin. Der Kapellvirtuos, der Künstler — jetzt Trommelschläger! Es war hart. Elisabeth verfügte sich augenblicklich nach Potsdam, um dem Könige zu Füßen zu fallen; er ließ sie jedoch nicht vor, sondern schickte ihr höhnend ein Heft Noten, indem er ihr sagen ließ: „Sie soll studiren und ihren nichtsnutzigen Mann vergessen; das wird das Beste sein."

Der König hatte kein Glück, wenn er sich in Liebesangelegenheiten mischte, sowol wenn er eine Ehe schließen, als auch wenn er eine trennen wollte; beides gelang ihm nicht. Davon gibt es viele Beispiele in seiner Geschichte. So war denn auch Elisabeth, weit entfernt, den erniedrigten und gedemüthigten Mara aufzugeben, erst recht an ihn gefesselt. Er schrieb ihr aus Küstrin Briefe im Styl des Brutus, flammende und unsinnige Episteln, die seine Angelegenheit nur noch verschlimmerten. Elisabeth mußte ihn warnen und beschwichtigen. Der unglückliche Trommelschläger war

nicht zu beruhigen. Endlich kam die geplagte Frau bei dem Könige mit der Bitte ein, sie wolle, wenn man ihren Mann wieder frei gäbe, auf die Hälfte ihres, seit längerer Zeit schon verdoppelten, Gehalts verzichten, und hierauf ging Friedrich, der damals leidenschaftlich dem Sparsystem anhing, ein, und Mara kehrte nach Berlin zurück. Die Hauptstadt war über diese Aufopferung einer zärtlichen Gattin entzückt, und in der kleinen Oper, in der sie zuerst nach diesen Vorfällen auftrat, „der Galeerensklave," wurden ihr, trotz des bestehenden Verbots, Kränze auf die Bühne geworfen bei der Scene, wo sie, dem Galeerensklaven die Ketten lösend, von diesem die Worte hört: «Ame tendre et généreuse, tu brisas mes fers.» — Ihr alter Freund Chodowiecki machte eine Zeichnung nach dieser Scene und ließ sie unter seiner Leitung in Kupfer stechen. Dieses Blatt bewahrte die Künstlerin noch bis in ihr spätestes Alter; allerdings war es auch eine hübsche Trophäe aus ihrer Künstler- und Ehelaufbahn.

Obgleich nun die Kälte des Publikums gegen die Sängerin verschwand, obgleich der König sich in etwas milderer Laune gegen sie zeigte, so fühlte sie doch, daß ihres Bleibens in Berlin nicht länger sei. Ihre Gesundheit hatte ernstlich gelitten, ihr Charakter sogar sich ungünstig umgestaltet, es war eine Bitterkeit, eine Auf-

geregtheit, ein Mißtrauen in ihre Seele gekommen, von denen früher in ihrer glücklichen Gemüthsstimmung keine Spur zu finden gewesen. Sie ward wortkarg, mißlaunig, zerstreut. Ihre besten und ergebensten Freunde sahen sie selten, sie kam nirgends hin, und wenn sie irgendwo erschien, so mußte man beinahe wünschen, daß sie bald wieder ginge, denn sie saß ganze Stunden in finstre Träumereien versunken, theilnahmlos im Kreise der Fröhlichen. Selbst die Ausübung ihres Talents machte ihr keine Freude mehr, sie sang selten und nur wenn sie mußte. Mara, der doch sonst kein feines Gefühl für die Seelenstimmungen seiner Frau hatte, empfand diesen Zustand aufs lebhafteste mit. Er hatte nur einen Trostgrund, und den brachte er immer wieder an: „Wir müssen fliehen!" Elisabeth hörte ihm mit trübem Lächeln zu, sie hatte den Muth und die Hoffnung, daß eine abermalige Flucht glücken werde, verloren. Aber der Gedanke an die Erlösung und Freiheit war doch zu süß, zu erhebend, als daß sie ihn nicht, trotz des Mangels aller Hoffnung, hätte heimlich nähren sollen. Man gab ihr den Rath, nochmals um ihren Abschied bittend einzukommen, allein sie war schon so oft abgewiesen worden, daß sie auf diesem Wege kein Heil erwartete. Alles gestaltete sich um sie her trübe. Freunde starben. Vater Hiller kam aus Leipzig herüber,

aber auch er, statt die Leidende zu trösten, vermehrte noch ihren Kummer, indem er behauptete, sie habe von der guten Manier, in der er sie unterwiesen, nachgelassen, und singe einige Partieen nicht mehr so trefflich, wie sie es früher gethan. Nicht leicht konnte der für ihren zweiten Vater, für ihren Meister und Lehrer schwärmenden Elisabeth etwas Kränkenderes gesagt werden. Sie ging Tage lang in dumpfes Sinnen versenkt und dachte dem Ausspruch nach. „So bin ich denn an mein Ende angelangt!" rief sie, „Muth, Jugend, Freudigkeit, Gesang — Alles ist hin!"

In dieser Stimmung und unter dem Druck dieser Verhältnisse kam denn der zweite Fluchtversuch zu Stande. Er gelang. Man fing es jedoch auch klüger an, es wurden keine Mitwissende des Geheimnisses gewählt, dann suchte Elisabath allein, und Mara auch allein über die Grenze zu kommen; in Dresden wollte man sich treffen. Aber kaum angelangt in Dresden, erschien im Gasthofe, in dem die Flüchtlinge abgestiegen waren, ein Beamter, der seitens der preußischen Gesandtschaft Beschlag auf ihre Person und Papiere legte. Der Gesandte ließ ihnen sagen, daß er sie nicht früher weiter reisen lassen dürfe, als bis er Instruktionen von seinem Könige erhalten haben würde. Schon gaben die Unglücklichen ihre Sache abermals verloren, als wider Er=

warten der Befehl aus Berlin anlangte, daß man sie ziehen lassen solle. So flogen sie denn, wie der Vogel aus dem Käfig, jubelnd in die freie, offene Welt. Als Grund der jetzigen Nachgibigkeit des Königs kann wol angenommen werden, daß er des ewigen Streites überdrüssig war, daß er in seinem Alter kein Interesse mehr für die Musik und nicht mehr den Ehrgeiz besaß, eine große Sängerin an seinen Hof zu fesseln. Er soll in Betreff der Anhänglichkeit der Frau an ihren unwürdigen Mann geäußert haben: „Ein Weib, daß sich einem Manne ganz ergibt, ist wie ein Jagdhund; je öfter mit Füßen getreten, desto anhänglicher.“

Im Frühjahr 1779 gelangte Elisabeth zur Freiheit, und 1780 war sie schon in Wien, nachdem sie vorher einige Residenzen Deutschlands durchreist hatte. In Wien nahm man sie nicht so glänzend auf, wie es hätte von dieser „harmonieentönenden“ Stadt, wie ein alter Dichter Wien nennt, erwartet werden können. Der Kaiser Joseph protegirte eine Italienerin, Signora Storace, und Maria Theresia, schon alt und von der Welt sich zurückziehend, hörte nur soviel weltliche Musik, als ihr Beichtvater es ihr erlaubte. Ohne Zweifel hätte auch sie die Sängerin sehr wenig beachtet, wenn nicht ein Ereigniß, in welchem die Mara eine Hauptrolle spielte, und das für die kaiserliche Fromme eine Art rührendes

Interesse hatte, ihre Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hätte. Wir wollen diese Anekdote hier hersetzen. Ein Graf S—, ein reicher ungrischer Magnat, hatte durch einen plötzlichen und von erschütternden Nebenumständen begleiteten Tod sein einziges Kind, ein bildschönes Mädchen, verloren. Der traurige, beklagenswerthe Fall war der Kaiserin kund geworden, und sie hatte dem Vater ihr Beileid bezeigen lassen. Durch den Boten, den sie an ihn auf sein Stammschloß in Ungarn abgesendet, erfuhr sie, daß der Graf von dem Moment an, wo er die Leiche der Tochter zum letzten Mal gesehen, in stillen Wahnsinn verfallen, daß die Familie kein Mittel unversucht gelassen, diese gefährliche Melancholie zu verscheuchen, daß aber das Uebel, statt sich zu mindern, sich dergestalt gesteigert habe, daß die Aerzte an einer Wiedergenesung gänzlich verzweifelten. Die Kaiserin vernahm diese Berichte mit kummervoller Theilnahme, der ganze Kreis der Bekannten und Verwandten des Grafen zeigte sich erschüttert und ohne Fassung. Das Unglück, das hier einige Privatpersonen betroffen, schien sich durch das Mitgefühl, welches bie allbeliebte, die von ihrem Volke angebetete Fürstin äußerte, in ein öffentliches verwandelt zu haben. Zwei Jahre schon hatte der qualvolle Zustand des Trauernden angehalten, nicht die kleinste Besserung oder auch nur Aenderung

war sichtbar geworden. Da erschien die gefeierte Mara in Wien. Ein Mitglied der Familie hatte sie singen gehört, und brachte ein Heilmittel in Vorschlag, das zwar als seltsam, aber doch nicht als völlig unstatthaft und keine Hoffnung gewährend, beansprucht werden konnte. Es war dies die Aufgabe, durch Gesang auf die zerrüttete Seele zu wirken. Der Vorschlag fand Beachtung; er wurde der Mara mitgetheilt. Sie, die für jedes menschliche Leid ein empfängliches Herz hatte, erklärte sich gern bereit, ihre Mitwirkung bei dem Heilversuch in Anwendung zu bringen. Da der Erkrankte nicht zu bewegen war, das Zimmer zu verlassen, so mußte dieses zum Empfang der Sängerin bereitet werden. Sie durfte sich nicht zeigen, nur ihre Stimme sollte gehört werden. Ein Vorsaal wurde zu diesem Zweck eingerichtet, eine verborgene Galerie angebracht, auf der ein volles Musikchor, wie es zur Aufführung eines großen Oratoriums gefordert wird, Platz fand; die Mara allein hatte Raum, einige Schritte vorzutreten, so daß sie hoch über dem Lager, auf dem der Graf ruhte, stehen konnte, ohne von diesem gesehen zu werden. Im Gemach schwamm ein bläuliches Dämmerlicht, das nur seitwärts an der ersten Fensternische durch einen gelblichen Schein unterbrochen wurde, der von einer kleinen Lampe ausfloß, die ein Muttergottesbild beleuch-

tete. Nachdem die gewöhnliche Hausandacht, die die Familie stets in der Nähe des Krankengemachs feierte, beendet war und die oft gehörten Klänge durch die Stille dahintönten, schlossen sich an sie die Harmonieen der neuen, fremden Musik. Elisabeth hatte Händels Messias gewählt. Sie hatte ihren Platz eingenommen, und ein wundersames Gefühl von Bangigkeit und doch wieder Freude drang durch ihre Seele. Sie bedachte in diesem Augenblick, daß Gott eine Seele ihrer schwachen Kraft überantwortet habe, daß sie in diesem Moment gleichsam ein Apostel- und Märtyreramt übernommen habe. Sie sandte einen schüchternen Blick hinab auf die Lagerstätte des Leidenden, und es war ihr, als sähe sie die bleichen Züge durch die Dämmerung ihr zugewendet, wie der Gequälte das Auge einer himmlischen Erscheinung zuwenden würde, die plötzlich die Wände seines Gemachs durchbricht, um sich ihm in überirdischer Klarheit zu zeigen. Dieser Anblick erschütterte sie, gab ihr aber zugleich Muth. Sie fühlte, daß etwas Großes von ihr verlangt werde, es galt, das kummergebeugte Herz eines Vaters wieder aufzurichten, eine zusammengepreßte Brust wieder in himmlischer Frühlingsluft auszudehnen, und sie erhob ihre Stimme und sang: „Nacht bedecket das Erdreich —“ Diese Worte sind wundersam in ihrer Wirkung; Händel hat in der musikalischen

Belebung dieser wenigen Worte Großes geleistet. Man sieht vor sich das weite, dunkle Feld, das endlos in Nacht und Nebel gehüllt ist; die Bilder der Kindheit steigen in uns auf, wo wir in später Wanderung einst auf offener Haide irrten, um uns das geheimnißvolle Nachtleben, das Rauschen der nahen Gebüsche, das ferne Herüberklingen von Tönen, über Alles hin die Nacht, die Einsamkeit, die Grabesruhe. So, das empfanden wir oft, so muß es auch in jener wundersamen Nacht gewesen sein, die den Stern der Erlösung aus ihrem Schoose emporsteigen sah. „Hirten waren beisammen auf dem Felde — und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie!“ Wie süß, wie wunderheilig, wie andachthauchend! Nun erhebt sich, wie der Mond im Gebirge, der liebreizende Wechselgesang: „Er weidet seine Heerde.“ Nun öffnet das göttliche Geheimniß seine Blüthenkrone, nun spielt und gaukelt der Hauch eines glühenden Andachthimmels um die sich lösenden Blumenschleier: „Und der Ewige legte auf ihn unser Aller Missethat!“ Wie erschütternd — „Die Schmach bricht ihm das Herz!“ Wir hören dieses fürchterliche Wort, und der Schmerz spaltet unsere Brust. Um uns, um uns! leidet er. Und nun wieder der himmlische Aufschwung: „Er regieret ewig! Hallelujah!“ —

Bei der Stelle: „Schau hin und sieh, wer kennet

solche Qualen!“ legte die Sängerin ihre eigene, mitfühlende Seele in diese Worte, und nie sang wol ein edles Herz sein Erbarmen mit zärtlicherer Rührung aus; doch sollte auch schöner Lohn ihr werden. Ein Schmerzenshauch, ein Ton, der die mitempfindende Brust beben machte, entwand sich der Brust des Kranken. Dieser Seufzer sprengte gleichsam die ehernen Pforten der Brust, die der Wahnsinn geschlossen hielt, und Licht und Hoffnung drangen in den Raum ein, den sie jetzt nicht wieder verließen. Hoch aufgerichtet, das Lager verlassend, stand der Kranke da, und dem Gesange lauschend faltete er die Hände, und zum erstenmal netzten wieder Thränen seine Wangen. Seine wankenden Schritte waren dem Muttergottesbilde zugewendet, vor dem er in lautem Dankgebet niedersank. Das brausende Hallelujah, das vom Chor niederschallte, fand ein Echo in seiner festen und volltönenden Stimme. Frohe Herzen lauschten hinter der Thür, doch wagte Niemand, den feierlichen Moment zu unterbrechen; das erste Wort, das über die Lippen des Genesenen kam, gehörte Gott. — Der Graf genas völlig; die Familie sagte, ein Engel habe ihn gerettet: dieser Engel hieß Elisabeth Mara.

Dieses Ereigniß, wie schon bemerkt, verschaffte unserer Künstlerin die besondere Theilnahme der Kaiserin, die, als jene den Wunsch aussprach, nach Paris gehen

zu wollen, ihr huldvoll ein Schreiben an Marie Antoinette mitzugeben versprach.

Im Jahre 1782 kam sie nach Paris.

Hier war die Todi gegenwärtig. Dies schadete der Mara; denn wenn sie es auch vermochte, als Gesangskünstlerin mit der berühmten Nebenbuhlerin siegreich zu wetteifern, sie vermochte es nicht, wenn jene ihre Vorzüge als glänzende Erscheinung auf der Bühne, als üppige und blendende Salonsdame geltend machte. Elisabeth empfand nie so bitter, daß sie unschön war, daß ihr die glatte Weltbildung abging, als hier in dem frivolen Paris. Ihr eigener Mann war so wenig zartfühlend, ihr dies öfters zu sagen; durch ihn verleitet, legte sie seltsam überladenen Schmuck an, und hüllte ihre mageren Schultern, ihre eingesunkene Brust in brüsseler Kanten, die die fehlenden Reize nicht ersetzten. Schon in Berlin hatte die Todi ihr Eifersucht und Ränke entgegengesetzt, hier in Paris verdoppelten sich diese feindlichen Begegnisse. An der Königin hatte Elisabeth einen Schutz, doch keinen besonders nachhaltigen, denn Marie Antoinette hatte gerade damals angefangen, sich lebhaft mit Politik zu beschäftigen, und lebte überdies in einem Strudel von Zerstreuungen, der es ihr unmöglich machte, einem Gegenstande der Kunst eine anhaltende und die ihm angemessene Aufmerksamkeit

zu widmen. Ueberdies war sie schon in dem Streite der Gluckisten und Piccinisten übermäßig thätig gewesen, und glaubte für die Interessen der vaterländischen Musik ihr Möglichstes gethan zu haben, indem sie ihrem Landsmann Gluck momentan den Sieg verschafft und die Aufführung seiner Opern auf dem ersten Theater der Hauptstadt bewirkt hatte. Des artigen Wortspiels muß hier Erwähnung geschehen, das einer der französischen Bonmotisten zu Tage förderte, als die Königin ihn fragte, welcher der beiden Sängerinnen er den Vorzug gäbe. Nachdem sein Nebenmann ausgerufen hatte: «C'est Mara!» erwiederte er rasch: «C'est bientôt dit!» (c'est bien Todi.) Die Franzosen fanden die Befriedigung einer eitlen Laune darin, die deutsche Sängerin gut aufzunehmen, da sie dem König von Preußen entflohen und sich gleichsam nach Paris geflüchtet hatte, in Wahrheit jedoch galten ihre Beifallsbezeigungen nur diesen äußeren Verhältnissen der Künstlerin; ihre Kunst zu würdigen, die Art und Ausbildung ihres Gesanges zu beurtheilen, waren sie kaum im Stande. Der ernste Genre, dem Elisabeth huldigte, und in welchem sie Großes leistete, die Musik der Oratorien und Messen fand wol gelehrte Bewunderer, aber keine hingebende und dem Verständniß erschlossene Freunde. Paris war nicht die für sie bereitete Stätte des Ruhms; allem Anschein

nach wäre es Italien gewesen, allein dahin führte ihr Genius sie nicht; die Protestantin hätte dort vielleicht auch in anderer Hinsicht Hemmnisse und Schwierigkeiten gefunden, so erschien denn allerdings, nächst ihrem Vaterlande, England der für sie geeignetste Boden, die Früchte der Anerkennung zu ernten. Sie entschloß sich, nachdem sie zwei Jahre in Paris sich aufgehalten und den Titel einer Konzertsängerin der Königin erhalten, nach London zu gehen.

So betrat sie denn wieder — als eine berühmte Frau — das Land, wo man sie als Kind anfangs geliebkost, dann bemitleidet und endlich verspottet hatte. Damals aus einer kleinen deutschen Residenz kommend, ein krankes, furchtsames und scheues Kind — jetzt aus dem Sammelplatz der Mode und der Berühmtheiten im Triumph und von tausend Stimmen des Neides und der Bewunderung gefolgt, als eine Gefeierte und Lorberbekränzte erscheinend. In London war ihr Empfang wahrhaft glänzend. Mehre Umstände kamen hinzu, um diesen Triumph zu erhöhen. Der Prinz von Wales, nachmaliger König Georg IV., dieser interessante Frauenliebling, dieser Virtuos im Schuldenmachen und in der Anordnung sinnreicher Feste, dieser Beau von England, war kurz vor der Ankunft der Mara in Paris gewesen, und hatte in einer Anwandlung von übler Laune und

um seinen Widerspruchsgeist zu üben, die von den Franzosen vergötterte Todi, dieses anmuthige und schöne Weib, unausstehlich gefunden. Ihre Grazie war ihm als Uebertreibung, ihre Bemühung, das Französische richtig zn sprechen, als eine gemeine Schmeichelkunst, ihre Gefälligkeit endlich gegen ihre Freunde als die verwerfliche Hingebung einer Hetäre erschienen. Die vornehmen Franzosen waren über diese Impertinenz des schönen Engländers außer sich, und eine Menge Epigramme waren ihm über den Kanal nachgeflogen, als er nach England heimkehrte. Jetzt erschien die Mara an dem Hofe seines Vaters, und der Prinz ließ seine ehrgeizigen Pläne, seine Anfeindung Pitts auf einen Augenblick fallen, um die Hauptstadt und den Hof in Bewegung zu setzen, der Nebenbuhlerin der Todi Huldigungen zu bringen. Er selbst veranstaltete in seinem Feenpalaste zu Carltonhouse große Musikfeste, zu denen er sich die Mitwirkung Elisabeths sicherte. Georg III., öfters von seinen das ganze Land beunruhigenden und das Parlament in Bestürzung versetzenden Krankheitsanfällen geplagt, richtete Sinn und Gemüth frommem Ernste zu, und ihm war die große Kunstsphäre, aus der heraus die Schöpfungen eines Händel und Graun zum Leben gelangten, die ihm gerade besonders zusagende. Er hörte Elisabeth mit Bewunderung in meh-

ren Oratorien, und war zugegen, als sie bei dem jährlich wiederkehrenden Ehrenfeste zum Gedächtniß Händels in der Westminsterabtei ihre mächtig schallenden Hymnen anstimmte. Groß und überwältigend müssen diese Feste gewesen sein, ihre Wirkung mächtig. Was wir von den Zeitgenossen wissen, die damals mit dem Schauer des Entzückens diesen „Donner der Harmonieen“ an ihrem Ohr hinrauschen hörten, so ist, was unsere Zeit bietet, nur ärmlich und nüchtern dagegen. Die wahren Musikkenner, die Anbeter jener keuschen und erhabenen Muse, die, weit entfernt, frivolem Sinnengenuß zu dienen, die großen Prophetenstimmen, die Geschichte und Offenbarung, über die Jahrhunderte hinwegtönen lassen, in Wohllaut hüllt und sie so dem Sinne der Sterblichen unauslöschlich einprägt, die Anbeter dieser keuschen Muse finden keine Worte, um das Große und Preiswürdige zu schildern, das vom achtzehnten Jahrhunderte in der Musik erreicht wurde, und namentlich in jenen Oratorien in der Westminsterabtei. Freilich mußte ein solches Wirken mit Andacht aufgenommen werden, es mußte, wie die Verkündigung des Genius in der Malerei, als ein Heiligthum gelten, bei dessen Ausströmung die gesunde Kraft sich festigte, die hinsiechende erstarkte. Unsere Freundin, wenn sie von ihren Triumphen in London sprach, von jenen ewig denkwürdigen

Erinnerungsfesten der großen Meister, pflegte mit tiefer Rührung und dem innigsten Danke das große Gnadengeschenk des Himmels, das ihr geworden, zu preisen. Ich kam mir selbst heilig vor, sagte sie, indem ich das Heilige und Große, für alle Zeiten Geltende, in der ganzen Fülle meiner Seele ausströmen durfte über eine gläubige und mitempfindende Schaar still lauschender Zuhörer. Wer nie der Musik ihre höchste und innigste Weise abgelauscht hat, der darf von ihrem Kultus nicht sprechen, dem ist die Göttliche nie in dem vollen Glanze ihres himmlischen Ursprungs erschienen; er hat nur ihres Kleides Saum berührt, nie ihr Antlitz geschaut. Wenn ich so, reich geschmückt, im Tempel stand, die Melodieen um mich rauschten, die ewigen Klänge an dem Gewölbe wiederhallten, und ich nun über das bewegte Meer der Harmonieen herüber meine Stimme erheben durfte, ich allein singend — Alles um mich lauschend, so fühlte ich, daß ich mit einer Kraft, die mir die Brust hätte zersprengen mögen, mein innerstes Wesen und Empfinden aussprach. Heiliges und Irdisches, Schmach, Liebkosung und Sünde, Größe, Verfall und tiefe Zerknirschung, Hölle und Himmel — jedes Letztes und Aeußerstes fand in dem Klange Raum, der sich, ein glänzender Lichtleib, um die Worte und Begriffe schmiegte. Ich begriff nicht, wie man diese hohen Lehren, diese heil-

bringenden Wahrheiten anders als im Gesange der Menschheit vortragen könne. Jeder Stachel wurde gestumpft, jede Bitterkeit gemildert, und jede Süßigkeit unendlich gesteigert, wenn sich der strenge Tadel, die herrliche Verheißung in Musik hüllte. — —

Man muß gestehen, daß eine solche Auffassung der Musik eine Sängerin ehrt, daß sie es ist, die über ein großes Talent den Adel ausspricht, der die technische Kunstfertigkeit und die intelligente Uebung zu einer Schöpfung durchseelter Kraft macht. Elisabeth — und dies machte sie zu der großen Künstlerin — besaß diesen Adel. Sie hat „den Besten ihrer Zeit genug gethan, und darum gelebt für alle Zeiten."

Wir wollen das reiche Leben, das sie in London führte, wo sie, abwechselnd gleichsam, in Carltonhouse der Welt, in der Westminsterabtei dem Himmel diente, nicht genau zergliedern; wir wollen nur bemerken, daß ihr bei diesem genußvollen und geweihten Wirken auch der ganz prosaische Kummer und der alltägliche Verdruß nicht fern blieben. Herr Mara übernahm es, wie er dies schon oft und mit großem Erfolg übernommen hatte, für Kummer und Verdruß zu sorgen. Er wurde nun nach und nach ganz unleidlich. Es gehörte nicht mehr allein Geduld dazu, ihn zu ertragen, sondern schon ein Beruf zum Märtyrerthum. Er trank, er ver-

schwendete, er spielte, er liebelte, und zu dem allem wurde er häßlich, verlor die Zähne, und sein Gesicht wurde von einer fleckigen Röthe bedeckt. Elisabeth sah seinen raschen Verfall, und in London zum ersten mal dachte sie daran, sich auf immer von ihm zu trennen. Aber Mara wollte nicht. Eine Frau, die in zwei Wochen funfzehntausend Thaler einnimmt, ist ein zu kostbares Besitzthum, als daß ein ewig bedürftiger Verschwender sich so rasch entschließen sollte, sich von ihr zu trennen. Er sagte nein, und sagte immer wieder nein, wenn ihm seine berühmte Frau von einer friedlichen Scheidung sprach. — „Glaubst du, daß ich ohne dich leben kann?" — „Aber glaubst du, daß ich noch länger mit dir leben kann?" — Das war die zärtliche Doppelfrage, die jetzt zwischen den Eheleuten öfters ausgetauscht wurde. Es ist betrübend, zu sagen, daß es von Zänkereien sogar zu thätlichen Mißhandlungen kam; diese machten das Maaß des Leidens voll, und Elisabeth mußte und wollte sich von dem brutalen Wüstling trennen. Auf Veranlassung einer hochgestellten Dame, die die Sängerin in ihren besondern Schutz nahm, mußten die Gerichte sich einmischen, und die Trennung kam zu Stande, freilich mit einem nicht geringen Geldopfer von der Seite der Frau, die einen Theil ihres Einkommens dem Manne als lebenslängliche

Rente verschreiben mußte, allein dies Entbehrniß war gering zu nennen gegen die Qualen und den Kummer, auch selbst gegen die finanziellen Verluste, die sie bisher hatte erdulden müssen. Mara zog jetzt mit seinem Violoncell in die weite Welt. Die Nachrichten über ihn fehlen, es ist daran auch wahrlich nicht viel verloren; so viel weiß man, daß er ohne den Nimbus, den seine berühmte Frau um ihn verbreitete, und ohne den Schlüssel zu ihrer stets gefüllten Geldkassette, überall wo er erschien eine laue Aufnahme fand, daß seine Konzerte kein Glück fanden, und daß er endlich in Elend unterging.

Der Aufenthalt in England war der Kulminationspunkt der Leistungen unserer Künstlerin; als sie London verließ und auf ihren späteren Kunstfahrten ebenfalls Ruhm und Auszeichnung einerntete, zeigte sie sich schon im Niedersteigen von ihrer Lebens- und Künstlerhöhe.

Man hat von dem Eigensinn und dem hochfahrenden Wesen der Mad. Mara gesprochen, jedenfalls waren diese Charakterfehler, wenn sie sie auch besaß, nicht groß, lange nicht so bedeutend und dem Publikum lästig fallend, als bei der späteren Catalani, und die Prätensionen heutiger Sängerinnen sind ohne Zweifel noch viel überwiegender. Wie dem aber auch sei, es mag hier eines Vorfalls Erwähnung geschehen, der ihr in Eng-

land den Ruf des Eigensinns und der mangelnden Ehrehrbietung vor dem Publikum zuzog. Wir gestehen offen, daß wir in diesem Ereigniß nur die weltbekannte Anmaaßung und Impertinenz des englischen Publikums gegenüber den großen Heroen seiner Bühne und Konzertsäle sehen. Weit entfernt, Mad. Mara anzuklagen, finden wir, daß sie vollkommen recht gehandelt und richtig sich betragen hat. Der Vorfall ist folgender: Das Theater zu Oxford bewirbt sich um eine Kunstleistung der in der Hauptstadt so hoch gefeierten Sängerin; auf seine wiederholte Aufforderung kommt sie, und tritt in einer sehr angreifenden Partie auf, namentlich singt sie eine Arie, die sowol im Vortrag, als in der Länge und Künstlichkeit ihrer Passagen zu den eminentesten, aber zugleich schwierigsten Leistungen ihrer Stimme gehörte. Dies weiß man — und zwar schon von London weiß man, daß die Sängerin Musikstücke dieser Art nicht wiederholt, weil dies allzu angreifend wäre. Trotz dessen geht, als sie geendet, der Ruf «da capo!» an. Sie steht mit erstaunter Miene da, — man lärmt und tobt; sie will sich entschuldigen, man läßt sie nicht zu Worte kommen; endlich geht sie, und zwar im Unwillen und in der Aufregung vergißt sie, daß man dem Publikum nicht den Rücken kehren darf, sondern sich mit einiger Geschicklichkeit seitabwärts in die Cou-

lisse schieben muß. Neuer Lärm, neues Pochen! Als sie im zweiten Akte auftritt, will man sie nicht zum Vortrage kommen lassen, endlich bricht ihre Stimme sich Bahn, und als sie gesungen — man denke sich für eine Mara! — pfeift John Bull. Das war zu viel, zitternd vor Wuth und fast ohnmächtig fällt sie auf einen Stuhl hin. Eine neue, empörende Unschicklichkeit: eine Schauspielerin darf nicht sitzen auf der Bühne, wenn ihre Rolle dies nicht erfordert. Unter lauten Zornworten und pfeifendem Geschrille fällt der Vorhang. Am andern Tage veröffentlicht die Oxforder Zeitung eine Annonce, in der der Kanzler der Universität, mit voller Autorität seiner Stellung, der Sängerin verbietet, jemals wieder die Stadt mit ihrer Gegenwart zu behelligen. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Die Ungezogenheit der Mad. Mara hat schon hin und wieder Klagen erregt, da aber die Oxforder ihre Lehrer geworden sind, so ist sie jetzt auf dem Punkte, an ihre Erziehung die letzte Hand zu legen.“ Mad. Mara ließ dagegen einrücken: „Ein Anfall von Pleuresie, der mich bereits in Berlin betroffen, verbietet mir wie anhaltendes Singen so langes Stehen. Und da mir noch nie eine positive Verordnung über das Stehen und Sitzen zu Gesicht gekommen, so glaube ich, eine eben so rücksichtslose als ungerechte Behandlung, wie ich sie hier erfahren, nicht ver-

dient zu haben. Dem Herrn Doktor Chapman (jener Kanzler) bleibt mein Mitleid."

Nach einem Aufenthalt von vier Jahren in England ging sie nun endlich nach Italien. Im Jahre 1788 sang sie in Turin im Karneval, im folgenden Jahre in Venedig, wo man ihr eine glänzende Aufnahme bereitete. Hier hatte sie jedoch von der tückischen Natur der italienischen Primadonnen zu leiden. Diese glatten, perfiden Schönheiten wußten der arglosen Deutschen Fallen aller Art zu stellen. Sie verlor an Geld, an Ruf, an Gunst. 1790 ging sie nach London zurück. Eingegangene Verpflichtungen brachten sie in dem darauf folgenden Jahre nach Venedig zurück. Als sie wieder London aufsuchte, nahm sie diesmal ihren Weg über Paris und gerieth hier — im schicksalsschwangern Jahre 1792 — mitten in die tobenden Volkshaufen. Ein Wagen, von einer Eskorte tobender Jakobiner eingeschlossen, fuhr an dem ihrigen dicht vorüber. Sie fragte, wer darin säße, und man antwortete ihr mit einem frechen Gelächter: Die Königin von Frankreich! Wir bringen sie in den Tempel! So sah denn Elisabeth die schöne, stolze Frau, den Abgott des ehemaligen Frankreichs, jetzt auf dem Wege der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Der Eindruck, den dieser Vorgang auf das lebhafte Gemüth der Sängerin machte, war ein so schneidender, daß sie in

die Polster ihres Wagens zurücksank und laut zu weinen anhub. Ihre eigene Sicherheit, die gefährdet war, bewegte sie nicht, sie sah und empfand nichts als das Unglück dieser Fürstin, die sich ihr noch zuletzt, als sie sie umgeben von einem glänzenden Hof geschaut, so liebreizend und huldvoll gezeigt hatte.

Wir können uns jetzt, was den Verlauf des Lebens und des Wirkens unserer Gefeierten betrifft, kurz fassen. Sie blieb zehn Jahre unausgesetzt in England, feierte Triumphe, und nahm, die Abnahme ihrer Kräfte selbst fühlend, die minder an Geld und Ruhm ergiebigen Jahre geduldig hin. Auch darin war sie ehrenwerth, daß sie es verschmähte, auf dem Grabe ihrer Kunst Bajaderentänze zu halten, so wie manche gefeierte Sängerin heutigen Tages. Sie blieb immer groß, ernst und würdig, immer ihrem Genius und der Weihe der Kunst getreu. Nie sah man sie in possenhaften Rollen die Bühne betreten, um unter Grimassen, die den Pöbel sinnlich aufzuregen bestimmt sind, über verwelkte Lippen eine verwelkte Stimme kreischend ausströmen zu lassen. Wir haben den ekelerregenden Anblick in unseren Tagen gesehen, wo eine alte Sängerin das Wamms und die engen Beinkleider Romeo's anlegt, um in grotesken Liebessprüngen eine prüde Julia zu umhüpfen.

Elisabeth war so klug, daß sie beschloß, dem Publi-

kum zuvorzukommen, und es eher zu verlassen, als dasselbe sie verließ. Ihr letztes Konzert in London, mit dem sie Abschied nahm, brachte ihr siebentausend Thaler ein. Sie ging nach Paris, aber diese Stadt, die nur zu oft, wie Saturn seine eigenen Kinder aufzehrt, so die selbst geschaffenen Berühmtheiten selbst wieder vernichtet, übte auch am Ruhm der Mad. Mara das Henkeramt. Die boshafte Feder Geoffroy's verkündete zuerst der Welt die sinkende Stimme der Berühmten. Sie sang in der großen Oper, und Geoffroy berichtete: „Madame Mara hat vortrefflich gesungen; kein Zweifel, nur hat kein Mensch was gehört." Ein Pariser Bonmot, über den Rhein geschleudert, hat die Kraft und Wirksamkeit eines matten, aber vergifteten Pfeils; es macht nur flüchtige Streifwunden, aber doch tödtet es. „Die Mara ist mit ihrer Stimme fertig" hieß es jetzt in Deutschland.

In Leipzig kam sie 1803 an; dort lernte Friedrich Rochlitz sie kennen, der über sie einen interessanten biographischen Aufsatz veröffentlicht hat. Derselbe Herr erzählt uns auch der Sängerin Zusammentreffen mit ihrem alten Lehrer und Meister Hiller. Vater Hiller eilte sogleich in den Gasthof, in welchem seine geliebte Schülerin, die ihm so große Ehre gebracht, abgestiegen war, aber — o wie betrübend! — Elisabeth kannte den

alten Mann nicht wieder. Nicht, daß sie hochmüthig oder kindisch eitel geworden wäre, nein sie kannte ihn eben nicht mehr, weil er in der That nicht mehr zu erkennen war, so hatten Alter und Hypochondrie ihn gebeugt. Trudel! rief Vater Hiller, Trudel! kennst Du mich nicht mehr? — Vater Hiller! — Hilf Gott, was sind wir Beide alt geworden! — Und garstig dazu!" fügte Elisabeth bei. Man sieht aus diesem Empfange, daß von Koketterie und Prüdethun, von Stolz und Hoffart hier nicht die Rede war. Elisabeths Charakter war ehrlich, gutmüthig, offen — so zeigte er sich immer. Herr Friedrich Rochlitz gesteht, daß er sich an den gemeinen Ausdrücken und dem rohen Wesen der Künstlerin gestoßen habe, der Aufzeichner dieser Skizze, der Mad. Mara 1830 in Reval kennen lernte, hat hiervon nichts entdecken können. Sie erschien ihm grad, einfach, allerdings nicht wählerisch in Worten und Gebehrden, aber die letzteren zeigten immer an, was sie meinte, und die ersteren waren immer mit der natürlichen Höflichkeit des Herzens umgeben, einer Höflichkeit, die so unendlich großen Werth in einer Welt hat, die gewöhnlich nur die angelernte des Kopfes kennt. Herr Rochlitz sagt ferner, daß sie ihm erschienen wie eine ehrliche Pachtersfrau aus Thüringen, diesem muß nach unseren Wahrnehmungen ebenfalls widersprochen

werden. Mad. Mara hatte, trotz ihres Alters, als wir sie sahen, einen Wuchs und eine Haltung, die der Würde nicht entbehrte, und eine gewisse poetische Schönheit — so zum Beispiel ihre langen, silbergrauen Locken — nicht ausschloß. Von dem prosaisch gehäbigen und rührigen Wesen einer Pachtersfrau zeigte sich durchaus nichts bei ihr, eher glich sie einer altgewordenen englischen Gouvernante, die in Mienen und Geberden etwas Strenges und Unbewegliches zeigte. Ihr Lächeln war äußerst lieb und mild, aber freilich lächelte sie selten. Der Blick, mit dem sie eine neue Bekanntschaft ansah, war durchbohrend und auf eine beängstigende Weise forschend. Dies mochte sie sich in den Vorfällen und Situationen ihres langen, wechselvollen Lebens, das sie mit den verschiedenartigsten Menschen in bald freundliche, bald feindliche Berührung brachte, angewöhnt haben. Störend war an ihr die Liebhaberei für Flitter und Putz, sie hing sich gerne ein blitzendes Kleinod an, oder flocht ein hellfarbiges Band durch ihre Locken, aber wie wenig Schonung muß einer Kritik inne wohnen, die diese kargen Blüthenflocken aus einem einst so bunt und reichlich prangenden Blumenlager herübergeweht, der Matrone auf ihrem grauen Gewande mißgönnt. Niemand von ihren Freunden nahm daran Anstoß, nur den Fremden fiel dergleichen störend auf.

Aus Deutschland kam sie nach Esthland. Das Jahr 1804 sah sie in Petersburg, das folgende in Moskau. Es kann seltsam erscheinen, daß sie den Plan faßte, ihre Lebenstage in der fremden Zaarenstadt zu beschließen, doch veranlaßten diesen Entschluß sehr werthe Bekanntschaften, die sie in Moskau knüpfte. Von ihren Ersparnissen kaufte sie sich ein Haus und ein Landgut in der Nähe. Doch die Fackel des Krieges leuchtete und sengte nah und näher heran. Moskau's Brand vertrieb die alte, wandermüde Künstlerin — sie kam nach Esthland zurück und lebte theils in Reval, theils auf dem Lande auf den Schlössern des Adels. Um Madame Catalani zu hören, machte sie noch in spätem Alter eine Reise nach Deutschland, doch kehrte sie krank und unbefriedigt heim. Der Ruhm des neuen Gestirns hatte ihr — da sie urtheilte, dieser Ruhm sei nicht mit Gerechtigkeit erworben — ein Gefühl von Bitterkeit und Kränkung erregt. Von jetzt an brachte sie ohne Unterbrechung in ländlicher Einsamkeit und in der Nähe des Fräuleinstiftes Finn in Esthland, auf dem Landgute des esthländischen Barons Kaulbars lebend, an dessen liebenswürdiger und talentvoller Tochter sie eine ihrer vorzüglichsten Schülerinnen erzog, glückliche, sorgenfreie Tage hin, von einem Kreise edler Menschen umschlossen, die an ihr das in den deutschen Provinzen Rußlands

rühmlich bekannte und so wohlwollend und reichlich gespendete Gastrecht, in der weitesten und humansten Beziehung übten. Zu Reval, den 23. Februar 1831, feierte sie ihren dreiundachtzigsten Geburtstag, wo sie ein paar Verse von Goethe's Hand erhielt, die wir hier beisetzen wollen:

An Madame Mara
zum frohen Jahresfest.
(Weimar 1831.)

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt' erheiternd.
Nah dem Ziele denk ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen. —

Sechzig Jahre früher an demselben Tage hatte der junge Student Goethe in Leipzig Mademoiselle Schmähling besungen. Allerdings ein interessantes Zeichen wohlwollender Ausdauer edler Freundschaftsgefühle. Wie verschieden und doch wie gleich waren diese sechzig Jahre über die Häupter dieser beiden Berühmten hingegangen. Gleich insofern, weil Beiden reichlich für ihr irdisch Thun und Wirken der Beifall der Welt zu Theil geworden war.

Den 20. Januar 1833 starb Mad. Mara.

Um noch in wenigen Worten über eigenthümliche Art ihres Vortrages, über Umfang und Fülle ihrer Stimme Etwas nachholend zu sagen, fügen wir das Urtheil bei, das ein Kunstverständiger unter ihren Zeitgenossen über sie aussprach: „Sie war keine musikalische Begabung, die bei dem ersten Erscheinen für sich einnahm; sie wirkte nachhaltig, und erst durch öfteres Hören kamen Vortrag und Stimme in ihre vollste Würdigung. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme erstreckte sich vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen F, und diese Tonreihe besaß sie in vollkommener Reinheit und Kraft beieinander. Ihr Sopran war der vollendetste, den man hören konnte, und dies befähigte sie besonders, Händelsche Meisterwerke, die dem Sopran die erste Stelle anweisen, vorzutragen. Sie war gewaltig im großen, ernsten Styl, — für die Oper hatte sie nur schwaches Talent. Ihr Vortrag war darin ausgezeichnet, indem sie sich, durch eine gute Schule dazu angehalten, angelegen sein ließ, die Worte auf das deutlichste auszusprechen und sogar zu betonen, unbeschadet der Leichtigkeit und Flüssigkeit des Gesanges."

Frau von Krüdener.

Digitized by Google

Frau von Krüdener.

Es gibt eine gewisse Gattung transparenter Gemälde, die mit einer geheim gehaltenen Künstlichkeit gefertigt sind, so daß sie, jenachdem man das Licht wirken läßt, dem Beschauer ein sich langsam verwandelndes Tableau zeigen, wo ein Bild in sein Gegenbild übergeht, eine sonnige Landschaft mitten im Frühling in ein Schneegefilde, eine üppige Schöne, mit Rosen bekränzt und den Becher in der Hand, in eine abgemagerte und von düsteren Lumpen umhüllte Bettlerin; fast so will es uns bedünken, als wandle sich das Bild jener berühmten Frau, der diese Zeilen gewidmet sind, unter unseren Händen, jenachdem die Geschichte das Licht dazu hält, von einem Aeußersten zum andern übergehend, in die wunderlichsten und seltsamsten Kontraste. Es bleiben immer die Lineamente und die hervorstechenden Farben des ersten Bildes, allein sie werden anders verwandt,

wirken anders und machen gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, den sie früher hervorriefen.

Wir sehen hier eine Frau, die mit dem Wechsel des Jahrhunderts zugleich den Wendepunkt ihrer äußeren Erscheinung auf das überraschendste darstellte. In das achtzehnte Jahrhundert gehört die Weltdame, die junge, kokette Schöne, die eitle und genußsüchtige Schriftstellerin, die Frau des Salons, die in tausend Liebesnetzen Verstrickte, ins neunzehnte gehört die Fromme, die Mutter des Volkes, die bleiche und abgehärmte Gestalt, die zu den Füßen des Kreuzes niedergegossen liegt, die Predigerin, die Wallfahrerin, die Märtyrerin, die Frau im grauen Ueberrock mit dem unscheinbaren weißen Häubchen über dem schlichtgescheitelten Haar. Sollte man glauben, wenn man diese beiden Gestalten zusammenhält, daß sie die Bildnisse einer und derselben Frau sind? Und doch, wie gesagt, die Lineamente sind dieselben, die Hauptfarben sind geblieben, aber sie wirken anders; was früher entzückte, erschreckt jetzt, was früher erschreckte, macht jetzt einen wohlthuenden Eindruck. Es sei unsere, nicht leichte, Aufgabe, zu zeigen, wie das Werk der magischen Beleuchtung das Bild umformt, wir wollen nachweisen, wie das Weiß der Rosen, die die schöne, gewölbte Stirn der siebzehnjährigen, jungen Frau schmücken, dasselbe ist, das bei der Umwandlung

Google

das dürftige Schleierhäubchen bildet, wie der goldgestickte Fächer, mit einem Gemälde nach Watteau, sich langsam erst in ein schwarzes Stäbchen, dann in ein Kreuz verwandelt, wie die Brillantrose am Busen sich anfangs in einen Lichtfleck verwandelt, dann in einen Strahl ausschießt, der, vom Himmel kommend, das Herz der Beterin trifft. Mit einem Worte: wir haben die Aufgabe, die Frau von Krüdener des achtzehnten Jahrhunderts mit der des neunzehnten zusammenzuführen.

Es war im Herbst des Jahres 1786, als an einem dunkeln Abende zwei Männer, in Mäntel gehüllt, aus dem Portal der großen Karthause zu Grenoble traten. Von diesen Beiden war der Eine mehr klein als groß, schlank, von zierlichem Wuchse und von einer unbeschreiblich rührenden Schönheit im Ausdruck und in den Zügen des Gesichts. Er wurde von seinem Begleiter, als Beide die Stufen niederstiegen, mit großer Zartheit und Vorsorge umfaßt und herabgeleitet. Dieser ältere Mann zeigte eine kräftige, stolze Gestalt, mit einem Ausdruck von Festigkeit und Ruhe in den schönen Gesichtsformen. Beide Wanderer lenkten ihre Schritte einem Wagen zu, der sie aufnahm und in den entfernten Gasthof der Stadt brachte. Als sie hier anlangten, warf sich der jüngere erschöpft in ein Sopha und löste ein Haarnetz, das die reiche Fülle der schönsten dunkelfarbigen Locken

gefangen hielt. Der ältere Mann blieb vor seinem Gefährten stehen, betrachtete ihn mit dem innigen Blick der Zärtlichkeit und Vorsorge, erfaßte dann seine Hand und sagte in einem Tone, der halb Vorwurf, halb Verwunderung ausdrückte: Wahrhaftig, Julie, ich glaube, Du bist das erste Weib auf diesem Boden, das ein solches Vorhaben ausgeführt. Nun, was hast Du gefunden? Können wir uns zu dem Erfolg unsers Abenteuers Glück wünschen? Werden unsere Freunde in Paris nicht triumphiren, indem sie uns unbefriedigt von unserer Wanderung zurückkehren sehen? Du weißt, alle Welt rieth uns ab von dieser Reise. Nun, sprich mein Kind. —

Statt der Antwort erhob sich die zierliche Gestalt, und mit der ganzen Inbrunst des erschütterten Gefühls warf sie sich dem Manne, der vor ihr stand, in die Arme. Mein Vater, rief sie, laß uns Nichts in Paris von dieser Reise sprechen! Gib mir Dein Wort, daß Du mit keiner Sylbe alle jene müssigen Fragen, die auf uns einstürmen werden, beantworten willst. Willst Du das? Willst Du mir Dein Wort geben? — Aber weshalb, mein Kind? — Frage nicht, gib mir Dein Wort. — Du bist so erschüttert? — Ich bins. Ich kann nicht athmen, nicht leben mehr! Es ist als wenn dieses Dunkel, das wir so eben verlassen, fortan auf mei-

nem Leben sich lagern werde. Wundersame Stimmen rauschen an meiner Seele vorüber, die sich erschreckt niederbeugt, erzittert, und sich am liebsten verstecken möchte, um das Entsetzliche nicht zu sehen, nicht zu hören. O mein Vater, mein Vater! Was ist's um unser Leben! Welche Abgründe, welche Tiefen sind zu unseren Füßen ausgebreitet, während wir im Uebermuth dahinfliehen! Welch ein grauenvolles Räthsel ist es um eine Existenz, von der wir vielleicht jede Minute mit unsäglichen, nie endenden Qualen bezahlen müssen. Wer ist es, der uns diese Qualen auferlegt? Können wir ihn nicht zur Rechenschaft fordern, weshalb er sich erkühnt, mit uns so grausam zu spielen? Wir wollen seine so großmüthig geschenkten Freuden nicht, wir wollen aber auch nicht seine so tyrannisch und willkürlich uns aufgebürdeten Qualen. Nichts, Nichts wollen wir von ihm, der es für gut findet, sich ewig vor uns zu verschleiern und mit seinen Geheimnissen uns zu necken.

Der Vater schloß sein Kind in die Arme, das krampfhaft schluchzte und sich in Schmerzen an dem väterlichen Herzen wand. Du bist mein Vater, rief sie, Dich erkenne ich an. Ich sah Dich leiden, wenn ich Thränen vergoß, ich sehe auf Deinem lieben Gesicht, von dem jeder einzelne Zug die ganze Geschichte meines erwachenden und in Dich sich versenkenden Herzens schil-

dert, die Fülle von Liebe ausgegossen, die mein ganzes Dasein trägt und hebt. Du verhüllst Dich nicht, und machst nicht Deine väterliche Vorsorge zu einem seltsamen, dunkeln Räthselspiel, an dessen einstige, beseligende Resultate Du mir gebieterisch zu glauben befiehlst, während ich doch nichts von seinem Inhalt hienieden begreife. Nein, Vater, Dein Auge gibt mir die Versicherung der Liebe gleich, offen, hell, treu, ich brauche keinen Dritten zu fragen, der mir Dein Antlitz deutete und Deine Mienen mir erklärte. So stellt sich ein Vater zu seinem Kinde. Ja, Dir bleibe ich treu, an diesem Herzen will ich ruhen, mit diesem kostbaren Herzen soll das meine zusammen in Staub sinken. Wir wollen Beide die Unsterblichkeit nicht. Nicht wahr, Du schlägst mit mir ein Geschenk aus, dessen Geber Dir unbekannt ist, von dem Du nicht weißt, ob er Dich höhnt oder Dich liebt, indem er Dich beschenkt?

Meine Tochter, Dein aufgereiztes Gefühl läßt Dich die Worte nicht erwägen, die Du aussprichst. Es sind frevelhafte darunter. Ueberstehe diese Aufwallung, komme zur Ruhe, gib Deinem Geist die Klarheit wieder, die sein ihm zustehendes Gut ist, und die ihm auf Augenblicke der Taumel Deiner Phantasie geraubt hat.

Du denkst, daß es nur dieses Kloster, diese Stunde ist, die in mir wirken, sagte die Tochter; ich sage Dir

aber, schon lange — lange arbeitet und bewegt sich dergleichen in mir herum. Schon lange —

Dieses Gespräch deutet die Stimmung an, in der sich Frau von Krüdener befand, als sie in Begleitung ihres Vaters die grande chartreuse zu Grenoble besuchte. Sie war damals zwanzig Jahre alt, und seit fünf Jahren an den Baron von Krüdener verheirathet.

Man hat immer geglaubt, die Sinnesänderung dieser merkwürdigen Frau sei plötzlich gekommen; wenn man ihr Leben genauer betrachtet, findet man, daß dies keineswegs der Fall ist. Ihr erster und zweiter Aufenthalt in Paris, die Zeit ihres Glanzes, ihrer weltlichen Triumphe zeigt nichtsdestoweniger Spuren von dem Andringen religiöser Stimmungen. Sie hatte mitten im Strudel der Weltfreuden Momente, wie den obigen, wo sie sich gedrungen fühlte, gegen ihre nächsten Angehörigen die schmerzlichen Regungen der Zweifel auszusprechen, die ihre Brust bewegten. Es waren aber auch nur Momente. Die junge Frau, lebhaft und genußsüchtig, stets von einem Kreise von Bewunderern eingeschlossen, überzeugte sich bald selbst, daß jene melancholischen Stimmungen, wie sie sie nannte, nur Einflüsse ihrer nordischen Natur, vielleicht unbewußte Erinnerungen aus der Kindheit waren. Sie gab sich gleich nach einem solchen Gemüthsanfall desto lebhafter den Zer-

streuungen hin, sie gefiel sich im Umgang mit den Spottgeistern des damaligen Paris, mit den Männern, die aus Voltaire's und Diderots Schule hervorgegangen waren. Die Encyklopädisten feierten damals ihre letzten Orgieen, ihre Tische stürzten um, ihre Lichter erloschen, zwei riesige, blutige Hände, die Hände der Revolution tasteten schon nach den zierlich gelockten Häuptern der Schwelger im Salon des Barons Holbach. Der unterminirte Boden der Gesellschaft drohte zu brechen. Das damalige Paris wimmelte von Schwärmern, Geistersehern und Phantasten. Mesmer hatte sich mit dem mysteriösen Apparat seiner Magnete und galvanischen Ketten etablirt, St. Germain und Cagliostro ließen Geister erscheinen, von denen einige grausenvolle Prophezeiungen ausstießen. Alles war in Bewegung. Dies war der Zeitpunkt, wo Frau von Krüdener Paris kennen lernte. Wir wollen jetzt auf die früheren Umstände ihres Lebens zurückgehen.

Julie, Baronesse von Vietinghoff, war 1766 bei Riga geboren. Ihr Vater, der früher Aemter am kaiserlichen Hofe bekleidet hatte, lebte seit einiger Zeit der Muße und seinen Vergnügungen auf seinem alten Feudalschloß in Kurland. Man muß diese Landsitze des reichen Adels in den baltischen Provinzen kennen, um zu wissen, welche Bilder von Einsamkeit und Größe sich

der Phantasie eines Kindes, das in diesen Räumen auferzogen wurde, einprägen können. Lange, weithingedehnte Länderstrecken, nur dürftig hier und da von einer ärmlichen Niederlassung deutscher Handwerker und den mehr den Höhlen, als menschlichen Wohnsitzen gleichenden Hütten der eingeborenen Bauern unterbrochen, umgeben, so weit das Auge trägt, den Herrschersitz des Gutsherrn, der in der That souveräner Gebieter ist oder vielmehr war, denn ihm stand die Verfügung über das Eigenthum und die Freiheit, selbst über das Leben seiner leibeigenen Untergebenen zu. Dieser Herrschersitz ist von einer imposanten Größe und oft sogar von einer verschwenderischen Pracht. Unter der Regierung der Kaiserin Catharina, schon unter der Elisabeths, kamen italienische und französische Baukünstler in den Norden, und führten Prachtbaue auf in Gegenden, die die Einsamkeit der Haide mit dem Grauen einer Wüste vereinigten. Mitten in dem Dunkel sturmdurchtoster Fichtenwälder, nur mühsam gelichtet, erhob sich der schlanke Tempelbau italienischer Villen, und die zierliche Säule Joniens ragte in den nordischen Himmel hinein, der die zarte Fremdlingin ungalant mit dem rauhen Flügelschlag seiner Schneestürme peitschte. Der Wanderer, der eben mit halbthierischen Geschöpfen verkehrt hatte, der sich in eine Eskimauxhütte mit allem

Ungemach, den die Barbarei und der Schmutz mit sich führen, versetzt glaubte, sieht plötzlich, da er die Waldung durchbricht, ein Feenschloß vor sich, dessen Zinnen in der Morgensonne wie Gold schimmern, dessen Fenster eine unabsehbare Reihe von Gemächern zeigen, in dessen Nähe ein prachtvoller Kunstgarten seine Statuen und vergoldeten Gitter zeigt. Welch ein Kontrast! Die Kunst der Mediceer neben dem Schmutz der Samojeden! Der glänzende Ballsaal, in dem sich eine Schaar junger Nymphen, in Gaze und parfümirte Spitzen gehüllt, am Arm ihrer Tänzer wiegt, und wenige Schritte weiter ein Rudel hungriger und zähnefletschender Wölfe, die mit ihrem grausenvollen, monotonen Geheul die Nacht der nordischen Wälder erfüllen. Oben im Saal die zarte Schöne, die eine Melodie von Lulli oder Pachiarotti mit allem Schmelz einer italienischen Kehle bezaubernd vorträgt, unten im Dorf das Geschrei des armen kurischen Weibes, das von ihrem betrunkenen Manne fast zu Tode geprügelt wird.

Doch nicht das äußere Leben allein, auch das innere, das Geistesleben dieser kurischen Dynasten jener Tage war an eigenthümlichen Kontrasten reich. Ein grand seigneur zur Zeit der Kaiserin Anna, deren Gemahl Herzog von Kurland war, trat mit dem Stolz und der Ungebundenheit eines Herrschers auf, und er

war es auch, so lange er es vermied, in die Atmosphäre des Hofes in Petersburg zu kommen. Dort war seine Macht gebrochen. Die höhere Intelligenz des deutschen Adels konnte damals noch nicht den materiellen Machtäußerungen der russischen Großen die Stange halten. Erst einem spätern Jahrhundert war es vorbehalten, den Triumph des Geistes über die rohe Materie zu feiern. Der baltische Adel vermied es deshalb, an den Hof zu gehen; wir finden keinen Träger alter, berühmter Familiennamen in dem Kaisersitz an der Newa damals gegenwärtig. Selbst als Anna den Thron bestieg, als diese kunstliebende und gelehrte Prinzessin ihren Hof mit den Erinnerungen ihrer Jugendjahre zu umgeben wünschte, folgten ihrem Rufe nur sehr Wenige von den stolzen Söhnen des einst freien, selbständigen Bodens. Während der Regierung Elisabeths hielt der Adel sich ebenfalls fern, und nur als die Prinzessin von Anhalt-Zerbst den goldenen Stuhl Peters bestieg, als Kunst, Leben und Wissenschaft sich um den Thron der nordischen Semiramis schaarten, da sah man auch die edlen Geschlechter Kur-, Esth- und Lieflands in der Residenz erscheinen und Aemter beim Throne annehmen. Dies geschah doch auch jetzt immer mit einer gewissen Zurückhaltung. Die Souveränetät ist so süß, und die kurländischen Großen waren Souveräne auf ihren Schlössern. Hier bil-

deten sich nun aber jene geistigen Kontraste, von denen wir oben gesprochen, aus. Eine Familie hielt sich isolirt auf ihrem „Schlosse." Dieses Schloß stand in einer Einöde; viele Meilen, oft Tagereisen weit in der Runde war kein Geschöpf, dem man Rede und Antwort abgewinnen konnte, denn mit dem Leibeigenen sprach man nicht, man winkte ihm nur Befehle zu, man sprach mit ihm durch die Reitgerte, durch den Spazierstock; wie also den Schatz der Bildung, die angehäufte Summe der Kenntnisse, die kleinen Kostbarkeiten modischer Eleganz in Cours bringen? Denn nur durch fortwährenden Austausch gedeiht die luxuriöse Saat der socialen Intelligenz. Man brachte sich zwar aus der Residenz einen Hofmeister mit, eine Gouvernante aus Paris oder wenigstens aus Genf wurde mit in das einsame Feenschloß eingesperrt, allein diese exotischen Geschöpfe waren bald eben so isolirt wie ihre Gönner. Obgleich der Hofmeister deutsche gelehrte Bildung gar nicht übel repräsentirte, obgleich die Gouvernante für sich in Klatschhaftigkeit und Médisance ein Paris in Miniatur war, so waren doch die Hülfsquellen, die sie boten, bald erschöpft. Man machte Promenaden um die Kornfelder und erzählte sich Anekdoten von dem duc de Chartres, man fuhr über die nordischen Seen meilenweit im Schlitten, und unter dem Pelz hielt man die kleine Ausgabe

des Candide, die man sich gegenseitig vorlas. Dann kam man nach Hause und dann — o ein Abend, der gar kein Ende nahm. Welch ein fürchterliches Ding ist ein langer, nordischer Winterabend innerhalb eines einsamen, kurischen Landschlosses! Da kann es denn geschehen, daß die Verzweiflung so stark anwächst, daß der gnädige Herr mitten in der Partie Tarock, die er mit dem Pfarrer spielt, einschläft, und die Dame des Hauses sich in die unteren Räume, in die Spinnstube verliert, um dem Geplauder der Mägde ein Stündchen hindurch zuzuhören. Dergleichen ist dann entsetzlich, und wo die Familie dies inne wird, läßt man schnell den Reisewagen anspannen und fährt nach Paris, um einen Winter hindurch wieder so viel Leben, Tumult und Lichterglanz einzusaugen, als es bedarf, um die Einöde wieder zu vertragen. —

Diese Lage der Verhältnisse muß man beachten, wenn man die Jugenderziehung Julianens von Vietinghoff in Erwägung ziehen will. Welche Eindrücke mußten auf ein phantasievolles Kind jene Widersprüche des rauschendsten, glänzendsten Lebens und der tiefsten Einöde machen. Der Aufzeichner dieses weiß aus seiner eigenen Jugend, wie wundersam diese Kontraste wirken können, wie sie der einsamen, schwärmerischen Richtung Vorschub, dem Feuer der Phantasie Nahrung, dem sich

entwickelnden Geiste Stoff zum Nachdenken geben. Wer immerdar im Schoß großer Städte gelebt, wer gewohnt ist, die Strömungen des Lebens immer dicht an seinem Ohr rauschen zu hören, hat nicht die feine Seelenempfindung, die Spürkraft der intelligenten Saugewerkzeuge sich bewahrt, die nothwendig sind, um aus dem Leben große Resultate zu gewinnen. Wäre Juliane als Pariserin geboren, sie hätte nicht ihre bedeutsame Rolle spielen können. Die nordischen Nächte, die Einöde am baltischen Meere waren der Entwicklung ihrer Seele nothwendig.

Eines Umstandes aus den Kinderjahren Julianens muß hier noch Erwähnung geschehen, weil er eigenthümlich phantastischer Art ist und zugleich ein Bild gibt von den Verhältnissen des dortigen Familienlebens. Eine Urgroßmutter Julianens, eine Greisin, die von ihrer Umgebung vergöttert wurde, war das Orakel und gleichsam das personifizirte Familienschicksal. Sie wußte um Alles was die Familie betraf, ihr Gedächtniß leistete Wunder, wenn es darauf ankam, irgend einen, von allen anderen alten Leuten vergessenen Umstand zu erörtern und festzustellen. Fragte man sie über ein Ereigniß, das in den letzten Regierungsjahren Peter des Großen, den sie noch gesehen, vorgefallen und zu dem auf irgend eine Weise die Familie in Beziehung getreten,

sie wußte es auf Tag und Stunde anzugeben, mit allen kleinen Nebenumständen und den unwichtigen Anhängseln einer wichtigen Begebenheit. Aber immer nur wenn die Familie sich betheiligt zeigte; war dieses nicht der Fall, so konnte sich ereignet haben was da wollte, die Alte hatte sich nicht darum gekümmert, oder hatte es vergessen. Man kann sich denken, wie sie ihre Söhne, wie sie die Söhne dieser Söhne und wie sie endlich ihre Urenkel liebte. Eine Flut von Namen wogte ewig in ihrem Gedächtnisse, und ihr Kalender zeigte roth angestrichen eine Anzahl von Geburtstagen, die kein Ende nahm. Diese Frau fühlte sich nun ihrem Tode nahe. Ueber ihre Habe hatte sie schon verfügt. Peter bekam dieses Gut, Johann Kasimir jenes, Burchard erhielt Kapitalien, Anton Leberecht erbte Diamanten, aber wem sollte sie den von den vier Söhnen am meisten gesuchten Schatz, sich selbst, vermachen, nämlich ihre Leiche? Wer sollte die Ehre und das Glück haben, daß die theure Mutter bei ihm ruhte? Alle Vier strebten nach dieser Auszeichnung: die Alte merkte, wie alle Vier heimlich gegen einander kabalisirten, und ihr Herz blutete, denn sie konnte sich doch nur Einem geben. Was sollte sie thun? Je näher ihre letzte Stunde kam, desto ängstlicher und im Herzen betrübter wurde die Greisin. Johann Kasimir hatte eine neue Familiengruft bauen las-

sen, was war natürlicher, als daß er wünschte, die Mutter möchte sich ihm schenken, aber Peter hatte auch eine Familiengruft, und Burchard und Anton Leberecht hatten zwar keine Familiengruft, aber sie versprachen dafür, der theuren Leiche in ihren eigenen Schlössern eine Ruhestätte zu bereiten. Die Mutter bringt Glück, riefen sie, wo sie ruht, da wird das Haus seinen Halt und Stützpunkt finden. Es war ein heimliches Treiben, es wurde geflüstert und gewinkt, die Alte sollte nichts merken, aber sie merkte es doch und ließ den Schlitten wieder anspannen, um mitten in der Winterkälte und halb sterbend doch auf das nächste Gut zu reisen, damit es nicht hieße, sie sterbe absichtlich bei Johann Kasimir der neuen Familiengruft wegen. Bei Peter kam sie an, der sie triumphirend aufnahm, doch während sich Sohn und Mutter in den Armen lagen und die Alte schon geseufzt hatte: Peter, hast Du ein Bette für mich? konspirirte sie heimlich mit Anton Leberecht und dessen Frau und Tochter, und ehe sichs Peter versah, war schon wieder der Schlitten vor der Thür und Anton Leberecht entführte im Triumph die Mutter; aber war er schlau, so war noch schlauer Burchard, der die Entführte nochmals entführte. So fuhr während eines ganzen Winters der wundersame Schlitten immerdar über die Eisfelder und durch die Schneestürme, das Herz einer Mutter mit sich

führend, das halb schon ersterbend, doch noch seine matten Pulse durch die lebendigste Liebe immer neu wieder heben mochte. Endlich erhielt doch irgend einer der Söhne das Kleinod, und unter einer unabsehbaren Schaar von Kindern, Kindeskindern und Enkeln ging die Alte zur Ruhe ein. Juliane erwähnt dieses Familienereignisses, und es übte eine große Gewalt auf ihre Phantasie und ihr Herz aus. Sie ruft später, sich an dieses Beispiel erinnernd, aus: Wenn ich nur auch mein Herz der ganzen Menschheit, und besonders dem leidenden Theile derselben schenken könnte, wie jene Alte es ihrer Sippschaft schenkte. Wenn sich die Armen also einst um meine Leiche stritten und Jeder trachtete, mich als die Seine in der Nähe seiner Hütte zu beerdigen! Welch ein seliger Schlaf dann! —

Um wieder den Punkt zu treffen, von dem wir ausgingen, so sei es bemerkt, daß der Baron von Vietinghoff gerade zu denjenigen Landbesitzern gehörte, die es am wenigsten lange in ihren einsamen Schlössern aushielten. Er war für jene Zeit ungewöhnlich gebildet und kenntnißreich, und so sehr auch Lektüre und Studien ihn in Zeiten der Zurückgezogenheit thätig und regsam erhielten, so bedurfte doch sein weltmännischer Sinn, sein Streben, in die Tagesereignisse wirkend einzugreifen, eine Veränderung des Aufenthalts, und es zog ihn

vorzugsweise nach Paris. Bei der ersten Ausflucht dahin war Juliane noch Kind, bei der zweiten schon fast erwachsenes Mädchen. Im Hause des Barons erschienen Buffon, d'Alembert, Marmontel, Grimm und der Baron Holbach. Das muntre, liebenswürdige Mädchen fand allgemein Beifall. Den Vater erfreute dies. Er mußte aber bald bemerken, daß seine Tochter die Kühnheit hatte, ihren eigenen Weg gehen zu wollen. Sie wurde träumerisch, nachdenkend. Sie erinnerte an die Heimkehr, sie sehnte sich in die nordische Einöde zurück, sie hatte Visionen, Träume. Es waren immer nur Anfälle, aber sie traten nach und nach häufiger hervor. So trieb sie den Vater oft zu Excursionen, bald in die Schweiz, bald nach Deutschland, bald ins südliche Frankreich. Sie war unbeschreiblich lebendig auf diesen Reisen. Sie flog wie eine Feder im Winde dahin, man hätte sie für ein glückliches Kind halten können, das nichts dachte und nichts wollte, als die Freude des Moments haschen, dann aber saß sie plötzlich in ihren Schleier gehüllt, eine grübelnde Sibylle, auf einer Felsspitze und träumte ganze Tage lang, und wenn der Vater sie fragte, warf sie sich ihm weinend um den Hals und Gespräche, wie wir sie oben beschrieben, fanden statt. Der Baron Vietinghoff war, was die Religion betraf, ein Weltmann nach der damaligen Art,

Digitized by Google

jedoch nicht ganz von der schlimmen Sorte, er war kein Schwärmer, aber auch kein Spötter: er ließ die Dinge auf sich beruhen und mochte nichts weniger leiden, als jene religiöse Extase, die den Heiligen ein süßes Labsal, den Kindern der Welt aber eine ärgerliche Thorheit ist. Nun hatte er das Leidwesen, in seinem eigenen Kinde Elemente jener mystischen Neigungen, die ihm unbequem und unverständlich waren, zu entdecken. Sie besuchte gern Klöster und verlor sich dort in den dunklen Kreuzgängen, sie dachte über das Leben der Mönche nach, und der Vater hätte sie gern über die einzelnen Artikel der Encyklopädie nachdenken machen. Er erlebte aber auch, wenn er die bösen Stunden ruhig hinnahm, die Freude, Juliane eine ausgelassene Weltdame spielen zu sehen, aber dann wieder so excentrisch, mit einem so frivolen Muthwillen, daß selbst die am wenigsten scrupulösen Damen der damaligen Gesellschaft über sie erschracken. Immer in Extremen sich bewegend, war sie immer neu, immer liebenswürdig, ein Kind des Phantasus und der Grazie. Sie muß nach allen Nachrichten der Zeitgenossen ein ganz seltenes, verführerisches Wesen gewesen sein. Die Gabe, die Herzen an sich zu fesseln, war ihr in einem bewundernswürdigen Grade gegeben. Den Baron Krüdener scheint sie geheirathet zu haben mehr auf Wunsch ihrer Angehörigen, als aus dem Mo-

tiv der Neigung. Erst als junge Frau begann ihr ganz wildes und ausschweifendes Leben. Sie ging mit ihrem Manne nach Venedig, wo dieser russischer Gesandter war. Sie kam wieder nach Paris zurück, und eine innere Unruhe peinigte sie. Mit der äußeren Welt trat sie immer mehr in Opposition. Der Mann verstand sie nicht, sie liebte ihn nicht: ihre Ehe war ihr gleichgültig, manchmal lästig: der Vater kam ihr alt und unduldsam vor, der Geliebte, der Sänger Garat, erschien ihr als ein Geschöpf ohne Seele. Sie dürstete, Widerspruch, Reiz, Aufstachelung zu finden: sie wollte der Sünde huldigen, aber die Sünde mußte ihr dafür auch Etwas gewähren: Beruhigung, oder Taumel, oder Sieg, oder Schmerz, oder Wahnsinn — kurz zu irgend einem Zwecke mußte sie kommen. Sie mußte fühlen, daß entweder der Himmel oder die Erde um ihre Existenz wußten, sich entschieden um sie kümmerten. Wie Millionen Andere ruhig fortleben, artig und bescheiden sündigen, liebreich getröstet werden und dann versöhnt sterben, das mochte sie nicht. Eine höllische Qual war es ihr, zu denken, daß Liebe und Haß, Ruhm und Schande ihr nur in den kleinen Portionen zugemessen sein könnten, wie sie alle Welt um sie her verschluckte. Sehr viele Frauen in Paris wurden damals von diesem Heißhunger nach Oeffentlichkeit gepeinigt, aber gewiß Keine heftiger,

als Frau von Krüdener. Eines Abends sah sie die alternde Madame Genlis die Harfe spielen. Man sagte ihr, diese Frau sei berühmt geworden, indem sie die Erste sei, die in Frankreich die Harfe gespielt. In der That, entgegnete Frau von Krüdener, wird man in Frankreich berühmt, wenn man sich lächerlich macht? Wohl, ich werde die Harfe spielen lernen. Sie lernte sie nicht spielen, aber sie schrieb ein Buch und sagte zu der Dame, mit der sie das obige Gespräch geführt: Ich habe von den zwei Thorheiten, durch die Madame Genlis sich lächerlich und berühmt gemacht hat, die für mich leichtere ergriffen: ich habe ein Buch geschrieben. Wir wollen sehen, ob ich meinen Zweck erreiche.

Der Roman Valérie machte, was die Verfasserin wünschte, großes Aufsehen, weit größeres, als das Buch, das zwar bedeutend, doch nicht als Kunstwerk ist, verdiente. Nur in einem Urtheil täuschte man sich nicht, man fand eine junge, feurige, schwärmerische Seele darin, und die lebte in der That darin. Nicht zum Schluß kommend mit ihren religiösen Scrupeln, hatte sich die Zweiflerin entschlossen, diese auf das Gebiet der Dichtung überzutragen und das Herz zum Träger der dunklen Geheimnisse des Gewissens zu machen. Der Roman erschien 1804 in Paris, nachdem die Verfasserin nach der Trennung ihrer Ehe 1792 einen Aufenthalt

in Riga und in Leipzig gemacht. Es wird nöthig sein, mit diesem Buche sich etwas näher zu beschäftigen.

Es führt den Titel: «Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G—. 2 Vol.» (Eine treffliche deutsche Uebersetzung von Müller erschien in demselben Jahre; auch Frau von Chezy, wie sie selbst erzählt, veranstaltete mit Dorothee Schlegel zusammen eine Uebertragung 1804 in Paris, unmittelbar nach dem Manuscript der Verfasserin.) Gustav ist ein gefühlszarter, etwas weichlicher und an den Goethe'schen Werther erinnernder Jüngling, der sich in einer unglücklichen Liebe zu der Frau seines Pflegevaters verzehrt. Diese junge und schöne Frau, Valerie, ist, wie die Zeitgenossen behaupten, ein wohlgetroffenes Porträt der Dichterin, auch Gustav soll nach dem Leben gezeichnet sein, und das Verhältniß der Herzen, die hier in Kampf und Entsagung miteinander leiden, trägt in der Schilderung jene Wahrheit an sich, die erlebt, nicht nur erdichtet sein will. Es ist ein Tagebuch der Liebe, und bekanntlich schreiben Frauenhände solche Tagebücher am zartesten, wahrsten und innigsten. Die damaligen ästhetischen und kritischen Besprechungen des Buches haben es mit der feurigen Liebespoesie des Werther, andere es mit dem sentimental-Rousseauschen Roman la nouvelle Héloise verglichen: es gleicht beiden nicht; es schafft sich eine

neue Bahn, die gleich darauf Frau von Staël so sieg-reich mit ihrer Delphine und Corinne betrat, den ästhe-tisch schildernden Roman. Es wurde durch die Valerie Mode, Landschaft- und Städtebeschreibungen ins Ge-biet der Liebesgeschichte zu ziehen und den Helden oder die Heldin auf Reisen zu schicken, um an die äußeren Erscheinungen der Reise die Betrachtungen über die Seelenzustände des Menschen überhaupt, des Helden des Romans insbesondere anzuknüpfen. Die Form der Briefe ist dabei besonders geeignet, den Schilderungen eine ursprüngliche Naturwahrheit, aber leider auch, wenn das Talent des Dichters nicht reif oder nicht kräftig genug ist, ihm das gehörige Maß zu lehren, ihnen eine lästige und langweilige Ausdehnung zu geben. Bei der Valerie ist dieser Uebelstand noch vermieden, auch die Delphine und Corinne tragen ihn nicht zur Schau, wohl aber die zahllosen, besonders die deutschen späteren Nach-ahmungen dieser Gattung Romane. Die Briefe Gustavs, die das Erwachen seiner Leidenschaft schildern, sind mei-sterhaft zart und wie von einer keuschen Glut angehaucht. Valerie selbst hat Momente, wo sie uns kalt, andere, wo sie uns gezwungen erscheint. Man sieht der Dich-terin das Schwanken an, wie sie sich einerseits fürchtet, zu viel zu verrathen von den eigenen Erlebnissen eines zu heftig erschütterten jugendlichen Herzens, andererseits

durch eine allzu konvenzionelle und kühle Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers zurückzuschrecken wähnt, und deshalb wärmere und leuchtendere Farben nimmt, die sie jedoch mit unsichrer Hand vertheilt und nicht an die gehörige Stelle bringt. Gustav, muß man bekennen, ist völlig wahr, Valerie nur halb wahr. Der Brief, der seinem jammervollen Scheiden vorangeht, ist mit einer herzzerreißenden Gewalt des Schmerzes und der Leidenschaft geschrieben. Schade, daß der Roman französisch verfaßt ist, hier wäre die kühne und tiefe deutsche Sprache an ihrem Orte. Die Dichterin verräth fast in jeder Zeile der leidenschaftlichen und schwärmerischen Stellen ihres Buches ihre deutsche Abstammung. Man halte dagegen die Romane der Staël, die auch mit Leidenschaft, aber mit französischer, gedichtet hat, und man wird die Tochter des Nordens von der des Südens leicht unterscheiden können, auch der flüchtigste Beobachter wird es können; dem aufmerksamen entgeht übrigens schon aus diesem Buche nicht die ganze Fülle und Richtung einer gewaltigen, nach dem Innern sich hineinwühlenden Phantasie. Manche Stellen sind mit einer dunkelglühenden Mystik geschrieben und streifen dicht an die Geheimnisse des Glaubens. Man hat daher auch angenommen, jedoch fälschlich, daß der berühmte Mystiker und Philosoph St. Martin Theil an der

Schöpfung des Romans genommen. Er war zwar mit Frau von Krüdener bekannt, übte jedoch keinen Einfluß auf sie, wie sie selbst gesteht, da sie damals zu sehr noch Weltdame war, und doch schon zugleich auch zu großes Mißtrauen gegen die gepriesene Weisheit der pariser Philosophen hegte, um sich mit einem Manne von einem so seltsamen Aeußern und einem Rufe von so bizarrer Wunderlichkeit einzulassen. Wer ihr nicht den ganzen und vollen tiefsinnig poetischen Inhalt des Romans zuschreibt, der kennt Frau von Krüdener in ihrem eigensten Wesen nicht. Sie war recht eigentlich Dichterin, und die Glut und die Macht ihrer Phantasie hielt mit dem erregtesten und empfindendsten Herzen gleiches Maß. Hätte sie denn auch sonst ohne diese intensiven Eigenschaften in dem Grade auf die Menge wirken können? Sie „bezauberte" völlig ihre Umgebung, selbst die sprödesten und kältesten ihrer Beobachter; war dies wol anders möglich, als durch die Kraft großer und tiefer Innerlichkeit? Und diese Innerlichkeit, dieses „Heranziehen" des fremden Gemüthes und Geistes in unsern Gefühls- und Denkkreis macht ja auch den Dichter. Frau von Krüdener nahm in die Seiten ihres Buches die Schilderungen der Gegenstände und der durch dieselben in ihr erregten Ansichten und Betrachtungen auf, die ihr auf ihren Reisen zugekommen. So finden wir

in der Valérie eine poetische und wahre Beschreibung der grande chartreuse zu Grenoble, die sie vor vielen Jahren zurück, wie wir erwähnt haben, mit ihrem Vater, in der Verkleidung als Mann, da keine Frauen den Umkreis der heiligen Mauern überschreiten durften, besucht hatte. Man sieht aus diesem einen Beispiele, wie innig der Gegenstand des Romans mit dem Seelenleben seiner Schöpferin zusammenhängt. Die Stelle möge hier einen Platz finden. Gustav schreibt: Je viens de lire la vie d'un saint que j'ai trouvé dans une des armoires de ma chambre. Ce saint avait été homme, il était resté homme: il avait souffert, il avait jeté loin de lui les désirs de ce monde, après les avoir combattus avec courage. Il avait exilé de ses pensées toutes les images de sa jeunesse, et élevé le repentir entre elles et ses années de solitude. Il travallait tous les jours à son tombeau, en pensant avec joie qu'il ne léguerait à la terre que sa poussière; et il espérait, mais en tremblant, que son âme irait dans le ciel. Il vivait dans sa chartreuse en 1715; il mourut, ou plutôt il disparut, tant sa mort fut douce. — Là vivent des hommes qu'on nomme exaltés; mais qui font du bien tous les jours à d'autres hommes. Quelle idée sublime et touchante que celle de trois cents chartreux, vivant de la vie la plus sainte, remplissant ces

cloitres si vastes, ne levant leurs mélancoliques regards que pour bénir ceux qu'ils rencontrent, peignant dans tous leurs mouvemens le calme le plus profond, disant avec leurs traits, avec leurs voix que l'agitation ne frappe jamais, qu'ils ne vivent que pour ce Dieu si grand, *oublié dans le monde, adoré dans leur désert!*

Wer sieht nicht in diesen letzten Worten schon die Krüdener von 1814 vor sich stehen? Ein Dichter ist immer auch zugleich Prophet, und er prophezeit sich selbst oft, ohne es zu wissen und zu wollen, seine Zukunft. Hier ist eine solche Stelle. Sie hatte selbst später sich als berufen angesehen, diesen Gott, den die Welt vergißt und nicht achtet, der in der Einsamkeit und Wüste verehrt und angebetet wird, zu verkündigen. Wie sehr irrt man daher, wenn man annimmt, wie wir schon am Anfange dieses Lebensbildnisses berührt haben, daß die Sinnesänderung dieser berühmten Frau so plötzlich vor sich gegangen; in den obigen Zeilen steht deutlich die nahe Verwandtschaft aufgezeichnet, in der die junge Weltdame, die gepriesene Schriftstellerin mit der ascetischen Missionärin steht.

Mehre Stellen enthalten die Schilderung bekannter Städte und Gegenden, so Venedigs unter anderen, wo man an ähnliche Bilder der Georges Sand erinnert wird, dann Urtheile über Kunstgegenstände, Gemälde,

Sculpturen. Diese Besprechungen sind ohne Pedanterie und im Style des guten Geschmacks gehalten; sie ermüden nicht, sondern zerstreuen anmuthig den durch die Darstellungen des Liebeskummers niedergebeugten Geist des empfindenden Lesers. Der Roman bleibt immer die Hauptsache und wird nicht, wie bei der Corinna, eine lyrisch-rhetorische Zuthat für das geistreiche Raisonnement.

Unter den Urtheilen, die damals über diesen Roman laut wurden, zeichnet sich eins aus, das auf die Dichterin der Valérie einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint; es ist nach ihren Mittheilungen von Hrn. Empeytas, ihrem Begleiter und Anhänger, aufgezeichnet worden, und enthält die Unterredung, die die Verfasserin mit einer Frau aus der Sekte der Quäker gehalten. Es mag in verkürzter Gestalt hier seinen Platz finden.

Frau von Krüdener. Was wünschen Sie von mir, liebe Miß Sara Asherby?

Sara. Ich möchte Dich zur Rede stellen, liebe Schwester, wegen des Buches, das Du vor kurzem veröffentlicht hast.

Frau von Krüdener. Mißfällt es Ihnen?

Sara. Mir nicht; doch hat es Einigen meiner Schwestern und Brüder Anstoß gegeben.

Frau von Krüdener. Es soll mir dies leid

thun, doch habe ich beabsichtigt, durch dieses unbedeutende Werk Niemanden zu beleidigen, vielmehr Viele zu erfreuen. Mein Wunsch ging sogar dahin, durch dasselbe die Sitten zu verbessern.

Sara (ihr die Hand küssend). Ich danke Dir.

Frau von Krüdener (erstaunt). Wofür?

Sara. Du hast mir eine ersprießliche Lehre gegeben, nämlich die, daß man selbst an den Personen, die uns misfallen, Eigenschaften finden kann, die uns, die wir uns für besser als jene Personen hielten, beschämen. Ich stehe beschämt vor Dir.

Frau von Krüdener. Sie sind sehr demüthig, Miß.

Sara. Ich sollte es sein.

Frau von Krüdener. Nun aber, der Zweck Ihres Besuches — darf ich ihn nicht erfahren?

Sara. War der, Dich im Namen Gottes zu bitten, keine solche Bücher mehr zu schreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich noch das Recht habe, diese Bitte zu thun.

Frau von Krüdener. Nur frei heraus mit der Sprache.

Sara. Ich habe das Buch gelesen — und ich will es nur gestehen, bei einzelnen Stellen desselben hab' ich Thränen vergossen. Meine thörichten Tage standen wie-

der vor mir; ich sah mich selbst wieder jung und wider das Gebot des Herrn sündigend.

Frau von Krüdener. Sie lebten einst in der Welt, Miß?

Sara. Was ich einst war, kann Niemand kümmern; genug, daß ich bekenne, sündhaft und eitel gewesen zu sein.

Frau von Krüdener. Aber auch schön sind Sie gewesen, Miß.

Sara (mit unwilligem Erröthen). Schweig! Will ein schwaches Weib dem andern schmeicheln?

Frau von Krüdener. Nun denn, zur Sache! Also Sie kennen die Welt, Miß, und finden, daß ich sie geschildert habe wie sie ist.

Sara. Ja, aber Du bedachtest nicht, daß schwache Herzen Dein Buch lesen. Was sollen diese Armen, denen Gott noch nicht geistliche Aufseher beigegeben hat, von den Schilderungen einer sündigen Leidenschaft denken, die Du mit so meisterhafter Feder hingezeichnet hast? Für jedes Herzklopfen, für jeden düstern Traum dieser Lämmer, die der Hirte noch frei herumirren läßt, wirst Du verantwortlich sein. Hast Du das bedacht, eitles Weib?

Frau von Krüdener (nach einer Pause). Sie sind eine Fromme, Miß, — wir werden uns gegenseitig nicht verstehen.

Sara. Ich bin ein Weib, das die Wahrheit liebt, und das nebenbei ein Herz hat für den Kummer und die Leiden seiner Mitgeschöpfe.

Frau von Krüdener. Beides bin ich stolz auch von mir sagen zu können.

Sara. Du liebst die Wahrheit und kleidest die Lüge in Gold und Purpur, Du hast ein Herz für Deine Mitgeschöpfe und — tödtest sie! Schwester, Du lügst.

Frau von Krüdener. Sie sind nicht fähig, Miß, die Wahrheit in meinem Buche zu erkennen. Sie gestehen selbst, daß Sie die Welt, in der ich lebe, verachten. Was man verachtet, sucht man nicht kennen zu lernen.

Sara. Ich verachte Niemanden, sowie ich Niemanden achte. Alle Ehre geb' ich dem, der sie geben und nehmen kann. Ich hasse die Sünde, und der Haß weiß sehr genau um seinen Grund.

Frau von Krüdener. Ich hasse die Sünde ebenfalls.

Sara. Nein, Du liebst sie, und Du liebst sie in dem Grade, daß Du sie in jedes Herz pflanzen möchtest, selbst in die unschuldigsten, wo sie ihre Stätte früher noch nicht hat finden können.

Frau von Krüdener. Sie nennen Sünde was ich Leidenschaft nenne.

Sara. Ich weiß nur von einem Gebot und nur von einer Uebertretung. Du sollst Gott lieben heißt das Gebot, du liebst Gott nicht heißt die Uebertretung.

Frau von Krüdener. Man kann diesen Satz vielfach auslegen.

Sara. Ja, wenn man nicht ehrlich ist. Der Ehrliche hat nur die eine einfältige Auslegung, die der Gehorsam und die Demuth ihm eingeben.

Frau von Krüdener. Und was verlangen Sie demnach von mir, Miß?

Sara. Daß Du an die Armen und Schuldlosen denkest, die Deine Brüder und Schwestern sind, Deine Kinder, wenn Du es lieber hören willst, wenn Du wieder die Feder ergreifst, um ein Buch zu schreiben, durch das Du „die Sitten bessern willst." Stelle dem Auge Deines Geistes nicht die eitlen Frauen und Männer vor, die Dich in den Prunkgemächern der Welt umgeben und deren hochmüthiges und siegreiches Lächeln Dir im Voraus den Dank spendet; sondern führe Deinem Geiste die Gestalten aus der Niedrigkeit und Einsamkeit vor, die in ihren kummervollen Stunden noch nicht wissen, ob sie Gott oder der Welt angehören sollen. Denke daran, daß ein Senfkorn Schwere die Wage Gottes bei diesen mühseligen, stillen Wanderern, die des Weges unkundig sind, fallen machen kann, und daß Du es bist,

die dies Senfkorn in die Wagschaale wirft. Es kann im weiten Umkreis der Schöpfung kaum etwas Peinvolleres geben, als diesen Gedanken. Wenn Du diesem Bilde nachgehst, wird Deine Seele ganz und vollständig empfinden, was damit gemeint ist, wenn es heißt: Du sollst kein Aergerniß geben.

Frau von Krüdener. Wenn Sie die Wahrheit sprächen, Miß, so wäre ich alsdann durch mein Buch verdammt.

Sara. Verdammt nicht; aber Du hast unbeschreiblich den betrübt, der Dich zuerst geliebt hat und der trotz Deiner Sünde Dich nie aufhören wird zu lieben. Kann ein kleiner weltlicher Triumph Werth genug für uns haben, um uns seinetwegen mit unserm Geliebten zu entzweien?

Frau von Krüdener (nach einer Pause des Nachdenkens). Ich bin Ihnen dankbar, Miß, für die Aeußerung Ihrer aufrichtigen Meinung. Ihren Rath kann ich jedoch nicht brauchen, denn der Standpunkt, auf welchem Sie stehen, scheint mir ein zu niedriger, um von ihm aus die menschlichen Dinge so zu beurtheilen, wie sie beurtheilt sein wollen.

Sara. Ob mein Standpunkt ein so niedriger sei, wie Du behauptest, mögest Du in der Folgezeit aus dem Eintreffen einer Prophezeiung ermessen, die ich Dir

jetzt mittheilen will. Wir haben in diesen Tagen gesehen, daß in den materiellen Geschicken der Menschen die Niedrigen sich über die Hohen gesetzt haben, es wird aber auch noch dazu kommen, daß die Unmündigen im Volke und die Einfachen im Geiste über die Weisheit der Klugen den Sieg davon tragen werden.

Frau von Krüdener. Genug, Miß. Was wir einander sagen können haben wir, so dünkt mich, Beide schon ausgesprochen.

Sara. Leb' wohl. Gott hat Dich und mich in seinem Schutz. — —

(Zusatz von späterer Hand.) „Was in diesem Gespräch auffällig wurde, war das Eintreffen jener Prophezeiung, und zwar war Frau von Krüdener selbst ausersehen, die Bewahrheitung herbeizuführen. Sie ging zu den Unmündigen im Volke und zu den Einfachen im Geiste, um ihnen das Evangelium zu predigen. Unter ihren Augen und gleichsam mit dem Anschein täglichen und stündlichen Erfolgs erstarkten diese Unmündigen und diese Einfachen nahmen Speise des göttlichen Wortes zu sich. Keine Prophetin zu irgend einer Zeit hat es so innig mit dem Volke gehalten und hat so wahrhaft Erbarmen mit den Schwachen gezeigt als die Erwählte, die Gott berief, in einer Zeit, die von Blut triefte und von Unglauben strotzte, das Wort vom guten Hirten zu predigen.“

In dieser Zeit (1804) war es auch, wo Frau von Krüdener öfters mit Frau von Staël verkehrte und diese berühmte Verbannte in Coppet besuchte. Diese beiden Frauen, damals beide auf dem Kulminationspunkt ihres weltlichen Glanzes, beide gefeierte Schriftstellerinnen und von einer Schaar Bewunderer umgeben, entschieden sich für die Mission, die sie bei den großen Aufgaben der Zeit über sich nehmen wollten. Bei Beiden bildeten die Jahre 1802 bis 1806 die entscheidende Krisis. Frau von Staël, mit dem Machthaber zerfallen, entschied sich, den Weg der politischen Märtyrerin zu gehen, Frau von Krüdener wählte die religiöse Märtyrerkrone. Beide Frauen waren beseelt von dem großen Entschluß, die Gemüther und die Geister ihrer Zeitgenossen lenken zu wollen. Man hat Beiden als Motiv die Eitelkeit untergeschoben: sei es, eine Eitelkeit, die zu solchem Wirken anspornt, ist die Mutter der Größe. Allein wir bleiben fest bei unserer Behauptung: bei der Krüdener war Eitelkeit nicht das Motiv; sie war nie und zu keiner Zeit Heuchlerin und Gauklerin; eine spätere, frostige Zeit, die die Glut und die Größe der Freiheitskämpfe vergaß, hat auch über sie, wie über manche andere großartige Erscheinung, den Stab gebrochen und für Lüge erklärt, was nicht Lüge war. Unsere Zeit jedoch, mit ihrem erwachenden Humanitätsgefühl, mit ihren Sym-

pathieen für die Bedürfnisse und die Wünsche des Volkes, hat an dieser Frau Gerechtigkeit zu üben.

Mit dem Jahre 1804, mit dem Erscheinen der Valérie und deren glänzender Aufnahme hatte die Weltfrau mit der Welt abgeschlossen. 1806 in Königsberg, wo Frau von Krüdener mit der Königin Louise von Preußen zusammentraf, traten zuerst die Allen kenntlichen und sichtbaren Zeichen ihrer Sinnesänderung hervor. Wenige Jahre vorher hatte man sie noch in dem Salon Recamier gesehen, in griechischem Kostüm, die Arme und der Busen entblößt, jetzt sah man sie in einem einfachen, bis oben zugeschlossenen Kleide, glattem Haar und ohne Goldschmuck an Hals und Händen. Vor ihren Aufenthalt in Königsberg fällt ihr Zusammentreffen mit Professor Krug in Leipzig, der ein Gespräch das er mit ihr führte, zusammt einem das er später mit ihr zu führen Gelegenheit hatte, veröffentlichte. Hierher nach Leipzig folgte ihr G—, einer ihrer weltlichen Freunde, von dem sich zu trennen sie für ihre Pflicht ansah, aber es dennoch nicht vermochte. Sie liebte von allen ihren Verehrern und Freunden, deren Zahl nicht klein war, diesen wahrhaft, und es war ihr unendlich betrübend, daß er auf dem Wege, den sie jetzt zu wandeln beschloß, ihr nicht folgen wollte. Sie entschloß sich, arm und verfolgt zu sein, der Freund wollte reich und angesehen

bleiben, sie wollte in die Hütten gehen und dem Volke dienen, er wollte in den Palästen bleiben und sein glänzendes Talent, die Gewandtheit seiner Feder unbehindert anwenden, die weltliche Macht und Klugheit zu verherrlichen. Eine Stelle in einem ihrer Briefe, die sich offenbar auf diese Zeit in Leipzig und auf den besprochenen Abschied von ihrem Freunde bezieht, lautet: „Ich trug Gott im Gebete vor, ob er mir gestatten wolle, den G— zu dem Werke, das ich vorhabe, als Mitarbeiter zu werben, in dem Falle bat ich um die Gabe der Ueberredung, der er nicht würde widerstehen können. Ich erhielt diese Ueberredungsgabe nicht. Meine Worte fielen, ich kann wol sagen, zum erstenmale in meinem Leben trocken und kalt aus, und ich konnte deutlich aus diesem Umstande sehen, daß Gott beabsichtigte, mich alallein den Weg gehen zu lassen, den er mich schickte. Was wäre es auch um meine Kraft und meinen Entschluß, wenn ich den Arm der Liebe als Führer nicht missen könnte! Ich werde allein gehen.“ An einer anderen Stelle heißt es: „G— ist von mir gegangen, und ich bin allein. Allein? guter Gott, wie kam dieses Wort in meine Feder? Ich, allein? die das Weben und Leben des ewigen Geistes in sich fühlt? ich allein?“ —

Sie war so niedergeschlagen, daß sie mehre Tage krank in Leipzig darniederlag, und als sie sich erholt

hatte, schnell Leipzig verließ, um nur nicht in Versuchung zu gerathen, dem Freunde, der auf ihren Widerruf in der Nähe harrte, ein Zeichen ihres Wankelmuths und ihrer Schwäche wider ihren Willen zukommen zu lassen. Sie floh gleichsam vor dem letzten, aber zugleich gefährlichsten Abgesandten der Welt. Erst als sie ihn nicht mehr sah, den Ton seiner Stimme nicht mehr hörte, glaubte sie sich für immer getrennt von den Eitelkeiten und Schwächen ihres frühern Lebens.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß mittlerweile Herr von Krüdener, von dem sie gesetzlich getrennt war, 1802 in Berlin als russischer Gesandter gestorben war. Frau von Krüdener war 1806 vierzig Jahre alt. Die, die sie damals sahen, beschrieben sie als eher klein wie groß von Wuchs, mit einem bleichen Antlitz, dessen regelmäßige Züge Ruhe, Sanftmuth und Freundlichkeit ausdrückten. Gerieth ihr Geist in Extase und wurde ihr Herz glühend, so umleuchtete diese blasse Gestalt ein Feuer, das rasch entzündete und entweder beseligte oder zerstörte. Lange Zeit ruhte auf dem grauseidenen Kleide ihres Ueberrocks ein kleines goldenes Kreuz, doch auch dieses verschwand später und verbarg sich hinter den Falten des Gewandes; so sehr war sie ängstlich, in den Flitterstaat und den weltlichen Prunk ihrer früheren Jahre wieder zurückzufallen. Sie hatte sehr schöne Hände,

die Fülle und zierliche Form zeigten; diese konnte sie nicht verstecken, im Gegentheil, sie mußte sie, da sie lebhaft sprechend viel Gesten mit ihnen ausführte, offen der Beachtung hinhalten. Sie hatte von diesen Händen eine Anzahl Ringe gestreift, die jeder einzelne sie an ein Bündniß mahnte, das sie eingegangen war und das sie versprochen hatte nie zu brechen. Sie opferte diese kleinen irdischen Gelöbnisse dem großen himmlischen. Nicht einen Augenblick zauderte sie, dieses Werk der Selbstentäußerung mit freudigem Herzen zu vollführen. Wenn sie ging, hatte sie früher einen lebhaften Schritt, in ihrer Jugend liebte sie rasch dahinzufliegen, jetzt ging sie fest und langsam, wie Jemand der einem gewissen Ziele zuschreitet. Sie lehnte sich früher gerne an; eine Kaminsäule, ein Möbel mußte ihr zur Stütze dienen, um in anmuthiger Stellung halb ruhend dem Gespräche zuzuhören, jetzt gewöhnte sie sich, inmitten eines Zimmers aufrecht zu stehen, immer bereit, sich nach allen Seiten hinzuwenden und jeden Einzelnen ihrer Zuhörer scharf ins Auge zu fassen. Eine große Anzahl konvenzioneller und gesellschaftlicher Formen legte sie ab. Sie machte keine Verbeugungen mehr, sondern winkte gleichsam nur mit einem sehr freundlichen Blick der Augen; über die Straße ging sie allein, da sie doch früher gewohnt war, entweder zu fahren oder ihre wenigen Spaziergänge be-

gleitet von einem reich galonirten Diener zu machen. Sie ließ sich nirgends anmelden, sondern trat ein, entweder nach vorhergegangenem leisen Klopfen an die Thüre oder auch ohne ein solches. Auf diese Weise verkehrte sie selbst mit Fürsten. Einen Platz, der sie ihrem Stande nach in der Gesellschaft hätte ehren sollen, nahm sie nie an, sondern blieb entweder stehen, oder wählte sich einen bescheidenen Sessel. Daß man sie gnädige Frau oder Baronin nannte, duldete sie zwar, allein sie hörte es nicht gerne; sie selbst vermied alle Titulaturen und wandte überall, wo es nur irgend ging, das einfache „Sie" an. Dabei machte die Innigkeit, die sie in Blick und Wort legte, die Kälte und scheinbare Verletzung der Artigkeit wieder gut. Gegen die Fürsten und gegen ihre Standesgenossen war sie zurückhaltend, gegen das Volk und gegen die Armen hingebend und so freudig herzlich, wie man sich's kaum vorstellen mag. Es war der Accent der ächten, wahren Liebe, den sie jedem ihrer Worte, das sie gegen die Nothleidenden und Armen aussprach, aufprägte. In der ersten Zeit besonders war das Feuer der Apostel und Bekenner sichtlich über sie ausgegossen. Wer sie in den Jahren 1813 und 1814 gesehen, kann ihre Erscheinung nie und nimmer vergessen. Der Aufzeichner dieser Zeilen sah sie viel später, fast am Ende ihrer wundersamen Laufbahn, und

doch ist ihre Gestalt ihm lebhaft erinnerlich und Mienen und Geberden sind, als aus dem innersten Born des bewegten Geistes quellend, noch jetzt in dem späten Andenken auf ihn einwirkend.

In dieser gänzlich veränderten Gestalt erschien sie nun 1810 wieder in Paris und hielt hier in ihren Gemächern — Betstunden.

Die Umwandlung der Frau von Krüdener, die wir psychologisch aus ihrem eigenen Gefühls- und Gedankenleben glauben erklärt zu haben, wird nun auch durch die Geschicke und den Umschwung der Ideen und Ansichten, die diese hervorbrachten, hinlänglich gedeutet. Wir haben unter unseren Bildnissen schon eine Fromme, allein die Frömmigkeit der Fürstin Galitzin ist völlig verschieden von der der Frau von Krüdener. Jene Geprüfte verlor sich, ebenfalls von der falschen Größe und der glänzenden Thorheit der Welt überzeugt, in das Dunkel einer katholischen Betkapelle, nur sich selbst und ihr Seelenheil bedenkend, indeß Frau von Krüdener der Strömung ihrer Zeit folgend, als Fromme gerade recht ins öffentliche Leben trat und zur Verkündigerin der Glaubensmeinungen ihrer Mitwelt wurde. Jene sonderte sich ab, diese theilte sich mit; jene schloß sich ein, diese ging auf den Markt. Keiner der Mitlebenden jener großen Tage, wo man die Throne stürzen und die

Fürsten und Gewaltigen gebeugt sah, kann sich rühmen, an sich und seinem innersten Wesen keine Umwandlung erfahren zu haben. Der Tumult und die Zerstörung waren zu gewaltsam, die Großthaten zu blendend, die Kontraste zu überwältigend, die grausamen und erhabenen Lehren, die der Himmel über die Menschheit hinstreute, zu donnernd, als daß ein der Empfindung und des Nachdenkens irgend fähiges Gemüth nicht sich dem allgemeinen Hin- und Herdrängen der Geister angeschlossen hätte. Das gewöhnliche Leben schien ganz seine Bedeutung verloren zu haben, Jedermann athmete nur in einer Atmosphäre von Größe und Erschütterung. Wie mächtig muß der Sturm gebraust haben, daß wir, die weit entfernt Stehenden, noch zittern beim Anblick der noch nicht ganz weggetilgten Zerstörungen jener Trümmer und Leichenfelder, und Jene, die Gott mit dem Geschenk einer so sündenblutigen und siegestrunkenen Zeit begnadigte, Jene, die die großen und ewigen Geschicke vor ihren Augen vorsichgehen sahen, Jene sollen nicht gebebt, sollen nicht gezittert haben? Ja, sie haben es: die Stummen erhielten Sprache, die Trägen Feuer, die Schwachen Stärke. Man lese die Zeugnisse, die uns in Büchern erhalten sind, und man halte die Thränen zurück, man mäßige das Klopfen des Herzens. Es war eine Zeit, guter Gott, die wieder einmal Ewi-

ges auf Erden darstellte; wann wird wieder eine solche Zeit kommen? Frau von Krüdener war nicht die Einzige, die bei diesem großen politischen Pfingstfeste eine flammende Zunge erhielt, sie erscheint uns nur auffallender, weil ihr Wirken einen besondern Charakter annahm, weil sie als Einzelwesen aus der Gruppe der Begeisterten hervortrat und sich den Blicken der Menge auf einem Piedestal zeigte.

Bei einem Vorfalle in Venedig merkte Frau von Krüdener zuerst, daß ihr die Gabe gegeben war, zu einer versammelten Menge zu sprechen und auf diese augenscheinlich zu wirken. Eine Bettlerin sollte in Haft geschleppt werden, das Volk lief zusammen und wollte die Gefesselte befreien. Es kam zu einem Streite mit der bewaffneten Macht. Die Gondel, in der Frau von Krüdener mit ihrer Gesellschaft saß, hielt an dem Platze, wo der Tumult vorfiel; der fremden Dame machte man Platz, und die Bettlerin stürzte händeringend zu ihren Füßen. Frau von Krüdener erkannte die Alte, diese hatte eine Zeit lang in ihren Diensten gestanden, sie übernahm in wenigen Worten ihre Vertheidigung und befreite glücklich die Verzweifelnde. Das Volk umgab jetzt die Helferin mit lauten Beifallsbezeugungen, trotz ihres Widerstrebens erhob ein kräftiger Mann sie auf seine Arme, und sie den Umstehenden zeigend rief er:

„Seht, das ist die schöne junge Dame, die sich des Volkes annimmt, die nicht leiden will, daß ihm Unrecht geschehe. Begrüßt sie, bittet um ihren Segen!“ — Diese Scene war schnell vorübergehend und gab Anlaß zu Scherzen in der Umgebung der schönen Gesandtenfrau, allein auf diese selbst hatte sie Eindruck gemacht. Von diesem Augenblick an war es ihr nicht gleichgültig, ob sie von den niederen Klassen des Stadttheils, in dem sie wohnte, bei ihrem Erscheinen bemerkt wurde oder nicht. Es geschah regelmäßig. Die Gondelführer stritten sich an ihrem Palaste um die Ehre sie zu fahren; es setzte sogar Messerstiche. Wenn sie in die Kirche sich begab, rief man ihr Segenssprüche nach. Wer hätte jemals ein weibliches Herz beobachtet und erriethe nicht sogleich, daß zu dem künftigen Gemälde hier schon einzelne Skizzirungen und Farbentöne zusammengetragen wurden? Frau von Krüdener wußte, daß sie Macht über die Geister einer versammelten Menge hatte, es kostete nur den Entschluß, diese Macht anzuwenden, und zu diesem Entschluß brachte sie rasch der Sturmdrang der Zeit und die gereifte Frömmigkeit ihres Innern.

Nach der Schlacht von Jena schrieb sie ihren Angehörigen: „Wir gehen großen Geschicken entgegen. Gebet Acht, meine Lieben, es wird der der die Herzen

prüft sichtbarlich und auch den Blödesten verständlich, an die Brust der Könige und der Völker greifen."

Während Napoleons raschem Vordringen, wo „die Ernte zu ganzen Garben niederfiel und nicht Zeit genug war Alles vom Felde zu räumen" hielt sie sich in Genf auf, wo sie die Bekanntschaft des jungen Empeytas machte, eines Geistlichen der reformirten Kirche, eines schwärmerischen und feurigen Jünglings, der in seiner Person bei Frau von Krüdener den Uebergang bildete von einem weltlichen Geliebten und Verehrer zu einem geistlichen Freunde und Missionsgehülfen. Er war Beides. Er liebte die noch schöne Frau und betete die werdende Heilige an.

Fortwährend schrieb sie in dieser Zeit Briefe an die Ihrigen. Von den zwei Kindern, die sie geboren, behielt sie die Tochter bei sich und sendete den Sohn nach Liefland. Sie wollte auf das Schicksal des Letztern, der sich für die diplomatische Laufbahn entschieden hatte, nicht hemmend einwirken.

In Heidelberg ging sie in das Gefängniß der Verbrecher und saß da den Mördern und Dieben predigend. Der Krieg hatte eine große Anzahl des verderbtesten Gesindels in einzelnen Städten gehäuft: die Entsittlichung und die Verwilderung dieser Rotten war so groß, daß selbst bie Exekutoren der Gerechtigkeit und die Wäch=

ter der öffentlichen Sittlichkeit sich scheueten, mit diesen extravaganten Vagabunden sich einzulassen. Eine schwache Frau ging, allein mit einem Predigtbuche bewaffnet, mitten unter sie. Als sie zum ersten Male einen solchen Besuch abgestattet hatte, schrieb sie an Empeytas: „Mein Freund, wenn ich Dir sagen sollte, was ich gehört und geschaut in dieser kurzen Viertelstunde, die es mir möglich war in einer so entsetzenvollen Umgebung auszuharren, Du würdest Dein Antlitz verhüllen und mit Zittern mich Gott empfehlen. O mein Geliebter, was ist der Mensch! zu welchem Schreckbilde kann das ursprünglich so reizende Original verkehrt werden, wenn satanische Hände darüber kommen und mit den dunklen Schatten der Hölle die reinen Farben zudecken! Ich habe unter Verbrechern gesessen, ich habe ihren Hohn über mich und über den, in dessen Namen ich kam, ausgießen hören müssen, einen Hohn, der die Sprache eines bis zur tiefsten Verderbheit gesunkenen Pöbels führte. Es herrschte in manchen dieser Aeußerungen, wie soll ich sagen, ein Luxus des Lasters, und doch — o Bruder — war, was diese unreine Zunge sagte, nur oft das was ein Herz gefühlt, ein Geist gedacht, der in ganz anderer Hülle, unter Purpur und Seide sich verborgen. Ich erkannte in den Tiefgefallenen nicht allein meine Brüder, sondern auch die Genossen meiner eigenen

Sünde und Thorheit. Das war es was mich niederschmetterte, als ich den Kerker verließ, in den ich so hochmüthig und mit so großer Selbstzufriedenheit eingetreten war. Wie diese demüthigende Ueberzeugung mich befiel, verlor ich dergestalt den Muth, daß ich eilig auf den Rückzug dachte, und von den zwei Stunden, die ich dazubleiben mir vorgenommen hatte und zu denen ich die Erlaubniß von der Behörde erhalten, nur eine Viertelstunde wirklich blieb. Als ich nach Hause gekommen war, schalt ich mich und sagte mir mit Verdruß, daß ich allzufrüh fortgeeilt sei, daß ich tapfer hätte Stand halten sollen dem Anblick nicht allein der fremden, sondern der eigenen Verwüstung. Morgen geh' ich demnach wieder hin. Es sitzt Einer darunter, den ich in Paris gekannt, mit ihm getanzt, mit ihm gespielt habe, er war ein schöner Mann. Er hat mich nicht erkannt, ich aber sogleich ihn. Gute Frau, sagte er mir, als ich mich zitternd zu ihm wandte, gebt Euch keine Mühe mich zu bekehren. Eine Welt, die vor dem sich beugt, der sich nicht damit abgibt, die Kassette eines Krämers zu stehlen, sondern gleich die Krone eines Fürsten raubt, zeigt, daß nur der Glückliche Recht hat und der Unglückliche bestimmt ist, zertreten zu werden.! — Diese grausame Verirrung brachte ich nicht aus seinem Kopfe und seinem Herzen heraus. Er sehnte sich nach Vernichtung

und der Tod war ihm Labsal. Ein Anderer entriß mir mein Buch und gab mir damit einen Schlag an den Kopf und rief: Geh, Närrin, als Du noch jünger und hübscher warest, wirst Du ebenfalls nicht an Gott geglaubt haben, das sind Einfälle Deiner alten Tage und Deiner morschen Glieder. Ich wagte kein Wort zu erwiedern. — Ich zitterte sichtlich."

Dieses Besuchen der Gefängnisse machte zuerst die Regierungen auf die seltsame pilgernde Frau aufmerksam, die die Länder durchzog und ein öffentliches Werk der Barmherzigkeit zu predigen und zu üben begann. Aber der noch immer fortdauernde Krieg ließ die Aufmerksamkeit nicht an isolirten Einzelheiten in der tumultuarisch bewegten Masse haften, man lenkte, wenn man den Blick dahin gerichtet, ihn bald wieder ab. Das brennende Moskau nahm alle Geister in Anspruch: eine große Pause der spannenden Erwartung erfüllte ganz Europa. Alles lauschte nach dem Norden hin, die Völker hielten den Athem an, um keinen, auch nicht den schwächsten Laut von dort her zu verlieren, bis endlich aus der Schneenacht hervor der kleine Schlitten, der den fliehenden Kaiser nach Deutschland brachte, das Signal gab zu dem Waffengerassel und dem wilden Stimmenhalloh der erwachenden Völkermassen. Die geschlagene Armee, einst die ewig siegreiche, bedeckte mit ihren blu-

tenden Krüppeln, ihren zu Gerippen ausgehungerten Schattenbildern die Fluren Deutschlands. Das Volk stand auf, in die Paläste der Fürsten kehrte das Lächeln und die Hoffnung wieder.

Frau von Krüdener war damals in Genf; sie flog nach Leipzig und wollte nach Berlin eilen; doch die sich zusammenziehenden Truppenmärsche versperrten ihr den Weg; sie ging in die Schweiz zurück, schaute von ihrem ruhigen Asyl aus den Bewegungen zu und erfuhr mit einem Entzücken, das an Wahnsinn grenzte, so sehr und so innig war diese seltene Frau Patriotin, die Erfolge der Völkerschlacht in den Ebenen Leipzigs. Deutschland war frei — jetzt galt es, das Volk, dem sie in der Trübsal Muth und Ergebung gepredigt, Demuth im Glück, Gehorsam im Frieden, Dankbarkeit im Siege zu lehren. Sie fühlte sich berufen, dies zu thun. Die Sache des wiedererweckten und wiederbefestigten Glaubens erschien ihr jetzt als die Erste und Wichtigste. Danket Gott! Danket Gott, Fürsten, Völker! daß er Euch errettet hat. Ihr habt nur dies Eine zu thun, aber dieses Eine ist unerläßlich! Danket Gott! — —

Als die russischen Heere das Dankfest in den Ebenen von Chalons feierten, war sie den Armeen gefolgt und gab eine Beschreibung dieses Festes heraus. (Le camp de Vertus. A Paris chez le Normant.) Wir be-

ben hier einige Stellen aus dieser Dithyrambe: „Wir sind Zeuge eines jener großen Schauspiele gewesen, die die Erde wieder an den Himmel knüpfen und die die Nachwelt als eines von den erhabenen und großen Kapiteln der Geschichte aufstellen wird, in welchem die Jahrhunderte sich offenbaren!“

„Wer könnte es wagen, die Geschichte unserer Tage zu schreiben! Wo ist der kühne Tacitus, der diese Ereignisse, die, ähnlich der fabelhaften Sphinx, Alle verschlingen, die das große Räthsel nicht verstehen, zu berühren wagte? Bedeutungslos gehen diese Ereignisse an denen vorüber, die den lebendigen Gott nicht kennen, daß er sie ihnen erklärte, und die ewig vereinzelt und ohne Ruhe dastehen werden, wenn sie nicht Glieder der großen Kette sind, deren letztes Glied der Ewige selber hält. Ja, wenn mitten in der allgemeinen Sündfluth, wo Jeder nur auf den Schiffbruch des Andern rechnete ohne seinen eignen zu sehen, Leidenschaften und Verbrechen die Nacht der Zerstörung auf die Völker geworfen haben, so gab es doch nur eine Quelle des Lasters, den Willen, sich vom lebendigen Gotte zu trennen. Auf diesem Willen der Trennung ruht die uralte dunkle Lehre vom Sturz der Engel, hierin wurzelt auch die Sünde der ersten Menschen. Der Stolz riß die Wankenden von der unendlichen Liebe los, und siehe da,

die menschlichen Schwächen erzeugten sich aus dieser Quelle."

„Aber mitten unter diesem Geschlechte verstoßener Sterblichen lebte ein Volk, das der Ewige liebte; ein großer Gedanke, hervorgegangen aus dem Herzen der Allmacht und in irdische Form verkörpert. Diesem Volke gab er den Sieg!"

„Ich spreche zu Euch und meine Stimme tönet durch Euer Herz! Sagt selbst, waren wir nicht noch vor wenig Monden Alle in der Hoffnung einig, daß eine Umwandlung stattfinden müsse? Sie ist erfolgt. Auf den Feldern und Ebenen, die einst Attila's Sturz sahen, stürzte der Koloß in Trümmer: ein zweiter Attila, eine noch grausamere Geißel Gottes. Er ist nicht mehr. Von seinem Sturze widerhallen die Wüsten Asiens. Der Ewige hat ihn geschlagen. Wie ein Nebel im Gebirge, der am Morgen vor dem Blicke des Wanderers hinzieht und beim Steigen der Sonne schwindet, so schwand er. Sein Gang war furchtbar; er schritt durch Leichen wie die Schnitter durch Saatgarben. Wen wählte Gott, um den Sieger zu besiegen? Fragt Ihr mich, so sag' ich Euch: er wählte ein Volk, einfach und schlicht in seinen Sitten und Gebräuchen; ein Volk, noch nicht angesteckt von dem giftigen Hauch einer Alles ergrübelnden und unterwühlenden Zweifellehre; ein

Volk, das noch nicht aus dem Becher aller Ausschweifungen getrunken; ein Volk, das von seinem Heile noch nicht verlassen worden: dieses Volk wählte Gott. An ihrer Spitze ging ein Held hoher Bestimmung daher, ein Mann, auf dessen Haupt der uralte Segen Jehovah's niederträufelte. Dieser jugendliche Held verbindet mit der Stärke Alexanders und Cäsars die Demuth und die Kindlichkeit der Apostel. Solcher Art sind die Männer, die Gott auserwählt, die in Verwirrung treibende Welt in die rechte Bahn zurückzuleiten!"

„Ich nenne Euch diesen Helden — es ist Alexander. Der Ewige rief Alexander und der Erwählte hörte die Stimme. Freudig wie ein Held zum Siege flog er seine Bahn. Die Sonne der Freiheit leuchtete ihm voran und ewiges Morgenroth krönte seine Schritte."

„O großer Fürst! Wie fühltest Du mit Freudebeben, daß die Gelübde Deines edlen Herzens in Erfüllung gingen, als Du opfernd und Gott dankend auf jenem Felde standest, das einst das Blut von hunderttausend Schlachtopfern trank, hingewürgt von einem tyrannischen Könige, und Du — hunderttausende Deines Volkes auf dieses selbe Feld zum Dank, zur Buße, zur Religion der Liebe hinführend! Wie süß mußten Dir die Psalmen klingen, die diese Getreuen sangen, wie lieblich — auf diesem einst so blutigen Felde — die Saat des

Friedens Dir entgegenwogen. Friedensfürst — Völkerliebling! Sanfter Held, Trostbringer und Schmerzenstilger! Ehe Du aus Deines Vaters Hause gingest, so hattest Du daselbst schon das Bitterste gefühlt, aber Du hattest ihm männlich widerstanden. Der Eroberer hatte auch Dir mit schmachvollen Fesseln gedroht, doch als schon Dein ungeheures Reich zitterte, Du zittertest nicht, Du schlossest keinen unwürdigen Frieden, sondern Du gabst der Hoffnung Raum, Gott werde Dich schützen. Er hat Dich geschützt, Völkerliebling!"

„Was fühlst Du, Mann des Jahrhunderts, wenn Du Deine Völker beten siehst? Wenn Du diese hunderttausend Stimmen, alle mit einem Klange, den Namen Gottes anrufen hörst? Und Du, ihr Fürst, hast sie hierher geleitet! Süßer und lieblicher Held, nicht wahr, nun trocknen die Thränen, die Du weintest, als Du des Trübsals Zeuge warest? Nun ist vergessen Dein banger Schmerz, der Dir das Herz zerwühlte beim Brande des Hauses Deiner Ahnen. Das Evangelium der Liebe und Versöhnung ist zwischen Moskau und Frankreich verherrlicht."

„Und Du, Frankreich! schönes und eitles Land, empfinde jetzt, wie Deine Thorheit und Dein Stolz Dich ins Verderben gestürzt! Deine Kinder haben gesündigt, die Thore Deiner Städte haben den Verrath und die

Lieblosigkeit einziehen lassen. Bekenne und büße! Sieh, hier auf diesen Feldern haben sich Europa's Fürsten, Europa's Völker versammelt, um auch für Dich, Du tief Gefallene, zu beten. Der Sturm ihrer Psalmen trägt auch Deinen Namen zum Himmel empor, und Deine uralten Sünden, auf die reinen Fittige des Gebets der Gerechten genommen, werden in diesem Augenblick dem Allmächtigen vorgelegt, daß er den Blick der Gnade auf sie hefte. Frankreich, bekenne, büße und hülle Dich in Staub und Asche! Willst Du, daß Deine Triumphbögen und Städte nochmals in den Staub geworfen werden sollen, daß Deine Könige nochmals auf dem Blutgerüste endigen, daß Deine Gerichtsstühle nochmals von dem Fuß der Grausamkeit und Ungerechtigkeit bestiegen werden sollen? Der Zorn des Herrn ist furchtbar, wenn er die schon Bestraften nochmals straft! Darum sündige nicht wieder. Die staunenden Völker haben es geschaut, wie Du durch Deinen eigenen Ruhm gezüchtigt worden. Nun geh' in Dich — Tochter des heiligen Ludwig, Blume des Ritterthums, Land der Gesänge — lerne Demuth, daß Deine Könige neu erblühen, Deine Palme erneute Zweige treibt."

„Es stehen sieben Altäre bereitet, darauf fließt der Völker Blut. Es sind sieben Opferzeugen geladen, die da Zeugniß ablegen sollen, wie das priesterliche

Werk vollbracht wird. Frankreichs Altar war umgestürzt, allein es ist wieder erhöhet worden und die Gesänge tönen wieder um die einst zertrümmerten Stufen. Man sieht Frankreich hervorgehen, demüthig wie eine Magd, gebeugt wie eine Wittwe und von ihren Lippen tönt der Name «Jesus Christus!»"

„Seht, Völker, seht das gedemüthigte, das gebesserte, das wieder betende Frankreich! Macht ihm Platz, daß sie durch Eure Reihen wandle — die büßende Gekrönte! die Völkergedemüthigte, die von Liebesschmerz um Christo Verzehrte!" —

Dieser Gesang, denn anders kann man diese Ergüsse einer feurigen Seele nicht nennen, machte große Wirkung als er erschien. Es war dies erklärlich. Die Welt war enthusiastisch eingenommen für die Erscheinung Alexanders, man sah in ihm in der That einen zweiten St. Georg, einen jugendlichen Ueberwinder. An seine glänzende und prangende Gestalt schlossen sich der König von Preußen und der Kaiser von Oestreich als minder bevorzugte Persönlichkeiten an. Diese drei Monarchen, gefolgt von dem unabsehbaren Zuge ihrer vereinten Völker, bildeten — darin sind alle Nachrichten übereinstimmend — eine imposante Gruppe, die wol die entfesselte Begeisterung zu einem Lobgesange, wie wir ihn eben gelesen, entflammen konnte. Unsere Zeit, die

kühl und sarkastisch ist, hat hierüber kein Urtheil. Frau von Krüdener erlebte hier gleichsam ihre religiöse Glanzepoche. Sie stand noch nicht als seltsame Heilige isolirt da, sie war mit Volk und Zeit eng verbunden, sie sprach nur aus, was die Gesammtheit dachte und fühlte. Wer auch nicht mit ihr schwärmte und träumte, konnte doch mit ihr glauben und anbeten. Denn ihr Glaube war noch gesund, ihr Gebet noch rein. Es klingt hart, wenn wir dieses aussprechen, allein wenn wir überhaupt in diesen Dingen uns ein Urtheil anmaßen dürfen, so erscheint uns die fromme Glut der Frau von Krüdener, so wie sie sich nach den Befreiungskriegen, namentlich von 1814 an, zeigte, als ein sehr verkümmertes, theilweise sogar entstelltes Bild, gehalten gegen die schöne und frische Erscheinung, die sie in dieser Periode des Kampfes und Sieges darstellte. Nach einem menschlichen Urthel hätte sie hier sterben müssen, alsdann wäre sie der Nachwelt als eine heilige Prophetin, als eine schwärmerische und begeisterte Patriotin erschienen. Jetzt mischt sich in ihr Andenken das Bild einer alten Betschwester und dies ist gar schlimm. Die Menschen mögen so ungern sich zum „Bewundern" verstehen, sie haschen mit Gier nach irgend einem verdunkelnden und lächerlich machenden Zug an einem trefflichen Bilde, und hier ist dieser Zug leider bald gefunden. Es gehört der ganze

Ernst und die Strenge des Sittenmalers dazu, um dieser frivolen Menge das Bild nicht zum Raube zu geben. Wir wollen diesem Ernste treu bleiben und unsere abwärts steigende Heldin schonend niedergeleiten. Die Zeit, die jetzt kam, war selbst eine enge, dürftige; scheltet darum nicht, daß in solcher Atmosphäre auch der moralische Athemzug der Heldin ein hektischer wurde.

Jetzt fangen die Reisen der Frau von Krüdener an, die sie unternahm, zwei Gensd'armen zu beiden Seiten des Wagens und in demselben von einem Polizeikommissär bewacht. Das waren traurige Triumphzüge, und doch waren es Triumphzüge, denn das Volk schaarte sich zu ganzen Massen dem kleinen Postwagen zu, in dem die Verbannte saß. So ging's von einer Grenze zur andern: kein deutscher Staat wollte sie aufnehmen, nirgends wollte man ihr ein Asyl gestatten. Auf jeder Gasthoftreppe stand schon ein Diener der öffentlichen Wachsamkeit mit dem Abweisungsschreiben in der Hand. Die arme Frau war oft krank, sie war todtmüde, und doch nöthigte man sie, wieder einzusteigen und aufs Neue in die Irre zu fahren. Es ging ihr das Geld aus und sie darbte. Hatte sie wieder etwas, so speiste sie die Armen und predigte. Ein Brief, den sie in dieser Bedrängniß an den Freiherrn von Bergheim, badischen Minister, schrieb, ist bezeichnend für ihre

Lage und Stimmung. Wir wollen Einiges daraus mittheilen:

„Mein Herr, da ich öffentlich des Ungehorsams gegen die Behörden bezüchtigt worden bin, was mit dem Geiste des Friedens und der Sanftmuth, den ich Jedem empfehle und der die Grundlage meines Benehmens sein muß, im Widerspruch stände, so sehe ich mich genöthigt, zum ersten Male das Stillschweigen zu brechen, das ich mitten unter allen Ungerechtigkeiten, Unbilden und Verfolgungen, deren Ziel ich bin und die mich die Gnade des Herrn mit Geduld und oft mit Freude ertragen ließ, stets beobachtet habe. Ich erkläre also, daß ich auf keine Weise mich den Behörden widersetzen wollte, insofern ihre Maßregeln nicht den Geboten, die, weil sie von Gott kommen, ich höher achten und für die ich mit Freuden mein Leben lassen muß, widerstreiten. Ich konnte also ungeachtet des amtlichen Verbots, Niemand, wer es auch sei, weder bei mir noch in den Zimmern, die ich in der Nähe meines Hauses gemiethet hatte und in denen man mir in der ersten Zeit meines Aufenthalts Gastfreundschaft zu üben gestattet hat, aufzunehmen, diesen Maßregeln nicht gehorchen, ohne in so vielen Fällen ein Verbrechen zu begehen.

Wenn Sie den Umfang des Elendes kennten, unter dem die Gegend, in der ich mich gegenwärtig befinde,

(in der Schweiz, Grenzacher-Horn) leidet, so würden Sie meine Lage leicht begreifen. Urtheilen Sie selbst, ob in diesen Zeiten der Trübsal, wo Tausende ohne Arbeit und Unterhalt umherirren, wo ich von Hunger und Qual erschöpfte Mütter mir nahen sah, die mir ihre Kinder zu Füßen legten, mir die Anreizungen zur Sünde gestehend, denen sie ausgesetzt gewesen und noch sind. Durfte ich diesen Bekümmerten eine Freistatt versagen? Ein anderes Mal sind es Kranke, die, die heftigsten Schmerzen leidend, hier ankommen, weil sie wissen, daß sie im Gebet und im Namen Jesu Christi geheilt werden würden. Ich weiß, daß man in Ihrem Lande Niemand beherbergen darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, eine namhafte Strafe zu zahlen: ich hätte zweifelsohne um jene Erlaubniß nachgesucht, wenn nicht wegen der weiten Entfernung hierdurch Verzögerungen herbeigeführt worden wären, die jede gute Frucht der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zunichte gemacht. Ich sage es wiederholt: ich brauche mich nicht zu vertheidigen. Ungescheut durchwandre ich die Wüste unserer Kultur, um gegen Gesetze zu kämpfen, die durch das Gesetzbuch, welches ich einzig anerkenne, durch das Gesetzbuch des allmächtigen Gottes verworfen sind. Ich kann Ihnen Beweise vorlegen, daß ich nicht anders handeln konnte, wie ich gethan, wenn ich nicht die Religion, in

der ich erzogen bin und die ich ausübe, verleugnen wollte.

Eine andere Beschwerde Ihrer Regierung ist, daß ich diejenigen nicht zurückgewiesen habe, die da kamen, mir ihre schwerbelasteten Herzen aufzudecken und mich baten, für sie Gott anzuflehen: ich hätte sie ihren Seelsorgern zurücksenden sollen. Allein oft kamen sie aus weiter Ferne, aus fremden Ländern, oft waren es gerade die Seelsorger selbst, die sie mir zugesendet hatten. Sie waren in ihre Sünden vertieft, der Verzweiflung nahe. Zuweilen waren es Leute, die keine Seelsorger hatten und in keine Kirche gingen, die Einen weil sie nicht bekehrt, die Anderen weil sie zu arm waren und in ihrer Kleidung sich dort sehen zu lassen nicht wagten; ein Fall, der sich in protestantischen Gemeinden öfters ereignet. Oft waren es auch Juden, gerührt und ergriffen von der Schönheit des Evangeliums, und endlich oft auch Priester und Seelsorger selbst, mit denen ich betete.

Der heilige Chrysostomus sagt: „Jedes Kind Gottes ist Prediger, aber nicht jeder Prediger ist ein Kind Gottes." Das ganze Leben derer, die sich diesem erhabenen Dienste weihen, muß reden; sie haben nicht nöthig, die Kanzel zu besteigen, sie beten und dulden, und Alles wird ihnen zu Theil. Sie leben nur um zu lieben und ihren anbetungswürdigen Meister zu verherr-

lichen. Sie haben kein Vaterland, oft keinen Zufluchtsort, sie entsagen irdischer Lust; allein ihrer ist eine andere Glückseligkeit, sie genießen die Freude des Himmels und das Herz ihres Gottes ist ihr Zufluchtsort, ihre feste Burg. Warum auf Verfolgungen achten? Sie schlummern unter den Steinen, die auf sie geschleudert werden, ein, ähnlich dem heiligen Stephanus."

„Dies ist die Kirche, die sich bilden muß und sich bildete, während das Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung, durch die Kunstgriffe der Finsterniß seinem Einsturz nahe gebracht, nur noch ein Asyl von Ungerechtigkeit und Lüge darbietet. Wer das Herz des Menschen schuf, weiß was der menschlichen Gesellschaft zuträglich ist. Seine ewigen Gesetze heißen: Heiligung des Lebens, Liebe im Herzen. Jesaias sagt: Brich mit den Hungrigen dein Brod und die, so im Elend irren, führe in dein Haus."

„Zu den Füßen des Kreuzes habe ich gelernt an meine Brust schlagen und ihn zu lieben. Ich hörte seine Stimme; wie hätte ich widerstehen können! Mag man denn Aergerniß daran nehmen, daß der Herr große Thaten durch ein Weib verrichtet, mag man einen unendlichen Haß auf dieses Weib werfen: dieses Weib bittet für die, die sie hassen. Der große Gott bedurfte dieses Weibes, das, gedemüthigt durch ihre Sünden und

Verirrungen, bekannte, wie sie Sklavin und Betrogene der Eitelkeit dieser Welt gewesen. Er bedurfte einer muthvollen Kämpferin, die, nachdem sie auf dieser Erde erlangt hatte, nach dessen Besitz das Herz trachtet, selbst den Königen sagen konnte, wie Alles eitel und nichtig sei. Diese arme Verblendete wollte einst durch ein wenig Talent und das was die Welt Geist nennt, glänzen; sie hat den Muth, zu bekennen, daß auf diese Bestrebungen sie jetzt mit Erröthen niedersieht."

„Warum hält man mich zurück? Catharina von Siena, mit der mich zu vergleichen ich wahrlich nicht die Kühnheit habe, predigte ganzen Klöstern, sie sah eine große Anzahl Bedrängter um sich, für die und mit denen sie betete, und Niemand wehrte ihr."

„Allem Gesagten zufolge werden Sie, wie ich denke, nicht zweifeln, daß ich bei dem Aufenthalte in Ihrem Lande weder irgend einen Plan, noch eine menschliche Absicht habe. Sie werden einsehen, daß man mir weder etwas geben noch nehmen, daß man mich nur verfolgen kann, und diese Verfolgung ist dem Bekenner ein Labsal. Die heiligen Schriften werden Ihnen sagen, daß der Herr allezeit Frauen dazu wählte, wenn es um die Befreiung des Volkes zu thun war."

„Noch hab' ich Ihnen zu bemerken, mein Herr, daß es eine schändliche Lüge der öffentlichen Blätter ist, in

einer Zeit von Müssiggängern zu reden, wo Niemand Arbeit hat, wo Tausende seufzend darum bitten, wo in Folge von Züchtigungen, welche die Habsucht und den Egoismus treffen, alle Manufakturen stocken; wo es Pflicht ist, dem darbenden Arbeitsmann zu lehren Trost und Hülfe im festen Vertrauen zu Gott zu suchen. Nein, mein Herr, weit entfernt, den Müssiggang zu begünstigen, habe ich vielmehr Basel, dieser Stadt die Millionen besitzt, vorgeworfen, daß man nicht besser für die Armen sorge, daß man, statt ihnen Beschäftigung zu geben, die Handarbeit vermindere. Aber man läßt daselbst die Armen für die Armen sorgen, während die Reichen an den Reichen festhalten." — —

Man sieht aus diesem Briefe, wie rege ihre Theilnahme war an dem Elend der Zeit und dem Bedürfniß der Armen. Diejenigen, die diese Frau ewig der Eitelkeit und der Heuchelei bezüchtigen, haben keinen Begriff von dem wirklichen Märtyrerthum, das in einem Leben, wie sie es führte, voll steter Anfechtung, plumper Anklage und roher Verfolgung liegt. Es kümmerte sie wahrhaft im Herzen die Lage des verlassenen und preisgegebenen Volkes, um das sich Niemand kümmerte, als die Reichen und Machthaber sich und die Ihrigen aus dem Schiffbruch gerettet hatten. Diesen von der perfiden Civilisation verrathenen Schaaren, diesen Unglück-

lichen, die keine Heimath, keinen Gott, keinen Herrn hatten, die die Gauen Deutschlands überfluteten, überall Hülfe suchend und nirgend findend, diese Jammervollen fanden Trost und Unterstützung bei einer Frau, die selbst verfolgt und elend, ihr Brod mit ihnen brach und, vor ihren oft blutigen Lumpen nicht zurückbebend, an einem Tische mit ihnen saß, zu einem gemeinschaftlichen Gebet ihre Stimme mit der ihrigen mischte. Solche Werke sind nicht die einer Heuchlerin, sie sind zu allen Zeiten eines wahren Christen würdig und der Bewunderung und des Preises der wahrhaft Frommen theilhaftig gewesen.

Aber es ist dem menschlichen Willen nicht gegeben, sich immer auf einer gewissen Höhe zu erhalten; auch Frau von Krüdener lenkte, wie wir schon angedeutet haben, von dieser Höhe niederwärts. Schon vor dem Jahre 1814, wo sie in Karlsruhe den nähern Umgang mit dem bekannten thörichten Schwärmer und Mystiker Jung-Stilling suchte, gerieth in ihre, schon an und für sich so leicht entzündbare, Phantasie der Brennstoff einer unheilbringenden Geheimlehre, die den redlichen Willen ihres Herzens schwächte und ihren Kopf mit Schattenbildern füllte. Die Mission, die ihr vorgezeichnet war, bestand darin, sich eng an die Bewegung der Gegenwart anzuschließen und die Bedürfnisse des Volkes zu beachten; zur grübelnden Untersucherin und Betrachterin

religiöser Mysterien war sie nicht gemacht; ihr Verstand hatte weder die Klarheit, noch ihr Prüfungstalent die gehörige Schärfe, um auf diesem Felde, zu dessen Bearbeitung der ewige Wille Geister ganz anderer Art beruft, auch nur das geringste Verdienstliche zu leisten. Sie wußte das auch, und doch ließ sie sich von dem Schwärmer berücken, mit ihm über seine seltsamen Systeme und phantastischen Theorien zu grübeln. Es ist nöthig, ein paar Worte über diesen Geisterschauer, der leider auch einen nicht geringen Einfluß auf seine Zeit geübt, anzubringen.

Jung, der sich in seiner Selbstbiographie Stillign nannte, war der Sohn eines Bauern, der ihn das Schneiderhandwerk lernen ließ. Goethe hatte den damals in der Irre herumwandernden jungen Mann kennen gelernt und von ihm, von seiner wohlwollenden und geistvollen Empfehlung, die er ins Publikum brachte, schreibt sich die erste Vorliebe der Zeitgenossen für den Schwärmer her. Er muß allerdings einige Anziehungskraft auf die Gemüther besessen baben, jedenfalls ist jene oben angeführte Selbstbiographie ein sehr eigenthümliches, liebliches Sittengemälde, und diese war es auch, die Goethe für den Autor dauernd einnahm. Aber Jung blieb nicht dabei stehen, ein einfacher Dorfschneider zu sein, er wurde Arzt, und zwar ein durch mystische

Mittel, durch geheimnißvolle Einwirkungen seine Kuren vollendender. So wie er als Schneider seine schlecht gearbeiteten Röcke mit Gebet anfing, so begann er auch seine ärztlichen Kuren, die besonders Augenkrankheiten betrafen, mit Gebet. Kenntnisse hatte er nicht und suchte sie auch nicht. Manche von den operirten Patienten erhielten ihre Sehkraft wieder, andere blieben blind, und diese, so schloß Herr Jung, waren bestimmt, blind zu bleiben. Der sonderbare Mann wurde nun auch Professor, und noch dazu seltsamer Weise der Kameralwissenschaften, gerade in dem Fache, von dem er, der nichts von der wirklichen Welt und dem was ihr noth that begriff, auch nicht die mindeste Kenntniß hatte. Es war ihm zum Glück gerade damals, als er sein Katheder bestieg, eine Zeit, wo Aller Aufmerksamkeit auf das große Drama der Weltgeschichte gerichtet war und es Niemandem einfiel, auf einen übel besetzten Lehrstuhl an irgend einer kleinen Universität Deutschlands die Blicke zu richten. So trug denn Herr Jung seine Kameralwissenschaft vor. Nebenbei schrieb er eine Menge schwülstiger und geistesarmer Romane, die die Phantasie eines Schneiders mit der Geschmacklosigkeit eines für den Sold schreibenden Büchermachers vereinigten. Selbst der Literarhistoriker vermag es kaum, diese Romane zu durchblättern, so gemein und niedrig sind ihre Kompo-

sitionen. Und ein solcher Geist unternahm es, den Himmel auszumöbliren und in Gemächer abzutheilen. Er schrieb, als er merkte, daß seine Romane keinen so rapiden Abgang fanden als er wünschte, mystische Schriften in dem grassesten Genre. So gab er eine Theorie der Geisterkunde heraus, dann eine mystische Zeitschrift „der graue Mann“ und endlich sogar „Scenen aus dem Geisterreiche.“ Diese Scenen sind wahre Beleidigungen des gesunden Menschenverstandes: es treibt in diesem Buche die Pöbelphantasie mit den ehrwürdigsten Gegenständen, mit den größten und heiligsten Aufgaben der Poesie und Geschichte ihr frevelhaftes Spiel. Die mystischen Bücher der Bibel sind dabei commentirt, wie ein Stubensitzer und Duckmäuser, in dessen verdumpften Schädel nie ein Strahl von dem ewigen Leben Gottes in der Geschichte und in der Natur gefallen, dergleichen commentiren kann. Alles Hohe schrumpft zu kleinen, jämmerlichen, übelduftenden Zerrbildern zusammen, und diese Mißgestalten üben noch, wie die Sage von der Alraunwurzel berichtet, eine Art Zauber auf ihre Beschauer aus: man ekelt sich vor ihnen, aber muß sie doch beschauen. Um nur Eins aus diesem Buche anzuführen, so erinnern wir an das Schicksal des Malers und Baukünstlers, den Herr Jung in den Himmel kommen läßt. Was findet er dort? Man gibt ihm eine Stadt zu

bauen und trägt ihm auf, die Räumlichkeiten mit Bildern zu schmücken. Der Baukünstler und Maler baut und malt, und zwar leistet er das Beste, was seine Kunst vermag. Als er fertig ist, erscheint ein Engel, einer von den Engeln, die so langweilig und altklug sprechen, als wären sie aus der frühern Schneiderwerkstatt des Herrn Jung hervorgegangen, und beleuchtet mit einer Lampe mit himmlischem Oel das vollendete Werk —; es erscheint miserabel. Die Thürme drohen einzustürzen, die Paläste sind nicht rechtwinklig, die Bilder vollends zeigen schlimm zusammengesetzte Farben und Linien, wenn der Strahl der Lampe auf sie fällt. Der Künstler ist niedergedonnert und der Engel spricht: „Du siehst jetzt, daß Du nichts zu schaffen verstehst, daß alle menschliche Herrlichkeit Kinderspott ist, daß der Mensch nicht dazu da ist, Paläste zu bauen und schöne Bilder zu malen, und daß Gott keinen Wohlgefallen an dem Betrieb irgend einer eitlen und irdischen Kunst hat. Fahr' zur Hölle!" — Mit diesen Worten wirft der Engel die kleine Stadt mit den mißrathenen Modellen zusammen, wie des Knaben Hand Kartenhäuser niederschlägt, und entschwebt, um irgend eine andere Besserungsanstalt im Himmel zu besichtigen. Man sieht aus diesem einen Beispiele, wie Herr Jung über die Entwicklung des Menschengeistes denkt und welche Be-

griffe er von der ewigen Weltordnung hat. Mit diesem Manne beschränkten Geistes traf nun unsere Fromme zusammen. Es kam unter ihnen das unerschöpfliche Thema der Geistererscheinungen zur Sprache und die aufmerksame Schülerin ließ sich von dem aberwitzigen Meister die Einrichtung des tausendjährigen Reiches erklären. Es wurde gebetet und Geister wurden citirt. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß Herr Jung ein Betrüger war, aber um den schwachen Mann, der die Eitelkeit und den geistlichen Hochmuth hatte, zu glauben, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott stände, sammelten sich die falschen Propheten und die mystischen Wundermänner jener Zeit. Die Schweiz, der Elsaß, Franken und Baiern boten den Schauplatz für die Bestrebungen einer besondern Propaganda, die mit den Wundern und dem mystischen Wesen oder Unwesen Wucher trieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Frau von Krüdener, sich in dem Zweck und den Mitteln, ihre Aufgabe zu erreichen, auf eine kurze Zeit irrend, diesem Treiben sich anschloß und namentlich in Paris bei einigen, damals großes Aufsehen machenden Gaukelspielen unwissentlich wirksam war; allein eine böswillige Verläumdung ists, wenn das Buch: „Zwei Jahre in Petersburg; aus den Papieren eines alten Diplomaten" ausspricht, daß sie an die Person Kaiser Alexanders sich

gedrängt habe, um diesen Fürsten, der damals in düstren Seelenzuständen befangen war, durch Ueberredungskünste und frommen Betrug in ihre Gewalt zu bringen. Es gehört so wenig dazu, die Welt das Verwerfliche und Schlimme glauben zu machen: Frau von Krüdener zählte viele Feinde; ihr öffentliches Wirken war allen Regierungen verhaßt und ganz besonders stand ihr jene Partei der sogenannten freisinnigen Männer entgegen, die, noch vom alten Stamm der Aufgeklärten des achtzehnten Jahrhunderts sich herzählend, die Religion verachteten und jede Bestrebung, die Völker zum Glauben und zum religiösen Halt zu führen, als ein Mittel ansahen, verjährten Aberglauben zum Nutzen despotischer Fürsten- und Priesterherrschaft wieder einzuführen. Diese selben Männer waren es jedoch, die in der Zeit der Verdächtigungen ihre Proklamationen schnell versteckten und gern bei der Verfolgung der freisinnigen Richtungen, die sie selbst gepredigt, die Frommen zu Hülfe riefen, damit diese die Massen wieder zügelten. Daß diese sogenannten Frommen, denn die meisten waren ebensowenig wahrhaft fromm, wie Jene wahrhaft aufgeklärt sich nennen durften, den Kleinmuth ihrer früheren Sieger benutzten und nun ihrerseits der Zeit eine für ihr persönliches Interesse nützliche Richtung geben wollten, ist rein menschlich und darf den Beobachter des Ganges der

Geschichte nicht Wunder nehmen. In diesem Kampf der Meinungen und Interessen darf man den einzelnen Charakteren nicht Unrecht thun und ihnen aufbürden, was freilich sehr bequem, da man's hier nur mit einem Namen zu thun hat, was die um dieses Einzelwesen gruppirte Menge in Verfolgung ihrer verschiedensten Interessen sündigte. Frau von Krüdener war vielleicht nie wahrer und von Eitelkeit freier, als in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser. Sie sah in ihm das Ideal eines Fürsten und Menschen; sie knüpfte an seine Erscheinung alle die tiefglühenden Hoffnungen ihrer edlen Seele, sie ging ihm entgegen mit dem freudigen Zittern und der schrankenlosen Zuversicht einer Gläubigen, die den Freund gefunden hat, den sie gesucht, den Genossen, der mit ihr die Siegespreise der ewigen Liebe zu erringen trachtet und der da kommt, um das, was sie der Welt zu geben zu schwach sich fühlt, den Frieden, ihr zu geben. Welch eine Seele, die Großes bedenkt, die Ewiges hofft, die Unvergängliches erstrebt, fühlte nicht dieselben Entzückungen bei ähnlichem Anlaß, wie sie Frau von Krüdener empfand, als sie dem mächtigsten Herrscher Europas entgegenging und ihn bat, den Völkern das Glück und den Segen wiederzugeben, die ihnen geraubt worden. Mögen wir, die wir aus der Entfernung jene Thaten ansehen, immerhin finden, daß Vieles, was da=

mals als unmittelbar vom Himmel gefallene und für alle Zeiten und Völkerzustände passende Wahrheit galt, wenig mehr als ein schöner Irrthum, eine vergängliche, schwärmende Idee war; nur unbillig dürfen wir nicht sein, den persönlichen Edelsinn nicht antasten, die gottdurchglühte Seele nicht beleidigen, eine schöne That nicht schlimm nennen, weil ihre Erfolge dem prahlerischen Anlauf nicht entsprechen.

Wir haben die Mißgriffe und falschen Richtungen, die Frau von Krüdener beging und einschlug, schon angedeutet, sie wurden durch den Verkehr mit den oben bezeichneten Mystikern hervorgerufen. Ihre Versammlungen und Betstunden nahmen von 1819 einen Charakter an, der von dem freien Impuls, der zehn Jahre früher die Geister und Gemüther um sie einte, sehr verschieden war. Sie bekamen den Anstrich pietistischer Konventikel, da sie früher den Charakter religiöser Volksversammlungen, patriotischer Zusammenkünfte gehabt hatten. Es schlossen sich Begleiter an sie an, die, ähnlich wie jene Genossen des schon alternden Grafen Zinzendorff, die Bewegung der Gemüther unter Formeln und Aeußerlichkeiten bannten. Es wurde nicht mehr der Inhalt des Gebets, es wurde die Art, wie man äußerlich sich dabei benehmen solle, beachtet. Ein Theil betete hinter verschlossenen Thüren, nach dem Ausdruck der

Schrift „im Kämmerlein," Andere öffentlich bei Herumreichung von einer Art Liebesmahl. Die Frauen gingen in eigenthümlichen Kleidertrachten einher, die Männer, besonders der Schweizer Lachenal, spielten die deutschen Quäker, und der letztere wurde anstößig, indem er gewisse Einfachheiten in der Umgangsweise einführte und sogenannte Bruder- und Schwesterküsse als christliche Sitte geltend machen wollte. Da die fromme Gesellschaft immer auf der Wanderung war, beständig im Krieg mit der Polizei, so kam sie fast nie dazu, eine nöthige Ordnung und ein folgerechtes Ziel zu erstreben. Gauner und Abenteurer von der schlimmsten Art schlossen sich an und brachten die Missionäre in Mißkre it. Frau von Krüdener erfuhr wenig von diesen Mißgeschicken, sie wurde, je näher sie der Hinfälligkeit und den Beschwerden des Alters kam, desto abgeschlossener für die Außenwelt. Es schmerzte sie tief ihre schwindende Macht auf die Menge fühlen zu müssen; sie trat nur selten noch öffentlich auf, und dann konnte ein einzelner Blick aus der sie umstehenden Zuhörerschaar, der kalt oder gar spottend auf ihr ruhte, sie aus der Fassung bringen, und sie klagte dann unter Thränen ihren Angehörigen, daß Gott das Feuer ihrer Seele von ihr genommen, daß er sie erniedrigt habe vor dem Volk und hinfort nicht mehr seinen ewigen Namen von ihr ver-

herrlicht wissen wollte. Diese Stimmungen der äußersten Zerknirschung dauerten zwar nicht anhaltend, allein sie kamen oft wieder und der Kummer den sie dabei empfand nahm immer mehr Gewalt über sie an. Sie schrieb in dieser Zeit aus Riga (1820) an Empeytas, der sich in der Schweiz befand: „Gott läßt seine Gerechten müde werden, damit sie wahrnehmen mögen, wie gering ihre Kraft und ihr Ruhm vor ihm so äußerst klein ist. Auch mir, die ich lange nicht die süßen Palmen der Streiter Gottes den Muth haben darf, in die Hand zu nehmen, auch mir hat er in diesen Tagen gezeigt, daß er meiner Dienste nicht fürder bedarf. Mein Haupt senkt sich auf die Brust, mein Arm sinkt ermattet nieder und mein Gang, der ehemals ein „Fliegen zum Ziele" war, ist schleichend. O mein Freund, wenn die Stunde kommt, die mich abruft, wie werde ich zitternd ihrem Gebote Folge leisten! Ueber die Erde hinverstreut liegen meine guten und bösen Tage, ich sammle sie, und siehe, es ist taube Frucht darunter. Ich war ein Weib, das eitel und gefallsüchtig begann und nach kurzem Lobgesang kleinmüthig und klagend endet. Weg mit diesem Weibe! — Aber die Barmherzigkeit Gottes läßt mich dann wieder hoffen und ich lebe neu. Wir wollen ruhig zuschauen, wie lang' ich's noch treiben darf." —

Sie gab jetzt ihr öffentliches Predigtamt auf und lebte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne, dem Baron von Berkheim, in der Nähe von Riga. Dort hatte der Aufzeichner dieser Zeilen Gelegenheit sie zu sehen; es sei ihm vergönnt, zur Beendigung dieser Charakterskizze noch die paar Contouren hinzuzufügen, die eigne Anschauung ihm vorzeichnet. Es war ein Sommerabend, als ich, am Flusse spazierengehend, einen Wagen herankommen sah, in welchem ich neben einem jungen Manne eine ältliche Dame in grauseidenem Gewande sitzen sah. Ohne zu wissen, daß es Frau von Krüdener war, machte die Erscheinung dieser Frau, die Ungewöhnliches in Mienen und Geberden zeigte, einen mächtigen Eindruck auf mich. Ich blieb in einiger Entfernung stehen, als ich den Wagen halten und am Arm ihres Begleiters die Dame aussteigen sah. Die Veranlassung, der zufolge sie den Wagen verließ, war eine besondere. Sie hatte am Ufer des Flusses Mägde mit einer Wäsche beschäftigt gesehen. Sogleich war das Bedürfniß zu predigen in ihr rege geworden. Sie näherte sich den, in dummem Staunen aufschauenden Dirnen, bestieg einen Uferstein und so in erhabener, Allen sichtbarer, freier Stellung hielt sie eine Rede, deren Anfang und Hauptinhalt mir nur erinnerlich geblieben ist. In geläufiger Sprachweise des Landvolkes jener Gegenden und mit

tönender Stimme begann sie mit der Frage: Was thut Ihr da? Die Mägde sahen sich mit blödem Lächeln unter einander an und antworteten dann stockend, daß sie ihre linnenen Kleidungsstücke reinigten. „Wohl! rief Frau von Krüdener, Ihr reinigt Euer irdisches Kleid, aber habt Ihr auch bedacht, daß Euer himmlisches Gewand, Eure Seele, ebenfalls Flecken haben mag, Flecken, die Euch in große Scham versetzen werden, wenn Ihr einst in so unehrerbietigem Aufzuge vor Gott zu erscheinen gezwungen werdet? Ihr schaut mich verwundert an und scheint zu fragen, wie ich es wissen könne, daß Eure himmlischen Kleider unrein seien; glaubet mir: ich weiß es sicher. Unserer Aller Seelen sind in demselben Falle; auch die edelsten und besten sind nicht ohne Fleck; aber dafür ist das Gebot an uns gelangt, unablässig für ihre Reinigung zu sorgen, so wie Ihr in diesem Augenblick für die Tilgung der Flecken in Euren Kleidern sorget. Gott wird Euch strafen, wenn Ihr das Eine unterließet, so wie Euch Euer Herr strafen würde, wäret Ihr träge in der Förderung des andern. Gottes Strafe ist aber um so viel furchtbarer als die menschliche, als der Himmel höher ist denn die Erde!" — Die Rede ging in diesem Sinne weiter, immer das Motiv von den nächsten Umgebungen hernehmend und die einfachsten Metaphern ungeschmückt und dem natürlichen

Verstande nahe legend. Die Wirkung, als Frau von Krüdener eine halbe Stunde ungefähr gesprochen, war überraschend. Die Mägde, von dem insipiden Staunen und geistlosen Aufhorchen zum Erkennen und Verstehen übergehend, verließen ihre Arbeit und warfen sich Thränenströme vergießend der Frau, die immer noch auf dem Steine stand und liebevoll niederlächelte, zu Füßen. Sie legte segnend ihre Hände auf die Häupter der Mägde. Die Stille, der wolkenlose Abendhimmel, die eben vernommene begeisterte Rede, deren Worte noch auf den Schwingen der Abendlüfte sich zu wiegen schienen, Alles zusammen ließ das Bild dieses ungewöhnlichen Auftritts als ein bleibendes in dem Gedächtniß des Zuschauers. Später, wenn ich von Frau von Krüdener hörte, schwebte mir immer diese Abendscene vor dem geistigen Auge.

Von Neuem erregte sie Anstoß, als sie sich, nach Petersburg kommend, für die Angelegenheit der griechischen Freiheitskämpfe erklärte. Man gab ihr den Rath, die Hauptstadt zu verlassen, und sie ging in Gesellschaft ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes in die Krimm, wo sie von dem daselbst herrschenden Fieber befallen wurde und den 13. December 1824 in Karasubasar starb. Sie war lebensmüde und verstand die Zeit nicht mehr, wie die Zeit auch sie nicht mehr beachtete.

Von den Urtheilen der Zeitgenossen über sie wollen wir nur eins noch ausheben, nämlich die Stimme, die in dem „schweizerischen Wegweiser“ laut wurde. Es erscheint uns diese Besprechung ihres Thuns und Wirkens, wenn auch nicht in geistiger Hingebung aufgefaßt, wie, unserer Ansicht nach, eine Natur wie die der Frau von Krüdener genommen sein will, doch mit Milde und Einsicht sowie mit Verständniß dessen, was zu erreichen war und erreicht ist, hingestellt. Es heißt daselbst: „Zwei ihrer vorzüglichsten Bemühungen scheinen uns höchst zeitgemäß und beifallswerth, nämlich ihr Versuch, die in Glaubens- und Sittenlehren entzweiten Christen auf dem Wege der Duldung und christlichen Liebe einander zu nähern und zu Einer Kirche vorzubereiten, dann die Menschen in sich zu versöhnen dadurch, daß sie den Reichthum für die Armuth in Anspruch nahm. Zwar dürften nicht alle ihre Ansichten und Maßnahmen zu diesem Behufe unbedingt zu billigen sein, allein wenn ihr Grund sie auch nicht heiligt, sollte er doch vor Verunglimpfung und Verfolgung schützen. Sicherer würde sie aber auch dem entgehen, wenn sie nicht in Auswahl und Sendung ihrer Jünger mit wahrhaft frommem Leichtsinn und blindem Eifer zu Werke ginge. Einem großen Theile unserer Geistlichen thut sie es übrigens nicht nur im Geist, Vortrag und werkthätigen

Eifer zuvor, sondern auch besonders darin, daß sie nicht um der Religion willen Aberglauben unterhält und einführt: betet, arbeitet, verlasset euch nicht auf die Menschen, sondern auf Gott! sagt sie den Meisten aus dem Volke!" — Diese Worte erhalten als Zeugniß noch besonderes Gewicht, wenn man bedenkt, daß sie gerade in der Periode der wildesten Verfolgung und zwar in der Schweiz ausgesprochen wurden, in einem Lande, das immerdar stolz gewesen ist auf die orthodoxe Lehre und den Eifer seiner Geistlichen.

Fassen wir obige Resultate unserer Beobachtungen an diesem interessanten Bilde in einem Endurthel zusammen, so erscheint uns Frau von Krüdener als eine Frau von lebhaftem Geiste, produzirender Phantasie und einem warmen Herzen. Weit entfernt, in ihr eine verschmitzte Betrügerin zu sehen, lieben und bewundern wir in ihr das Bild der Wahrheit, freilich das durch innere Gemüthswallungen und durch äußere Einwirkungen getrübte Bild, jedoch immer das Bild der Wahrheit. Sie dachte groß von den Menschen und fühlte warm für sie, der Tribut, den ihre weibliche Eitelkeit foderte, war zwar nicht gering, aber er tastete nirgends den moralischen Gehalt ihrer Handlungen an. Ihre Schwächen hatten zur Unterlage immerdar die Idee von Aufopferung und Buße, und Schwächen die-

ser Art sind verzeihlich, nur die, welche den unwandelbaren Egoismus als Beweggrund mit sich führen, sind arglistige Feinde des Individuums sowol als auch der Menschheit.

Caroline Neuber.

Digitized by Google

Caroline Neuber.

Nicht als eine berühmte Frau, die sie nicht war, nehmen wir diese Schauspielerdirektrice in unsere Zusammenstellung mit auf, sondern als eine interessante Erscheinung, die an die Literaturzustände des vorigen Jahrhunderts sich anschließt und literarischen Notabilitäten nahe tritt. Wir haben bei den übrigen Frauen, deren Leben und Wirken unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, die Gelegenheit vermißt, über Theater und dramatische Literatur ein Wort einfügen zu dürfen, hier wird uns dieser Stoff geboten. Zwar haben wir keine berühmte Schauspielerin zu besprechen, so wie die Franzosen ihre Clairon, ihre Lecouvreur haben, eine solche suchen wir in Deutschland damals vergebens und erst spät zu Ende des Jahrhunderts, von dem hier die Rede ist, treten die gefeierten Heroinen der Bühne, die glänzenden und schönen Gestalten einer Unzelmann, einer

Schröder auf, zu spät und zu weit mit ihrer Wirksamkeit ins neunzehnte Jahrhundert herüberragend, als daß wir sie als Eigenthum unserer Schilderungen betrachten dürften. Es bleibt uns also, um dieses so reiche und interessante Feld für Frauentalent und Fraueneinfluß zu bearbeiten, nichts als das Bild einer, wenn auch gleich tüchtigen, doch rohen und beschränkten Natur, die in den Gauen Deutschlands sich umtrieb und nach einer kurzen Periode des Glanzes in dem Tumult und dem Gedränge des siebenjährigen Krieges unterging, mit Tausenden von Talenten und Kräften, die mit ihr untergingen, mit ihr verdarben, an denen sicherlich mehr verloren ging als an ihr.

Um die Gestalt dieser Frau aus dem Volke heraufzubeschwören, müssen wir zugleich aus den Nebeln der Vergessenheit das gelockte Haupt des großen Pedanten, des berüchtigten Gottsched, emporsteigen lassen. Dieses edle Paar gehört zusammen und von ihm gehen die diktatorischen Gesetze aus, die das Theater der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrschen. Die Neuberin und Gottsched; aber noch ein Dritter war dabei, ein anfangs gehätschelter Freund, dann ein gescholtener, zudringlicher, endlich ein verbannter und verstoßener Sohn, es war dies der deutsche Hanswurst. Als der Pedant und die Direktrice den Thron bestiegen, lebte Hanswurst

in noch blühender Lebendigkeit und Gesundheit. Dieser ehrliche Knabe hatte das Volk der Deutschen durch alle Perioden seiner Geschichte begleitet, immer Kurzweil treibend, immer Possen reißend, immer das Entzücken und den Stolz deutscher Jugend ausmachend. Der große, majestätische Festtanz, den die deutsche Geschichte aufführt, voran die ehrwürdigen Häupter der Friedriche, die kräftigen Gestalten der Berlichingen und Hutten, die Luther und Melanchthon — dieser Festtanz hatte zum Schluß immer die kapriolenmachende und grimaçenschneidende Figur Hanswursts. Hanswurst war überall; er stand hinter dem Stuhl des Kaisers, er nahm sich die Freiheit, an der Tafel der Prälaten zu erscheinen, in die Klöster der frommen Schleierträgerinnen drang er ein und sogar mußte Holbein ihn in die Schilderung seines Todtentanzes aufnehmen. Immer Hanswurst und immer Hanswurst. Dieser Liebling hatte schon längst, schon zu den Zeiten, als die Nonne Roswitha ihre absurden Komödien schrieb, Platz auf der deutschen Bühne genommen, er war dort gleichsam zu Hause, seine Wiege hatte da gestanden, er war auf den Brettern groß geworden; unzähligemal hatte man ihn daselbst geboren werden, aus dem Ei steigen sehen, an seiner Hand waren die griechischen Schwestern Thalia und Melpomene erschienen; Niemand hatte an dieser sonderbaren Pro-

tektion und an diesem sonderbaren Protektor Anstoß genommen. Jetzt plötzlich fuhren Blitze auf sein Haupt, Blitze, die die dürre Hand des Pedanten und die feiste, derbe Faust Caroline Neubers sendeten — durfte Hanswurst dies dulden? Sollte er, der so kühn gewesen war, in Basel mit dem Tode zu tanzen, sollte er jetzt vor einem leipziger Professor und dessen Verbündeten zurückbeben? Nein, Hanswurst hielt sich brav; er führte einen hartnäckigen Kampf, er focht mit Armen und Beinen und nahm noch als drittes Bein seine Pritsche zu Hülfe, er verlor manchen bunten Lappen von seinem kostbaren Gewande — allein es half doch Alles nichts, das fürchterliche Paar, die entflammte Primadonna und der wüthende Pedant wurden Sieger über den armen Spaßmacher, er stürzte zu Boden, aber indem er unterlag, griff seine Hand noch einmal in die Perrücke seines Gegners und eine dichte, ungeheure Wolke Staubes wirbelte empor und verdeckte wie ein Berg von Nebel die Scene des Kampfes, so daß das deutsche Volk bis auf diese Stunde nicht weiß, ob sein geliebter Hanswurst wirklich zu Grunde ging, oder ob er nicht doch Mittel fand, sich zu retten und in Sicherheit zu bringen.

Die Biographie Caroline Neubers angehend, so ist wenig von ihr bekannt geworden. Sie soll selbst den Entschluß gefaßt haben, ihr Leben zu schreiben; es wäre

eine Bambocciade eigener Art geworden, und eine solche Autobiographie wäre vielleicht viel amüsanter geworden, als so manche, die wir von sehr gelehrten und sehr langweiligen deutschen Professoren und Künstlern haben. Allein Frauen dieser Art sind selten gute Schriftstellerinnen, es wäre darum die Frage, ob Caroline eine gewesen: sobald dergleichen Abenteurerinnen die Feder ergreifen, geräth ein Geist der Anständigkeit über sie, der ihnen vorhält, wie sie schwerlich aufs Papier bringen dürfen, was so belustigend zu erleben war, und da fallen gerade die, deren Leben am buntesten war, in die jämmerlichste Misère und Trockenheit, wenn sie ein Buch machen. Da sie nun selbst nichts aufgezeichnet hat, so müssen wir uns an die dürftigen Notizen halten, die ihre Zeitgenossen über sie hinterlassen. Namentlich werden Lessings Worte über sie von großem Gewicht sein. Er kannte sie und seine Jugend fällt in die Zeit, wo die Neuberin ihre Glanzperiode hatte.

Im Jahre 1692, nach Anderen 1700, wurde sie als Tochter eines Advokaten, Namens Weissenborn, zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande geboren. Ihr Vater hielt sie streng und sie nahm Gelegenheit, ihm zu entschlüpfen. Mit einem Schüler entlief sie; dieser Herr Neuber, der seinen Vokalbüchern untreu wurde, erhielt später die Hand seiner Dame. Das Paar organisirte

eine wandernde Schauspielertruppe und gab in Weissenfels Darstellungen. Madame Neuber, schon früh ihren wahren Beruf erkennend, setzte sich an die Spitze der Truppe, gab Gesetze, erließ Verordnungen und hielt das hergelaufene Gesindel in strenger Zucht. Ihr erster Schritt zu Glanz und Bedeutung war die Erlangung eines Privilegiums am Hofe Augusts in Dresden; demzufolge ihr erlaubt war, in Leipzig und in der Hauptstadt zu spielen. Sie zog es vor, an dem erstern Orte ein bleibendes Etablissement zu gründen, da sie keine Concurrenz mit den italienischen und französischen Histrionen, die damals in Dresden ihr Wesen trieben, aushalten konnte.

Hier in Leipzig gab sie nun (1727) Stücke noch nach altem Zuschnitt und Geschmack, so z. B. die Tragödie: „Der von Istrien nach Hyperboreen gebrachte goldne Apfel" oder: „Der Königin Octavia Liebschaft, Fall und Ende" oder: „Des Herculis zwölf gräuliche Arbeiten." Zu diesen Pieçen kamen noch die großen „Haupt- und Staatsaktionen," die das Publikum liebte und die die Schauspieler gerne gaben, weil sie sich darin in einer gewaltigen Perücke und in steifen Röcken zeigen konnten, ein Nero mit dem Galanteriedegen und den Schuhen mit rothen Absätzen, die Sophonisbe in einem Reifrock und mit Fächer und Mouschen. Auch Ballets,

in denen der vorerwähnte Hanswurst seine geeignetste Stelle fand, waren auf dem Repertoir eine erwünschte Gabe.

So fand Gottsched die deutsche Bühne, als er seine kritische Wirksamkeit begann. Es war keine geringe Sache, daß ein Mann in so bedeutender Stellung, ein Gelehrter, ein Poet, ein Mann des Staats und des Wissens, sich zu einer Schauspielerdirektrice herabließ. Die Neuberin mußte sich geschmeichelt und geachtet fühlen, und aus diesem Motiv erklärt sich auch ihre ungemeine Bereitwilligkeit, die Gesetze ihres Protektors anzunehmen und seine Produktionen darstellen zu lassen. Es ist interessant, hier die Anfangsstadien der deutschen Bühne zu beobachten, eines Instituts, das bestimmt war, wenige Jahrzehnte später von so großer Wichtigkeit zu werden und die besten Köpfe der Nation zu beschäftigen. Wie klein, wie unscheinbar sehen wir es hier beginnen. Die deutsche Bühne hat später noch oft das Unglück gehabt, einem Pedanten in die Hände zu gerathen, hier stand gleich einer schon an ihrer Wiege. Wir müssen in der Vereinigung der Neuberin mit Herrn Gottsched unbedingt der erstern das geniale, das schöpferische und bildende Element zuschreiben; Herr Gottsched gab nur seinen Namen her, seine gelehrte Autorität (bei den Deutschen immer so wichtig), seine Kenntnisse und

seinen Schulstaub. Doch waren gerade dies sehr wichtige und fördernde Dinge bei einer Anstalt, die, wie die damalige Bühnenkunst, unter dem Banner der öffentlichen Verachtung stand. Komödianten, Diebe und Landstreicher finden wir oft in einem Satze hingestellt, nur durch ein schwaches Komma geschieden. Als eine Ingredienz der komischen Romane brauchten die Poeten die damaligen Schauspieler um die Kapitel ihrer Erzählungen mit gefährlichen und anstößigen Situationen zu füllen. Man lese nur Scarrons Sittenschilderungen, den Gil-Blas und eine große Anzahl Anderer, und Deutschland wird seine wandernden Thespiskarren-Inhaber nicht glimpflicher behandelt haben. Der Neuberin, als einer klugen Frau, mußte also gar sehr daran gelegen sein, ihr Völkchen in bessere und minder verachtete Stellung gegenüber dem Publikum zu bringen, wie mochte sie jedoch diesen Zweck schneller erreichen, als wenn Männer wie Gottsched, später Lessing und Weisse, sich mit ihr verbanden. Es war dann ihre Aufgabe, der Autoreitelkeit jener Männer zu schmeicheln und ihre Phantasiegestalten durch Bühnendarstellung zu verkörpern.

Es mag auch, was die Einrichtung der damaligen Bühne, das Verhältniß der Schauspieler zu den Zuschauern betraf, eine arge Anarchie und eine rohe Willkür der Sitte geherrscht haben. Wir sehen Voltaire

zu seiner Zeit mit der französischen Bühne, die doch Molière schon sehr gesäubert hinterlassen hatte, ähnliche Reformen vornehmen. Wie schwer wurde es dem Dichter der Alzire, den Schauspielerraum frei zu erhalten für die Darsteller und die großen Herren, die daselbst ihre Plätze wählten, ins Parterre zu verweisen. Weil Alles auf der Bühne sitzen wollte, fanden die, die eigentlich dahin gehörten, keinen Platz daselbst. Auf dem deutschen Theater mag es noch schlimmer hergegangen sein. Gottsched wird das Amt Voltaire's auf der leipziger Bühne übernommen haben, und dieses Amt war nicht leicht durchzuführen. Dies galt jedoch nur den äußeren Dingen und Verhältnissen, allein auch in den ästhetischen wird er der Unternehmerin von Nutzen gewesen sein. Wir haben vorhin scherzhaft von der Vertreibung des Harlekins gesprochen; allein wenn wir mit Ernst diesen kritischen Feldzug betrachten, so müssen wir gestehen, daß auch hier der so sehr verschrieene Pedant in seinem Rechte war, wenngleich wir einräumen, daß er dieses Recht nicht in geeigneter Weise geltend zu machen verstand. Dem Deutschen ists gegeben, in seiner niederen Komik unendlich platt, roh und haarsträubend unflätig zu sein. Der Franzose ist bei solchem Anlaß immer noch zierlich, der Engländer humoristisch, der Deutsche aber — es ist betrübend zu gestehen —

immer nur gemein. Es liegt in seinen Späßen dieser niedrigsten Art ein so abscheulicher Qualm schlechten Tabacks, ein so völlig hoffnungsloses Darniederliegen alles Geistes und Witzes, ein so unelastischer und widerstandloser Sinnenschmutz, daß selbst die schlechteste Gesellschaft anderer Nationen noch immer glaubt bei dem deutschen Pöbel in schlechter Gesellschaft zu sein. Dabei ist die Nation durchaus nicht so verderbt wie ihre Nachbarn, stünde sie sittlich tiefer, wäre sie vielleicht ästhetisch amüsanter. Nur eine Nation übertrifft in ihrer Volkskomik die deutsche noch an Unfläterei und zugleich Langweiligkeit, das ist die holländische. Hier ist dies jammervolle Element sogar in die Kunst übergegangen und macht sich auf freche Weise breit. Der Deutsche hält wenigstens seine Gemeinheit wie ein Veilchen verborgen, der Niederländer läßt sie wie eine Tulpe, ekle Düfte hauchend, aus seinen Sümpfen und Niederungen erblühen.

Es gab eine Zeit, wo die Deutschthümler und Mittelaltler in der Poesie und Kunst gerade mit Vorliebe jene Volksspäße und Volksunflätereien aufsuchten und sie für naive Poesie, für einen süßen, unendlich lieblichen Naturlaut ausgaben. Diese Verehrung des Niedrigen und Trivialen fing an mit der Schaustellung des Nürnberger Schusters Hans Sachs. Goethe wies auf ihn hin, und sogleich stürzten von allen Gegenden Deutsch-

lands die Verehrer zu Füßen des neuen Götzen. Es hieße die Poesie in ihrem innersten und lebendigsten Pulsschlage verkennen, wenn man die Schöpfungen jener tüchtigen, gestaltenquellenden und bildertreibenden Zeit, aus der der alte Meistersänger stammt, verwürfe; allein in den Späßen Hans Sachsens und nun gar in denen seiner Nachahmer das Höchste und Feinste der graziösen Laune, des lieblichen Scherzes zu feiern, ist eine Versündigung an dem Adel der komischen Muse. Ebenso gibt es eine Komik der Ueberkultur, eine schwächliche, süßliche, ungesunde und sittenlose Komik, die ebenfalls vor der Kritik des guten Geschmacks und des offnen Sinnes nicht besteht, als ihre Repräsentanten können die Franzosen gelten; zwischen diesen Extremen muß die ächte, wahre Volkskomik gesucht werden, ebenso sich vom Unflätigen des Pöbels, wie von dem Erkünstelten der gebildeten Stände fern haltend. Es ist demnach Herrn Gottsched nicht zu verargen, wenn er einem so ungezogenen Geschöpfe, als der deutsche Hanswurst war, den Zutritt auf der Bühne anfangs erschwerte, zuletzt ganz verweigerte. Wir sind in der That dadurch eine tüchtige Portion Rohheit und Gemeinheit losgeworden; wenigstens offenkundig darf sie sich nicht zeigen; versteckt unter anderer Kleidung tritt Hanswurst leider wol noch heute auf. Wenn wir den Kritiker entschuldigen, ent-

schuldigen wir ihn jedoch nicht darin, worin er sich als Pedant zeigte, nämlich in dem wenigen Sinn und Geschmack, den er für deutsche Bildung und deutsche Kunst überhaupt bewies. Er war selbst nicht Dichter, um zu wissen, was die Bühne fodert und verträgt, um ein Volk zur Kunst poetisch zu erziehen, er schlug die eine pöbelhafte komische Figur todt und ließ die andere pöbelhafte ernste Figur stehen. Die lohensteinschen Helden und Kaiser waren nicht minder geschmacklose Popanze, als Hanswurst ein geschmackloser Lustigmacher war. Herr Gottsched verbot den Deutschen die Komik und den Humor, da er ihnen doch nur das unpassende und unzeitgemäße Organ derselben hätte verbieten sollen. Alles in den neuen Dramen sollte ernsthaft, erhaben, tragisch sein — das war eine Albernheit, und dieser elenden, hölzernen Kritik wegen, nicht wegen der Verbannung des Hanswurst, nennt die Nachwelt Herrn Gottsched mit Recht einen Pedanten.

Welchen Werth die Deutschen auf ihren Hanswurst legen, beweist auch Goethe, der sich bemühte, den vertriebenen Spaßmacher unter anständigen Formen wieder auf die Bühne zu bringen. Im achtzehnten Buche seiner Autobiographie findet sich eine Stelle, wo er sich sehr weitläufig mit der Exposition und der Sceneneintheilung eines burlesken Volksdramas beschäftigt, das er

„Hanswursts Hochzeit" betitelt; es ist ziemlich trocken und ohne Spaß, wie denn Goethe's erhabenem und durchdringendem Geiste eine Gabe durchaus versagt war, die Gabe witzig und komisch zu sein. In keiner seiner Produktionen hat er, so oft er auch gewollt hat, auch nur im entferntesten diese Seite anzuschlagen vermocht. Das Schema dieser projektirten Piece war folgendes: „Hanswurst, ein reicher, elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Ursel Blandine, heirathen. Sein Vormund Kilian Brustfleck und ihre Mutter Ursel sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und die dabei vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche banale Rede und endigt mit dem Reime: „Bei dem Wirth zur goldnen Laus, da wird sein der Hochzeitschmaus." Der Scherz, auf den es hier abgesehen ist, bemerkt Goethe ferner, bestand darin, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch-herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, so Vetter Schuft, Vetter Schurke u. s. w.

Man sieht aus diesem Entwurf, daß Goethe Hans Sachs kopirt, aber nicht mit Glück; denn bei dem derben Nürnberger Schuster war das Natur, was bei dem großen Poeten der Neuzeit nur Produkt einer zwar genialen, allein doch nur erkünstelten Laune war, die, fern davon, im Gemüth und Sinne des Volkes zu wurzeln, nur gestaltend an seinen Zuständen herumtappte und sich auf einsamer Stube ausdachte, was wol in diesem Genre zu machen sei und was allenfalls Wirkung haben könne. Glücklicher in der Kopie des Hans Sachs war Tieck beim Erschaffen seiner komischen Figur (Hornwilla) im Drama „Octavian." Doch ist es ebenfalls ein viel zu absichtlich spaßhafter Narr und die Ursprünglichkeit und Treuherzigkeit des Hans Sachsischen Hanswurst wohnt ihm nicht bei.

Wir kommen auf unsere Schauspielerdirektrice zurück. Sie führte also ihre Komödien in Leipzig auf und hatte nicht geringen Zulauf. Der Tod König Augusts machte ihrem Treiben ein Ende; sie ging (1733) nach Hamburg, wo sie sich auf eine Zeitlang niederließ. Während ihrer Abwesenheit raubte ihr ein früheres, undankbares Mitglied ihrer Gesellschaft ihr Theaterlokal in Leipzig, und als sie wieder dahin zurückkehrte, sah sie sich genöthigt, in einer elenden Bude vor dem Grimma'schen Thore zu spielen. Durch fortwährendes Ge-

zänk mit ihrem Nebenbuhler ward ihr Leipzig verleidet, und sie zog mit ihrer Truppe in Deutschland herum. Im Jahre 1737 sehen wir sie nach Leipzig zurückgekehrt, und in dieses Jahr findet die obige, in der Geschichte des deutschen Theaters Epoche machende Vertreibung des Hanswurst statt. Die Fabel des Stücks war ziemlich sinnreich erfunden und könnte selbst heute noch einen ganz leidlichen Balletstoff abgeben. Der Titel war: „Der Sieg der Vernunft." Hanswurst, nach einem Leben voll der gröbsten Versündigungen gegen die Gesetze des Anstandes, der edlen Sitte, des gebildeten Geschmacks, reizt durch eine pöbelhafte Aeußerung, die ihm in der Gesellschaft der Musen, zu der er geladen worden, entfährt, den Zorn Thalia's, die sich gegen den ungezogenen Gast mit der ganzen Macht ihrer beleidigten göttlichen Natur waffnet und ihm einen Kampf auf Leben und Tod anbietet. Hanswurst ist so unvorsichtig, diese Herausforderung anzunehmen. Er verläßt sich auf die Gelenkigkeit seiner Glieder, auf seine Gabe Sprünge zu machen und seinem Gegner unterm Arme zu entschlüpfen, und endlich verläßt er sich auch auf seinen Narrenkolben. Der Kampf beginnt, die übrigen Musen stellen sich im Kreise herum und Thalia, die von Minerva Helm und Spies geborgt hat, geht im antiken Sturmschritt auf ihren elenden, schon vor Feigheit zit-

ternden Gegner los. Das Ende ist, daß Hanswurst unterliegt. Die Musen stimmen einen Festgesang an. Jetzt wird sein feierliches Begräbniß angeordnet. Es kommen phantastische, leidtragende Personen, der Teufel erscheint, der Nachtwächter, eine sonderbare Figur, die den Traum bedeutet, eine andere, die Frau Venus darstellt, dann eine Anzahl schlechter Poeten und Sänger. Wie Hanswurst übers Theater getragen wird, wendet er sich auf der Bühne um und zeigt, gleichsam um zu beweisen, daß er selbst im Tode seine alten, bösen Angewöhnungen nicht läßt, dem Publikum einen gewissen Theil des Körpers. Bei seinem Grabe erscheint der König David und spielt zur Harfe, während die Muse der Dichtkunst eine lange, schwülstige und triumphirende Rede hält. Zuletzt ruft der Chor: Hanswurst ist todt, Es gibt keinen Hanswurst mehr!

Man wird gestehen, daß in dieser Posse eben so viel wahrhaft komische Laune ist, als in den besten Molièreschen Stücken dieser Art. Wenn es gewiß ausgemacht wäre, daß Madame Neuber die Verfasserin gewesen, so gebührte ihr, was Erfindung und Ausführung betrifft, ein großes Lob, und die Aufmerksamkeit, die ein Lessing ihr zuwendete, erscheint hiernach vollkommen erklärt. Leider ist ihre Autorschaft nicht zu ermitteln, sie machte es, wie alle Theaterunternehmer jener Zeit, sie ließ sich von

Allen und Jedem helfen, und kam ihr nur irgend ein brauchbarer Einfall zugesendet, so fragte sie nicht lange nach dessen Ursprung, sondern eignete sich ihn für ihre Bühne an. Nach dem, was zuversichtlich ihr zugeschrieben wird, ist kaum anzunehmen, daß sie den „Tod Hanswursts" gedichtet habe; die Prologe, die von ihr in Hamburg gedruckt erschienen, sind schwache und armselige Produktionen. Es ist glaubhaft, daß unter den vielen jungen, feurigen Köpfen, die das damalige Leipzig beherbergte, sich ein witzsprudelndes Talent gefunden, welches, unbekümmert um den Ruhm bei der Nachwelt, jene für alle Zeiten, wo von deutscher Kunst und deutscher Bühne die Rede ist, denkwürdige Posse gedichtet hat. Wie dem aber auch sei, gewiß ist es, daß die Neuberin das Verdienst hatte, eine solche echte Schöpfung der komischen Muse auf ihr Theater zu bringen.

Ihr Ruf breitete sich immer weiter aus. Sie erhielt eine Aufforderung, nach Kurland zu kommen, wo 1740 der Herzog Biron, der Begünstigte der Kaiserin Anna, regierte. Sie ging, aber sie machte daselbst schlechte Geschäfte. In Petersburg traf sie ein, als gerade der Tod der Kaiserin das Reich und die Hauptstadt in Trauer und Aufregung versetzte und Niemand Lust hatte, die deutsche Thespiskarrenlenkerin zu protegiren. Sie kehrte nach Leipzig zurück, fand aber auch dort die Gemüther

ihr abgewendet und das Land durch die dunklen Wolken beschattet, die der zweite schlesische Krieg über dasselbe hinjagte. Auch war sie so unglücklich, ihren Gönner Gottsched gegen sich aufzubringen, der Himmel weiß wodurch. Der berühmte Professor gab seine Tragödien einer anderen Schauspielergesellschaft und kränkte dadurch seine alte ehemalige Freundin aufs bitterste. Madame Neuber rächte sich, und die Rache, die ein beleidigter Schauspieler nimmt, der zugleich Bühnendichter ist, gehört unter die gefährlichsten Züchtigungsmittel, denen ein Autor ausgesetzt werden kann. Es wurden jetzt Gottschedsche Stücke aufgeführt, aber nicht um sie zu verherrlichen, sondern um sie lächerlich zu machen. Dieser Zweck scheint nicht schwierig zu erreichen gewesen zu sein; man brauchte in der That nur den ohnedies schon übertriebenen Ernst und den Schwulst der Tiraden noch mehr auf die Spitze zu stellen, so mußte nothwendig die komische Wirkung von selbst erscheinen. Die Neuberin ging noch weiter, sie brachte, und dies war allerdings eine große Kühnheit, den Professor selbst aufs Theater und ließ ihn unter der Maske eines Mannes im Sternenmantel mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne erscheinen. Auch diese burleske und wie es scheint sehr gut erfundene Farçe hat die Frau wol nicht selbst hervorgebracht, auch bei dieser ist ihr geholfen worden,

was um so denkbarer ist, da es hier darauf ankam, dem anmaßlichen und stolzen Kritiker, der überall in Deutschland Feinde hatte, einen derben Backenschlag zu versetzen, ohne daß der Schlagende erkannt und bestraft werden konnte. Der Neuberin selbst so viel literarischen Sinn und kritischen Takt zuzutrauen, um sie ein so gerechtes Strafurtheil fällen zu lassen, hieße wol sie zu hoch stellen. Eine so emporragende Persönlichkeit war sie nicht. Sie wußte nur das, was in ihre Nähe kam, geschickt zu benutzen und sich willig zum Organ der Zeitstimmungen herzugeben, darin liegt aber schon ein nicht geringes Verdienst, und dies müssen wir ihr in vollem Maße vindiciren.

Die thätige und rüstige Frau sah ihren Untergang voraus, ohne etwas zu ihrer Rettung thun zu können. Die Zeiten wurden so drohend und finster, daß mit allem Talent, sich zu schmiegen und zu fügen, doch die Verarmung und das Elend unvermeidlich, selbst für den betriebsamsten und geschicktesten Künstler in diesem Fache, wurden. Sie mußte ihre Schauspieler entlassen und zog von Dorf zu Dorf, deklamirend und singend. Zuletzt gelang es ihr noch, in Zerbst ein bescheidenes Glück zu finden, das aber auch schnell wieder schwand. In Dresden wurde sie von einem Menschenfreunde beherbergt und gegen Noth geschützt; bei der Belagerung 1760

mußte sie jedoch auch dieses Asyl verlassen und zog nach dem Dorfe Laubegast, wo sie in tiefem Elend in einer Bauernwohnung starb (1760). Der Bewohner dieser Hütte — dies ist charakteristisch für die damalige Zeit — weigerte sich anfangs, als er hörte, daß die arme, alte, kranke Frau, die zu ihm ziehen wollte, eine „Komödiantin" sei, sie aufzunehmen. Er fürchtete, seine enge Zelle werde entweiht, wenn ein Geschöpf, das vor Gott und Menschen so wenig Achtung und Ruhm habe, sie mit ihm theile. Aber die arme Alte bat so dringend, sie war so kläglich in ihren Lumpen anzusehen, daß der Bauer sie dennoch aufnahm, trotz seiner religiösen und sittlichen Skrupel. Sie blieb ihm nicht lange zur Last. Eines Morgens fand der gastfreie Wirth die Leiche seiner Hausgenossin in dem ärmlichen Dachkämmerlein, darin sie gewohnt. Die erste namhafte deutsche Schauspielerin wurde auf eine sehr wenig würdige Weise zur Erde bestattet. Der Bauer legte die Leiche auf einen Karren, schob sie in dunkler Nachtzeit zum Dorfe hinaus und brachte sie an die Kirchhofmauer, wo der Küster „ohne Klang und Sang" ein Grab grub und den todten Leib hineinsenkte. Dies war „das Grab der Komödiantin." Als eine aus der Gesellschaft guter Christen Verstoßene, als eine durch ihren Beruf Geächtete durfte sie nicht im Schoß der geweihten Erde ruhen,

sie mußte an der Mauer hingebettet werden, wo die Verbrecher und diejenigen, die Hand an sich selbst gelegt, ihre Ruhestätte fanden. So sank das Haupt in die Nacht, das einst in frivoler Lust geschwärmt, das Kronen getragen und mit der Glorie vergänglichen Ruhms sich umwunden sah. Viele Jahre später errichteten ihre Freunde ihr ein Denkmal in Laubegast, mit der Inschrift: „Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne.“

Lessings Worte über sie lauten: „Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Ansichten; nur in einer Hinsicht verräth sie ihr Geschlecht: sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festlichkeiten, wunderbar und schimmernd.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berühmte deutsche Frauen.

Zweiter Theil.

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Seite

Catharina II. 1

Elisabeth Charlotte 147

Maria Therese 223

Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar 281

Gräfin Albani 315

Digitized by Google

Catharina II.

Digitized by Google

Catharina II.

Wenn wir es unternehmen, das Bild dieser bedeutenden Fürstin unseren Lesern vorzuführen, so müssen wir nothwendig an unser Vorwort erinnern, in welchem ausgesprochen wurde, in wie weit wir uns mit der historischen Kritik und den biographischen Facten einzulassen willens sind. Besonders bei so weltbekannten und berühmten Erscheinungen, wie diese vorstehende eine bildet, kann nicht scharf genug die Aufgabe festgehalten werden. Es gibt Biographieen der Kaiserin, die einestheils elegant geschrieben, aber unwahr und durch Parteilichkeit entstellt sind, anderntheils solche, die sehr trocken und sehr gelehrt der Sache nützen, der äußern Erscheinung aber, die auch ihr Recht verlangt, schaden. Wir haben aus beiden Auffassungen für unsere Skizze gleichmäßig zu schöpfen gesucht, indem wir versucht, die Fehler beider zu vermeiden. Ohne unserer Darstellung das Inter-

esse eines Romans geben zu wollen, möchten wir ihr doch die lebhaften Farben sichern, die der Gegenstand, unserer Ansicht nach, erfordert, wir möchten aber auch nichts erzählen, was nicht aus glaubwürdiger Quelle geschöpft ist. Unter der Flut wahrer und unwahrer Anekdoten und Charakterzüge ist dies sicherlich nicht leicht zu bewerkstelligen, deshalb haben wir aus der trocknen Schilderung mehr aufgenommen als aus der eleganten, in der Ueberzeugung, daß der Gegenstand selbst schon so glänzend und in die Sinne fallend ist, daß er, wenn unter zwei ihm zustehenden Erfordernissen eins geopfert werden soll, es immerhin die Eleganz, nicht die Treue sein darf. Es kann uns demnach hier wie bei unseren anderen Frauenbildern nur darum zu thun sein, ein in Farbe und Gruppirung frappantes Bild der Zeit aufzustellen, dessen Mittelpunkt die erhabene und prunkvolle Gestalt der Fürstin bildet, von der unser Gemälde den Namen führt. Deshalb werden wir aus ihrem Leben und Wirken nur das hervorheben, was einen lebhaften Eindruck zu machen im Stande ist, durch das wir in wenig Zügen den Prunk, den Glanz und die Frivolität der Zeit zu schildern vermögen, in der unsere Heldin wirkte, und der sie den Stempel ihrer Individualität aufdrückte. Sehr wenig wird es uns dabei kümmern, ob diese oder jene Schlacht, diese oder jene

Unternehmung dabei aufgezählt oder vergessen worden ist; wir überlassen dies den Geschichtsbüchern und deren Registern. Dieser Prunk und dieser Glanz waren nicht blos äußerlich, die Strahlen gingen vom Nimbus des Geistes aus, und eine Schilderung, die diesen Glanz wiedergeben will, hat sich nach seinem Ursprung umzusehen, das heißt, ein gründliches Studium der Geistesströmungen und Meinungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts muß den Grund bilden, von dem wirkungsvoll die Gestalten sich abheben. Catharina's Bild läßt sich nicht, auch selbst nicht bis zum geringsten Grade von Aehnlichkeit, vollenden, wenn man die Philosophie der Encyklopädisten, die socialen Theorieen Diderots und Rousseaus, kurz den ganzen Apparat der hochmüthigen und frivolen Weisheit des Jahrhunderts, das sich das aufgeklärte nannte, davon hinwegließe. Doch muß man hierbei vorsichtig zu Werke gehn. Zur Beurtheilung Catharina's ist nicht allein diese Geistes- und Meinungsphysiognomie der Zeit festzuhalten, sondern es sind noch zwei Gesichtspunkte unverrückt im Auge zu behalten, davon ist einer, daß man Catharina betrachte als in einer Zeit lebend, in welcher die unbeschränkte Fürstengewalt an der Tagesordnung war, der andere, daß sie sich als Herrscherin eines Reiches fühlte, das, wesentlich verschieden von anderen Völkern

und Reichen, in Gesetzgebung, Volksnatur und Boden seinen Fürsten eine besondere Weise vorschreibt, wie sie herrschen sollen. Die Größe Catharinens bestand darin, daß sie drei Aufgaben und Forderungen ihrer Zeit gleichmäßig zu lösen verstand. Sie nahm die herrschende Bildung an, weil die Zeit sie ihr vorschrieb, sie nutzte die unbeschränkte Fürstengewalt, weil ebenfalls die Zeit diese begünstigte, und endlich hatte sie die Klugheit und Vorsicht, nur so weit in Macht und Bildung zu gehn, als es der ursprüngliche Boden, auf dem sie stand, und die Natur seiner Bewohner zu seinem Heile erforderte. In der weisen Benutzung der Mittel zum Zweck liegt die Weisheit der Regenten; Catharina war weise. In dem Maaßhalten, wenn unbeschränkte Macht Einem gegeben worden, liegt Größe; Catharina war groß.

Hat die Nachwelt über die Größe Catharinens zu entscheiden, so wars die Mitwelt, der über ihre Berühmtheit der Ausspruch zustand. Es gab nicht leicht einen historischen Charakter, der so rasch zur Berühmtheit unter seinen Zeitgenossen gelangte, als Catharina. Hervorgegangen aus der Fürstenschule Friedrich des Zweiten, bereitete sie ihrem großen Meister abwechselnd Ruhm und Schrecken. Ein solcher Zögling fand neben seinem Lehrer keinen Platz zum Wirken; das Geschick, das Deutschlands Frieden nicht auf immer untergraben sehen wollte,

indem es zwei solche Kämpfer neben einander stellte, gab dem Einen Deutschland, dem Andern Rußland. Als deutsche Kaiserin wäre das eminente Talent Catharinens vielleicht Deutschlands Unglück geworden, als russische Herrscherin brachte sie in dieses Reich, das, seitdem das große Heldenbild Peters des Ersten in die Nacht versunken war, keinen energischen Herrscherwillen empfunden hatte, Ruhe, Frieden, Ordnung, Glück und Ruhm.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nunmehr an unsern Gegenstand gehen.

Von den ersten Jugendjahren Catharinens ist leider sehr wenig bekannt. Sicherlich wäre es von großem Interesse, wenn wir die, die später so groß und allgewaltig wurde, in der Einfachheit und Stille des kleinen Fürstenhauses, in dem ihre Wiege stand, beobachten könnten. Die Markgräfin von Baireuth, die über tausend Dinge plaudert, spricht gerade über diesen nachbarlichen kleinen Hof kein Wort, nur einmal äußert sie bei Gelegenheit der Beschreibung der letzten Lebensaugenblicke des Königs, ihres Vaters, daß der Prinz von Anhalt beim Tode des Königs gegenwärtig gewesen sei. Am 25. April 1729 (nach einer unverbürgten Angabe bei Masson. Notes 20. Tom. I.: 1727) in Stettin geboren, woselbst ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst als Gouverneur und königlich preußischer

Generalfeldmarschall residirte, erhielt sie in der Taufe die Namen Sophie Auguste. Bei einem Feste in Berlin, wo sie mit ihrer Mutter und dem Vater erschienen war, glaubte sich ihr Ehrgeiz gekränkt, und sie sah sich als die jüngste Prinzessin und zugleich als die dem Range nach untergeordnetste, von der königlichen Familie zurückgesetzt. Das junge Mädchen empfand schon damals den Stachel dieser Kränkung lebhaft, und über einige spottende Reden der Prinzessin Amalie in Thränen ausbrechend, warf sie sich in die Arme ihrer Mutter, diese beschwörend, mit ihr sogleich nach Stettin zurückzukehren. Auf diesem selben Feste sollen die zwei Personen, die später ein so verhängnißvolles Geschick vereinigte, sich zum erstenmale gesehen haben: Catharina und der Prinz von Holstein-Gottorp, damals preußischer Lieutenant, später russischer Kaiser, Peter III.

Die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peter des Großen, hatte 1741 den Thron bestiegen, und faßte im Jahre darauf den Entschluß, ihren Neffen, den Sohn der Großfürstin Anna, die an den Herzog von Holstein-Gottorp vermählt war, als ihren Nachfolger zu adoptiren. Zur Gemahlin wählte sie für diesen Prinzen die Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst; es bewog sie zu dieser Wahl nicht die Politik, auch nicht, wie man damals annahm, die Fürsprache Friedrichs des Großen,

der diese Heirath gewünscht haben soll, sondern ein persönliches Motiv, eine dankbare und zärtliche Erinnerung. Elisabeth war dem Prinzen von Holstein-Eutin, dem Bruder der Mutter Catharinens versprochen gewesen und hatte ihren Bräutigam auf das zärtlichste geliebt, sein Tod hatte sie erschüttert und in eine Trauer versenkt, die nie wieder aus ihrem Herzen wich. Als sie daher den Plan faßte, die Nichte des einst so geliebten Mannes zu Macht und Ansehen zu erheben, glaubte sie diese Erhöhung dem Sprößling eines ihr so theuren Fürstenhauses schuldig zu sein. Catharinens Mutter, eine ehrgeizige und mit allerlei chimärischen Hoffnungen sich tragende Dame, wußte von den zärtlichen Erinnerungen Elisabeths den bestmöglichsten Vortheil zu ziehen und beschleunigte ihrerseits die Vollziehung des Heirathplans. Sie erschien mit ihrer Tochter im Jahre 1745 in Petersburg und Elisabeth vermählte die junge Prinzessin Sophie Auguste, die bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche die Namen Catharina Alexiewna annahm, mit ihrem Neffen, dem Prinzen Carl Peter Ulrich, der als russischer Großfürst die Namen Peter Fedorowitsch erhielt. Catharinens Schönheit machte auf den jungen Großfürsten den lebhaftesten Eindruck; dieser Ehebund schien in der That unter dem Schutze der zärtlichsten und achtungsvollsten Neigung geschlossen zu

werden. Auch gab Catharina bald darauf ein Merkmal wahrer und aufrichtiger Gesinnung, eine für eine so junge Prinzessin auffallende Probe von Charakterstärke und Festigkeit. Peter III. wurde von den Blattern angefallen und schlimm zugerichtet; sie sah ihn wieder, entstellt und seiner frühern Schönheit völlig beraubt. Jedermann bei Hofe fürchtete, selbst Catharinens eigne Mutter, die Prinzessin würde sich von dem so unvortheilhaft Veränderten abwenden, doch mit der größten Ergebung, mit dem liebevollsten Wesen forderte die junge Braut durch ihre Liebkosungen den erkrankten Prinzen zu neuem Muth, zu frischen Hoffnungen auf.

Die Zerstörung von Peters äußerer Wohlgestalt bot jedoch nicht den einzigen Grund dar, um Catharinens Neigung für ihn auf die Probe zu stellen, viel gefährlichere Klippen, an denen das Glück der Ehe scheiterte, bildeten die Charakterfehler des Prinzen, Fehler, die ihrer Natur nach gerade am lähmendsten auf das Gemüth Catharinens wirken mußten, weil sie ihrem eignen Wesen so geradezu entgegen waren. Die junge Fürstin war fest, sicher, in ihren Neigungen wie in ihrem Tadel entschieden, Peter dagegen war schwankend, muthlos, eigensinnig, wechselnd. Er liebte seine Gemahlin, aber er liebte an ihr nur die schöne, junge Frau, nicht den eminenten Geist, die Fülle wahren und großen

Gefühls, die sich frühzeitig schon kund gab. Catharina fand sich daher bald an dem kaiserlichen Hofe in eine keineswegs angenehme Stellung versetzt. Die eigne Mutter mißfiel der Kaiserin durch eine ewige ambitiöse Unruhe, die sie entwickelte, durch kleinliche Intriguen, die Elisabeths Unwillen rege machten. An ihr, die zuletzt völlig in Ungnade fiel, konnte daher die Tochter keine Stütze finden, ebensowenig war die Kaiserin willens, sich mit einem Geschick zu beschäftigen, das sie einmal gesichert und angeordnet wähnte, die junge Frau hatte also, als sie die Kälte und das wachsende Mißtrauen ihres Gemahls bemerkte, keine andere Hülfsquelle des Trostes und der Ermuthigung, als die eigne Willenskraft und die ihr früh schon beigegebene Klugheit und Mäßigung. Mit bewunderswürdiger Vorsicht ging sie zu Werke und übte die, für ihren hochstrebenden Geist, schwersten Tugenden der Demuth und Entsagung. Während ihr Gemahl sich oft über sie bei der Kaiserin beschwerte, hörte diese nie Klagen aus dem Munde der Großfürstin. Immer bereit, den Gemahl zu entschuldigen, wurde sie nie dessen Anklägerin, sehr oft seine Vertheidigerin.

Die einzigen Vortheile jedoch, die sie durch ihr kluges Betragen erhielt, bestanden darin, daß die Ehe den Anschein einer zwar kühlen aber achtungsvollen Vereini-

gung gewann. Hiermit waren die Kaiserin Elisabeth und der Hof zufrieden. Nicht so Catharina. Unablässig mühte sie sich, in ihrem Gemahl jene Liebe zu den Wissenschaften und Künsten zu wecken, die ihr selbst inne wohnte, seinen Geist in die Sphären eines höhern Gedankenflugs zu locken, und ihn die Reize der Bildung kennen zu lehren, die allein geeignet ist, selbst auf der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Stellung, dem Geist Weihe, der Phantasie Größe, dem Gemüth Frische und Fülle zu verleihen. Peter hatte nur Sinn für sehr secundäre Bestrebungen. An einem kleinen Hofe aufgewachsen, frühe in die große Soldatenschule Friedrich Wilhelm des Ersten versetzt, schwärmte der preußische Lieutenant für den Nimbus, der die Soldateska Preußens umgab, damals schon, als er noch keine Ahnung hatte von der Erhöhung, die ihm zu Theil werden sollte. Als Großfürst von Rußland nahm er Gelegenheit, die Träume seiner Jugend zu verwirklichen. In Oranienbaum, einem Lustschloß in der Nähe Petersburgs, wo er sich gewöhnlich aufhielt, errichtete er nach preußischem Muster ein Corps, das er selbst einexercirte und das er seine holsteinische Garde nannte. Die Zeit, die ihm von diesen kleinlichen, militairischen Bestrebungen übrig blieb, brachte er mit einer Anzahl Günstlinge zu, die mit ihm die Freuden der Tafel theilten, und bereitwillig in das

Lob einstimmten, das er über Friedrich den Großen, den er seinen Lehrer und Meister nannte, ausströmte. Den Russen mißfiel gleichmäßig diese Lebensart und diese Gesinnung. Der Großfürst kümmerte sich nicht über die tadelnden Stimmen, die hierüber laut wurden. Anfangs hatte Catharina, in der Hoffnung günstig auf ihn einzuwirken, von seinen Festen und Gelagen sich nicht geschieden, sie hatte mit großer Aufopferung und Ueberwindung die von stetem Tabaksqualm geschwängerte Luft seiner Gemächer eingeathmet, und die rohen, anstandslosen Tafelgespräche seiner Genossen mit angehört, später, als ihr diese Opfer durch kein nur irgend günstiges Resultat vergolten erschienen, zog sie sich zurück und brachte ihre Zeit hin, indem sie in der Stille beruhigend und ordnend auf das oft irregeleitete und anstößige Benehmen der alternden Kaiserin einwirkte. Sie hatte auch hier große Hindernisse zu besiegen. Die deutsche Prinzessin, in einem Fürstenhause aufgewachsen, in welchem Ordnung, Anstand und herkömmliche Sitte streng herrschten, hatte hier das Beispiel des üppigsten Mißbrauchs einer kolossalen Fürstenmacht vor Augen, zugleich den über alle Gesetze der Sittlichkeit hintaumelnden Uebermuth einer Frau, die keine Ahndung hatte von der Würde und den Pflichten eines Herrschers. Catharina mußte also sich das Vertrauen der Kaiserin

zu erwerben und zu erhalten suchen, und dies konnte einestheils nicht anders geschehen, als indem sie die eigene Würde des Charakters scheinbar verleugnete und der Schwäche huldigte, anderntheils indem sie klug und oft listig den bessern Rathschlag, den sie selbst ersonnen, der müßigen und schwelgenden Kaiserin unterlegte, als einen von dieser gefaßten Entschluß. Diese schwere Prüfungszeit Catharinens, wo sie zu gleicher Zeit mit einem ihr übelgesinnten Gemahl und einer leidenschaftlichen, mißgeleiteten Frau zu verhandeln hatte, berücksichtigt keiner ihrer zahlreichen Biographen genau genug. Sie rühmen Alle die großen Erfolge der Klugheit und des Muthes ihrer späteren Jahre, weil das Glück diese vor aller Welt sichtbar erscheinen ließ, allein Niemand macht auf diese, hier berührten, Verdienste aufmerksam, welche sich die duldende und damals von ihrer Umgebung allgemein verkannte, junge Fürstin erwarb. Die rohen Gesellschafter und Günstlinge Peters, seine Kälte gegen seine Gemahlin gewahrend, glaubten ihm zu dienen, indem sie jene verleumdeten; zu gleicher Zeit machten die eifersüchtigen Höflinge Elisabeths Catharinens Annäherung verdächtig, indem sie ihr ehrsüchtige Motive unterschoben. Elisabeths schwache Urtheilskraft gab willig diesen Verunglimpfungen Platz, und Catharina litt unsäglich durch brüsken Uebermuth von einer und roher

Willkür und gemeinem Spott von der andern Seite. Oft war sie willens, die Kaiserin um Trennung der Ehe zu bitten, und daß ihr vergönnt werde, nach Deutschland zurückzukehren, allein Elisabeth, wenn sie diese verzweifelnde Stimmung der Prinzessin gewahrte, überhäufte nach Weise schwacher Frauen, sie auf kurze Zeit dann wieder mit Liebkosungen und Ehrenbezeugungen aller Art. Catharina blieb und litt.

Die Verleumdungen mehrten sich; die Angriffe wurden immer heftiger. Peter III., der selbst die eheliche Treue nicht wahrte, gab den Zuträgern Gehör, die ihm Catharinens Betragen zu verdächtigen strebten. Ein reichlicher Strom steter Klätschereien, fortgesetzter Anklagen, feiger Beschuldigungen floß nun trennend zwischen den beiden Gatten. Hätte Peter III. in seinem Verdacht, in seiner Verfolgung, in seinem Hasse Consequenz und Urtheil bewiesen, so hätte Catharina doch noch Mittel gefunden, ihre Stellung an seiner Seite ehrenvoll zu behaupten, aber das ewige Schwanken dieses schwachen Mannes, der von äußerster Mißstimmung plötzlich zu Bewunderung, vom Haß und von Verfolgung rasch zu Vertrauen und Achtung überging, machte, daß sie daran verzweifelte, jemals mit ihm einen Weg gehen zu können. Hatte sie ihn heute durch alle Beweise weiblichen Zartsinns und Gefühls überzeugt, daß

er einer falschen Anklage gegen sie Gehör gegeben, morgen stieß er schon wieder die empörendsten Drohungen gegen sie aus, und beschimpfte öffentlich zugleich ihr Ansehen und ihre Person. Hatte er heute eine leidenschaftliche Scene mit ihr, wo er ihr das Herbeste und Beleidigendste vorwarf und ihr mit seiner Rache drohte, so erschien er morgen schon bei der Kaiserin, seiner Tante, um für Catharina zu bitten, und gegen ihre Verleumder den Zorn der Herrscherin wach zu rufen. Dieser Wankelmuth war das Mittel Catharinens Herz auf immer von ihm zu entfernen. Sie sah ein, wie vergeblich die Hoffnung war, sich der Stütze eines so perfiden Charakters einst vertrauen zu können, sie richtete bang und zagend den Blick in eine Zukunft, die ihr schwarz und drohend erschien, mit allen Schrecken angefüllt, die die Phantasie eines leidenden, hülflosen Weibes zu martern im Stande sind. Sie zitterte für die Sicherheit Desjenigen, dem sie die ihrige anvertraut. In dieser unglücklichen Lage befand sie sich, als die Aerzte den nahen Tod der Kaiserin verkündeten, und die ganze Hauptstadt durch diese Nachricht in Aufruhr und in bangende Erwartung versetzt wurde.

Die Geschichtschreiber, die Catharinen einen Antheil an den Bewegungen und Plänen der Mißvergnügten schon in dieser Periode zuschreiben, irren sehr oder wollen

absichtlich auf die Handlungsweise der Fürstin ein trügendes Licht fallen lassen. Wie sollte sie, jung, fremd, ohne Anhang, in einem Lande und an einem Hofe, wo Sitten und Gesinnungen ihr auf gleiche Weise abstoßend und verwirrend entgegentraten, wie sollte sie, die beständig sich mit dem Gedanken einer Rückkehr, ja einer Flucht nach Deutschland beschäftigte, damit umgegangen sein, eine Verschwörung anzuspinnen und zu leiten, die, wenn irgend Hoffnung zum Gelingen da sein sollte, auf die genaueste Kenntniß des Terrains, des Charakters der mitwirkenden Personen, der Verhältnisse bei Hofe und in seiner Umgebung basirt sein mußte? Catharina verschloß mit einer gewissen Scheu ihre Blicke vor dem Gemälde der Roheit und Zerrüttung, das sich vor ihren Augen entrollte, sie suchte — weit entfernt ernste Plane zu fassen und die Anderer zu befördern und zu verstehen, sich durch Zerstreuungen zu betäuben und das Bewußtsein ihrer trostlosen Stellung an diesem unglücklichen Hofe, soweit es nur irgend sich thun ließ, in den Hintergrund zu drängen. Der Plan der Verschwörung, die sich gegen den Großfürsten schon beim Erscheinen dieses Prinzen in Rußland entspann, leitete seinen Ursprung ganz von anderswo her. Der Reichskanzler Bestuscheff, ein ehrgeiziger und intriguanter Mann, hatte sich gleich anfangs dem Entschlusse Elisabeths widersetzt, einen

deutschen Prinzen auf den russischen Thron zu führen; als es doch geschah, und Peter nach Rußland berufen und ihm Catharina zur Gemahlin gegeben wurde, entdeckte der mächtige Minister alsobald, daß er in der Schwäche und in der Unbeliebtheit Peters bei der russischen Nation ein Mittel fände, seinen Plan, diesen Fürsten vom Thron auszuschließen, zu realisiren. Unermüdlich war er nun nach diesem Ziele hin thätig; kein Mittel erschien ihm unwürdig, wenn es dienen konnte, den Weg ihm zu ebnen. Als Gesandter nach Hamburg geschickt, entwendete er dem Herzog von Holstein-Gottorp aus dessen Familienarchive die Documente, die Catharina I. daselbst hatte niederlegen lassen, und die sich auf die Descendenzrechte Peters bezogen. Einmal dieser vermessenen und frechen That sich bewußt, fühlte er wohl, daß Peter, wenn er Kaiser würde, sie ihm nie würde verzeihen können, er mußte daher rasch diesem verbrecherischen Schritte andere noch verbrecherische folgen lassen. Er fing nunmehr damit an, die Umgebung, in welcher sich der Großfürst befand, gegen ihn einzunehmen und zum Treubruch und Verrath zu verleiten. Es gelang ihm, durch Künste der Schlauheit und der Ueberredung. Eine nicht geringe Anzahl wurde angeworben; unter diesen verschworen sich gerade die von Peter am meisten Begünstigten und ihm scheinbar am treuesten

Ergebenen, ihm die Krone zu rauben. Es war hierbei nicht bestimmt ausgemacht, wem sie zunächst zufallen sollte. Bestuscheff, der bei all seiner Verderbtheit, seiner Perfidie und seinem maaßlosen Ehrgeiz, doch einen Blick für Größe und geistige Ueberlegenheit hatte, sah in Catharinen den selbständigen, freien und kühnen Geist, der bestimmt war, eine wichtige Rolle durchzuführen, er gab also seine Entscheidung dahin, daß man ihr die Krone antrüge, die Andern wählten statt Catharinen den jungen Großfürsten Paul (geboren den 1. October 1754) und wollten der Mutter die Regentschaft übertragen, wieder Andere gedachten den Prinzen Iwan, den Elisabeth vom Thron entfernt und in eine Festung eingeschlossen hatte, zum Kaiser auszurufen.

Die Verschworenen, den baldigen Tod Elisabeths voraussehend, beschäftigten sich zunächst, die Kaiserin gegen ihren Neffen und Thronfolger einzunehmen. Es konnte ihnen dies nicht schwer fallen. Die Neigung der schwachen Kaiserin für den von ihr anfangs so begünstigten Neffen hatte sich schnell verloren. Die Scenen des Zerwürfnisses mit seiner Gemahlin, die ihr stets von allen Seiten klagend zugetragen wurden, das wilde und schwelgerische Leben des Prinzen, welches von den mißgestimmten Hofleuten und Verleumdern noch schlimmer ihr dargestellt wurde, als es in der That war, und

endlich das Gerücht von seiner Unpopularität, das Bestuscheff und die Seinigen nicht zögerten ihr zu Ohren zu bringen, ließen Elisabeth den Entschluß fassen, den, den sie selbst berufen hatte, nunmehr von der Nachfolge auszuschließen. Sie ließ das junge Fürstenpaar nicht mehr vor sich, sie deklarirte einmal Angesichts ihrer Garden, und den kleinen Großfürsten Paul auf dem Arme haltend, daß sie wünsche, diesem möchte die Liebe zu Theil werden, die man ihr bewiesen. Solche Schritte, unklug begonnen und schwankend ausgeführt, machten die Menge stutzig, ohne irgendwie günstig auf den Stand der Dinge einzuwirken. Die Verschwornen hatten dabei günstiges Spiel. Die Sicherheit, die sie gewonnen, führte sie jedoch zu weit. Der Reichskanzler, der sich immer mehr für Catharina entschied, that sein Möglichstes, dieser Prinzessin, für die er durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit nicht minder, wie durch die Plane seiner Politik gewonnen wurde, zu dienen. Er diente ihr jedoch, wie unüberlegte, allzu leidenschaftliche Freunde zu dienen pflegen, das heißt, seine Dienste schlugen zum Nachtheil seines Schützlings aus. An einem verderbten Hofe glaubt man nicht an Tugend; der alte Wüstling und Intriguant hegte am wenigsten diesen Glauben, und er eilte daher, das natürliche Wohlwollen, die offenen und lebhaften Aeußerungen eines regen Geistes,

eines unbefangenen Gemüths für Merkmale einer Neigung zu nehmen, und Catharinen in einem Einverständniß mit dem jungen Polen Poniatoffsky, der kürzlich an den Hof gekommen war, zu wähnen. Diesem Irrthum folgend suchte er, soviel in seinen Kräften stand, die Annäherungen jener Beiden zu begünstigen und dadurch schadete er Catharinens Ruf, und wurde ihr feindlich statt ihr zu dienen. Die Klagen, die Verleumdungen, die Gerüchte, die eine Zeit geruht hatten, erwachten nun mit erneueter Macht, und die Feinde Bestuscheffs und der Großfürstin benutzten die Gelegenheit, mit einem Streich die Eine wie den Andern zu verderben. Catharina wurde des strafbaren Umgangs mit Poniatoffsky bezüchtigt und Bestuscheff als Beförderer der ehrgeizigen und verbrecherischen Plane der Großfürstin angeklagt. Peter selbst machte den Ankläger, und es gelang ihm, Elisabeth's Zorn in einem so hohen Grade gegen ihren ehemaligen Günstling und gegen die Prinzessin rege zu machen, daß das Verderben beider beschlossen ward. Dies war das unwürdige Betragen eines Mannes, der statt seine verfolgte Gemahlin zur Rede zu stellen und ihre Vertheidigung zu hören, es vorzog, sie hinter dem Rücken böslich zu verklagen und ihren Untergang herbeizuführen. Catharinen rettete auch hier wieder die Energie des eignen Geistes, ihr Muth, ihre

Festigkeit. Obgleich in die tiefste Ungnade gestürzt, von aller Welt verlassen, gemieden von der Schaar der Höflinge, angeklagt selbst von ihren Freunden, suchte sie sich in diesem fürchterlichsten Moment ihres Lebens durch scheinbares Nachgeben, durch Klugheit und vorsichtiges Ausweichen zu retten. Der Reichskanzler wurde auf Tod und Leben angeklagt; Elisabeth milderte sein Schicksal, indem sie ihn nach Sibirien schickte. Ueber Catharina sollte noch die Strafe ausgesprochen werden, als die zunehmende Schwäche der Kaiserin, die steten Einflüsterungen der sich untereinander bekämpfenden Parteien, die Gedanken der Sterbenden anderswohin lenkten. Man hatte sie auf Iwan aufmerksam gemacht und Elisabeth schwankte, ob sie nicht ihren Neffen zusammt seiner Gemahlin aus dem Reiche verbannen sollte, um jenen Prinzen, für den sie immerdar eine Neigung an den Tag gelegt hatte, auf den Thron zu heben. Catharina war in ihren Gemächern eingeschlossen als die Kaiserin mit dem Tode kämpfte; sie hatte wiederholt gebeten, vorgelassen zu werden, doch Elisabeth wollte sie nicht sehen. Nur Priester und heulende Weiber umgaben das Sterbelager, auf dem sich die Sterbende unter unsäglichen Schmerzen wand.

Bei diesen Stürmen, unter denen ebenso Hof wie Hauptstadt litten, kam nun der letzte Augenblick der

Kaiserin herbei. Catharina hatte kurz vorher noch einen Versuch gemacht, sich mit der Zürnenden auszusöhnen, allein er war mißlungen. Man hatte ihr unter der Bedingung Gnade und Verzeihung zugesichert, daß sie sich zu einer demüthigen Abbitte bei ihrem Gemahl, und zu einem Schuldbekenntniß in Rücksicht jenes ihr zur Last gelegten, sträflichen Umgangs mit Poniatoffsky verstände. Die junge, stolze und beleidigte Fürstin verweigerte standhaft, ein so entwürdigendes Bekenntniß abzulegen. Sie bat nochmals, man möchte ihr erlauben, nach Deutschland heimzukehren, allein im Auftrag der Kaiserin hieß man sie bleiben. Kaum hatte die Kaiserin ausgeathmet, als der Kampf der Parteien aufs hartnäckigste begann. Es zeigte sich jetzt, daß Catharina doch noch Freunde hatte. In die Stelle des verwiesenen Bestuscheff war der Graf Iwan Schuwaloff getreten, ein roher und tollkühner Wüstling zwar, doch geschickt, in unruhigen Zeiten zu einem Parteioberhaupte zu dienen. Er war es, der Catharinens Namen wieder öffentlich zur Geltung brachte. Ihm gegenüber stand als Parteigänger für den Großfürsten der Senator Woronzoff, Bruder des neuen Reichskanzlers. Die Tochter dieses letztern war Peters erklärte Maitresse, und der ehrlose Vater und die nicht minder ehrlose Tochter beherrschten den schwachen Fürsten in dem Maaße, daß sie

von ihm ein Versprechen sich eroberten, demzufolge die Tochter den Thron besteigen und der Vater allmächtiger Minister werden sollte. Es wäre zum Ausbruch der wildesten Feindseligkeiten gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein weiser Vermittler aufgetreten wäre, dem es gelang, beide Parteien halbwegs zu einigen und sie, wenn auch nur scheinbar, zu einem Zwecke hinzuleiten. Dieser Retter in Gefahr war der Graf Nikita Panin, ein für Rußland theurer Name, ein Mann, zwar von keiner illüstern Herkunft, doch immer noch von besserer Abstammung, als es alle jene Günstlinge waren, die am Hofe einer Fürstin, wie Elisabeth, eine Rolle gespielt hatten. Dieser rechtschaffene Mann, den Elisabeth zum Erzieher des jungen Großfürsten Paul ernannt, war der Einzige, der in einem Reiche wie Rußland, über loyale Staatseinrichtungen und rechtlich begründete Regierungsformen nachgedacht und sich ein Bild von den nöthigen Eigenschaften eines gleichmäßig auf Völker- wie auf Fürstenrechte gegründeten Staates entworfen hatte. Seine Studien in dieser Beziehung hatte er im Auslande, besonders in Schweden, wo er lange Zeit als russischer Botschafter sich aufhielt, gemacht. Am Hofe Elisabeths war Niemand, der auch nur dem Namen nach die Gesetze kannte, nach denen die civilisirte Welt die gesellschaftliche Ordnung begründet

hat. Graf Panin, den eine feine geistige Begabung zu Theil geworden war, der durch Reisen und Lecture sein ursprüngliches Talent ausgebildet hatte, der in einem Lande, wo Alles nur militairisch herrscht, die Macht des Gedankens zu predigen unternahm, ergriff diese Mission, die wahrlich, der Natur der Sache nach, eine sehr dornenvolle sein mußte. Aber er ging seinen Weg mit Festigkeit. Unter die rohen, tumultuirenden Soldaten trat er hin und sprach von der Nothwendigkeit, dem Senat eine Stimme bei der neuen Kaiserwahl zu geben. Vorher hatte er Peter selbst für seine neue Lehre gewonnen. Wenn Panin jedoch nichts mehr als ein rechtlicher Mann, ein tiefer Denker, ein gebildeter und muthiger Reformator gewesen wäre, so hätte er dennoch nicht auf dem Boden, auf welchem er stand, siegen können; allein er war auch ein feiner Intriguant, ein unendlich feinerer als die Schuwaloffs und Woronzoffs, mit denen er es zu thun hatte. Er erkannte, wie Bestuscheff, in Catharinen den eminenten Geist, und auch er that das Gelübde, sich bei allen seinen Unternehmungen dieser Fürstin als Bundesgenossin zu versichern. Allein er war vorsichtiger als Bestuscheff, er ließ Niemand vor der Zeit die Ehrfurcht und die Bewunderung merken, die er für Catharinen empfand, er wollte nur fürs Erste ihre Zukunft gesichert sehen, und dieses glaubte er zu bewerk-

stelligen, indem er Peter bewog, sich durch den Senat, also durch eine richterliche Instanz zum Kaiser ausrufen und seine Rechte, sowie die seiner Gemahlin und seines Sohnes feierlichst proclamiren zu lassen. So diente er Catharinen indirekt, indem er zugleich die Parteien zum Frieden zwang, und dem Reiche Gesetz und Ordnung, der Thronfolge das Ansehen rechtskräftiger Begründung gab. Seine Absichten waren die allerrechtlichsten, und er handelte an einem durch und durch corrumpirten Hofe als ein Ehrenmann, der er war. Catharina erkannte dies, bis in sein spätes Alter hat sie ihm ihre Achtung, ihre Gunst ungeschmälert erhalten.

Nun wurde der Senat plötzlich ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und erhielt ein Ansehen und einen Glanz, von dem er früher wahrlich nie geträumt hatte. Bisher war er wenig mehr gewesen, als was die Akademie der Wissenschaften noch war, eine sonderbare, ausländische Grille, ein unnützer und unverständlicher Gerichtshof, der über nutzloses Formenwesen zu Gerichte saß, und nach dessen Entscheidungen Niemand fragte. Jetzt plötzlich hieß es, daß der neue Kaiser zu diesem unbekannten Senatspallast zuerst seinen Weg nehmen werde, um aus den Händen der Herren, die daselbst thronten, seine Krone zu empfangen. Dieses richterliche Tribunal, das seit Peter des Großen Tode nichts mehr

zu richten gehabt hatte, sollte jetzt auf ein Mal über die höchste Angelegenheit, über die Thronwahl sein entscheidendes Urtheil abgeben. Panin wollte es so und man folgte ihm. Peter III. hielt vor dem versammelten Senat eine lange Rede, in welcher er diesem sagte, daß die Blicke der ganzen civilisirten Welt auf ihn und die Senatoren gerichtet seien. Die Ceremonie wurde mit Pomp beendet und zum erstenmal spielten die Garden, die sonst immer nur allein entscheidend bei jeder Kaiserwahl aufgetreten waren, eine Nebenrolle. So bestieg Peter III. den Thron. Eine blutige Revolution war vermieden durch die Klugheit eines Mannes, und dieser Mann war zum Glück ein Ehrenmann.

Die ersten Regierungswochen Peters III. waren in der That durch Handlungen bezeichnet, die an Größe, ja selbst an Erhabenheit streiften. Die Fülle von Glanz und Macht, die ihm zugefallen war, nahm seinem Geiste auf wenige Augenblicke die Enge und die Zaghaftigkeit. Aber es ist einer Seele, die ohne Anwartschaft auf Größe geboren ist, nicht gegeben, auf die Länge die Welt über ihr eigentliches Wesen zu täuschen, am wenigsten da, wo eine erhabne und gefährliche Stellung sie den Blicken der Menge unverhüllt preis gibt. Zu den Handlungen, die eine edle Aufwallung ihn begehen hieß, gehörte die Zurückberufung der unter Elisabeths

Regierung Exilirten. Da kamen denn die alten Männer mit dem grauen Haar und den von tausend Furchen gezeichneten Gesichtern, mit den mißtrauischen Blicken und dem schleichenden Gange, die alten gemißhandelten Lieblinge früheren Glückes, die verschwiegenen Zeugen von Fürstenlaune und Fürstenwillkür, da kamen sie nun in ganzen Schaaren wieder und füllten die Säle des kaiserlichen Pallastes, dessen Marmorwände unterdessen die Gestalten anderer Günstlinge zurückgespiegelt hatten, die jetzt zitterten, indem sie über ihre Häupter das Verbannungsurtheil schon ausgesprochen wähnten. Aber Peter verbannte Niemanden, er vergab Allen, selbst denen, die ihm bei seiner Tante üble Dienste geleistet hatten, er war scheinbar mit aller Welt ausgesöhnt, er war die Milde, die Liebenswürdigkeit, die Großmuth selbst. Aber dem scharfen Blicke entging nicht, daß diese Eigenschaften auf einem sehr schwankenden Grunde, nämlich auf Charakterschwäche ruhten. Peter war nicht grausam, nicht böswillig, nicht tückisch — aber er war schwach.

Unter den zurückkehrenden Verbannten war auch der alte Feldmarschall Münnich, der mit einem ganzen Schwarm Enkel und Urenkel in die Hauptstadt zurückkehrte. Der Mann, der in den Einöden Sibiriens zwanzig Jahre fern dem Hofe, fern den Geschäften, ja

fast fern der civilisirten Welt, fast wie die Anachoreten der ersten christlichen Jahrhunderte, gelebt hatte, stand jetzt plötzlich mit allen Orden geschmückt, kräftig und muthig wieder an der Seite des Throns, seine erste, seine festeste Stütze. Rußland ist das Reich, wo noch der Psycholog überraschende Resultate sammelt, wo Größe und Verfall so rasch und blendend wechseln wie in den Geschichten der tausend und einen Nacht. Dieser alte Feldmarschall war ein Beispiel dieser Art. Peter empfing ihn äußerst gütig, und Münnich vergalt ihm dies später in der Stunde der Gefahr.

Es ist nicht hier am Ort, um Peters kurze Regierung mit ihren Einrichtungen und Beschlüssen näher zu untersuchen; es sei nur bemerkt, daß er ein für den russischen Adel sehr vortheilhaftes Gesetz gab, ein Gesetz, das eine russische Aristokratie hätte begründen können, wenn es den Nachfolgern Peters gefallen hätte, auf dem Boden dieses Gesetzes weiter fortzubauen. Der Friede mit Preußen war ebenfalls ein wichtiges Merkmal dieser ephemeren Regierung. Wie hätte Peter, der sich noch immer den Obrist Friedrichs nannte, der von diesem seinem Chef, sich einen höhern Dienstgrad auf das submissteste erbat, und ihn gnädig auch erhielt, wie hätte ein solcher unterwürfiger Bewunderer des preußischen Heros gegen diesen seine Armeen schicken können.

Wir müssen jetzt unsere Blicke ausschlieslich auf Catharina lenken. Ein großer Kampf ging in ihrer Seele vor. Sie war nicht mehr die junge, unerfahrene, bald wirkliche Gefahren verkennende, bald vor gemachten Schreckbildern zaghaft zurückbebende Frau. Die Jahre der Prüfung waren nicht fruchtlos über ihrem Haupte dahingezogen. Die furchtbaren letzten Lebensmomente Elisabeths hatten dieser jungen Prinzessin eindringliche und erschütternde Lehren gegeben. Sie sah eine Frau, die ein verlorenes Leben gelebt, die eine großartige Sendung unwürdig verfehlt, einer glänzenden Berufung nicht entsprochen hatte, mit den Qualen eines zerstörten Körpers, eines verwundeten Gewissens ringen. Sie sah eine unruhige Hauptstadt, eine zügellose Armee, eine räuberische Günstlingsschaar sich um die Beute der Macht drängen, die den sterbenden Händen entschlüpfte. Welche Empfindungen mußte ein solches Gemälde in der Seele der Beschauerin zurücklassen, die einen feurigen Geist und eine junge, aufstrebende Natur mitbrachte. Catharina war für keinen der Fingerzeige, die das Geschick ihr gab, unempfindlich. Es mußte ihr nothwendig der Gedanke vorschweben, wie würdest du handeln, wenn dir die Macht gegeben wäre, die jene Frau besaß und so schmählich mißbrauchte? Wie natürlich ist eine solche Betrachtung, die sich dem Ehrgeize nicht allein, die sich

auch der aufopfernden Menschenliebe aufdrängt. Ein Geschick, das da gestattet Segnungen über unermeßliche Länderstrecken zu verbreiten, wird immer eines sein, das eine feurige, edle Seele sich vom Himmel erbittet. Catharina, am Sarge Elisabeths stehend, mußte Gefühle so durchdringender Natur, Gedanken so erhabener Art hegen. Kann man einer großen Seele verbieten groß zu fühlen, mächtig zu empfinden, gewaltig zu streben? Sehr viele Beurtheiler Catharinens haben bei der gefährlichen Katastrophe, die im Leben dieser Frau jetzt eintrat, ihre Mitwissenschaft, ihr Mitwirken leugnen wollen, und zwar in der Meinung ihr dadurch zu dienen; allein es ist dies ein schlimmer Dienst, den man ihr erweiset. Wir sind der Ansicht, daß Catharina sehr selbständig handelte, daß sie wußte, wornach sie strebte und daß sie, weit entfernt ein Werkzeug in den Händen weniger roher Empörer zu sein, diese brauchte, um rasch zu ihrem Ziele zu gelangen. Friedrich der Große in seinem vertrauten Gespräch mit Ségur gibt einen Standpunkt an, der wenn man ihn als richtig gelten ließe, Catharinens Charakter als den einer Frau hinstellte, die jung, leichtsinnig, übereilt, gedankenlos sich der ersten, der besten Gelegenheit in den Arm warf, die sie aus einer peinvollen Lage zu retten verspricht. Nach Friedrichs Ansicht haben die Orloff's Catharinen auf den Thron

geführt, und sie ist willenlos, zitternd, widerstrebend ihnen gefolgt. Ist dies aber denkbar? Wird eine Frau, die die Segenspenderin über ganze Reiche wurde, die das mächtige Werk Peters des Großen, die Civilisirung Rußlands, fortbaute, die mit fester Hand zahllose Empörungen niederhielt und einen Thron, den vor ihr wenige Inhaber zu behaupten verstanden hatten, siegreich behauptete, ihn während fünfunddreißig Jahren durch glänzende Thaten schmückte, würde eine solche Frau auf so ohnmächtige Weise, ohne alle Selbständigkeit sich zu ihrem Ziele haben hintreiben lassen? Catharina wußte um die Verschwörung, sie leitete sie, sie bestieg den Thron selbständig und festen Schrittes.

Wir wollen die allbekannten Thatsachen nur kurz berühren. Peter III., von den momentanen Anstrengungen von Muth, Energie und Thätigkeit schnell wieder zu seinem gewohnten müßigen und regellosen Leben übergehend, fügte zu seinen früheren Unklugheiten noch die hinzu, daß er die Geistlichkeit beleidigte, ihr einen Theil ihrer Güter entzog und einen mächtigen Priester, den Erzbischof von Nowgorod, verbannte, der sich einigen Neuerungen widersetzt hatte. Der Exilirte mußte alsbald wieder zurückberufen werden, die Neuerungen konnten nicht durchgeführt werden, die entzogenen Güter mußten unter, für die Macht demüthigenden Zugeständ-

nissen, wieder herausgegeben werden — alles dieses waren Schritte, die vom Ziele ablenkten und Peters Feinden, deren Zahl rasch wuchs, Stoff zu den gehässigsten Angriffen und Denunciationen gaben. Bald war der sämmtliche Klerus gegen den Fürsten gestimmt und verleitete die Armee zur Widersetzlichkeit. Von Woche zu Woche, fast von Tage zu Tage wurden die Verhältnisse schwieriger. Wer den Boden kannte, auf dem Peter stand, wußte, daß er unterminirt war, und daß die nächste Stunde den unvermeidlichen Einsturz bringen konnte. Catharina mit ihrem scharfen Blicke sah dies am deutlichsten. Sie liebte ihren Gemahl nicht, sie empfing täglich von ihm Beweise seiner Nichtachtung, seiner Kälte, seiner bis zur Grausamkeit getriebenen Verfolgung; aber wie sie früher geduldet hatte, so hätte sie auch jetzt geduldet, wenn nur ihre Gefühle als Weib, ihr Ansehen als Fürstin wären verletzt worden, allein Peter verletzte in ihr den selbständigen Geist, er verletzte in ihr Rußlands Zukunft, das Glück und den Segen der Völker; nicht Catharina das Weib und die Fürstin, sondern Catharina, Rußlands Genius, wurde von den rohen, ungeschickten Händen des schwachen Mannes höhnend hinweggestoßen. Eine Beleidigung unserer Person können wir verzeihen, nicht eine Beleidigung unserer Mission, denn diese hat ein höherer Geist uns aufgelegt,

der der Gesetzgeber unserer ganzen Existenz ist. So wie Catharina fühlte, daß Peter nicht mit ihr herrschen wolle und könne, so war der Entschluß fest in ihrer Seele, ohne ihn zu herrschen.

Die Verschworenen bestanden noch dem größern Theile nach aus jenen Mißvergnügten, die schon unter der Regierung Elisabeths Petern von der Thronfolge hatten ausschließen wollen.

Der Graf Panin hatte unterdessen zwar nicht seine Grundsätze, doch seine Ansichten über die Verhältnisse und Personen geändert. Er war dahin gelangt, einzusehen, wie in der Theorie Manches vortrefflich sein kann, was in der Praxis sich als ein Versehen und als ein Verderb ausweist. So waren ihm die Reformen, die er in Betreff des Senats eingeführt, die diesem Staatskörper zuzutheilende Wirksamkeit, später selbst als unstatthaft erschienen. Ehe dieses administrative Tribunal eine so hohe Stellung einzunehmen im Stande sein konnte, mußte der Geist der Nation zuvörderst auf eine weit höhere Stufe selbständiger Ausbildung gehoben werden. Es mußten Vorarbeiten gemacht werden, deren Mangel sich jetzt fühlbar machte. Panin erkannte, daß von dem Werke, das er schaffen wollen, fürs Erste nichts als der Titel, eine schöne Vorrede und ein Anfangskapitel vorhanden waren, daß aber das Buch selbst noch

nicht geschrieben war. Ein Gesetzgeber, der zu dieser Ansicht gelangt, ist leicht zum andern Extrem umgestimmt, nämlich das ganze Werk aufzugeben, es einer fernen Zukunft zuzuschieben; Panin hätte auch den Muth verloren, wenn Catharina ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Auf Catharina setzte er Rußlands und seine eigne Hoffnung. Er wurde nicht getäuscht. Schon längst hatte er Catharinen sich immer näher angeschlossen; er theilte ihr seine Studien, seine Erfahrungen, seine Entschlüsse mit; seine Achtung, seine Neigung für die Fürstin ging in Bewunderung, ja fast in Anbetung über. Er sah sie leiden, das Unwürdigste, das Kränkendste leiden, er hörte von den Verschwörern täglich die Pläne und Absichten, die Peter hegte, und zu deren Ausführung die Partei der Woronzoffs ihn anspornte; er war zugegen, wie Catharina eines Tages öffentlich beleidigt wurde, bei einem Feste ihren Platz der Gräfin Woronzoff abtreten mußte; er erfuhr auf das bestimmteste, wie der Kaiser beabsichtige sie und seinen Sohn zu verstoßen; er wußte um die Gefahr, in der sie schwebte, und der ergraute, alte Staatsmann wurde im Gefühl der Empörung über so grausame Unbill zum Jünglinge. Er strengte seine Kräfte an, er arbeitete unablässig um Catharinen gegen ihre Feinde zu schützen. Rußland, für dessen Erhöhung und Vervollkommnung er schwärmte,

die Frau, die er für berufen hielt, dem Lande jene Würde und jene Macht zu schenken, die er ihm um jeden Preis verliehen zu sehen wünschte — beide theuren Gegenstände verbanden sich in seinem Geiste in einen, und er sah nur Rettung und Hülfe durch die Entfernung Peters vom Throne. Er gesellte sich dem Bunde zu, der im Geheimen schon längst eifrig wirkte, und in welchem die vorzüglichsten Mitglieder der Hetman der Kosaken, Cyrill Rasumoffsky, ein junger Fürst Wolkonsky, Neffe des ehemaligen Reichskanzlers Bestuscheff, die junge Fürstin Daschkoff, Schwester jener Geliebten Peters, der Gräfin Woronzoff, ein Piemonteser Odart, und die Brüder Gregor und Alexei Orloff waren, die eine so traurige Berühmtheit erlangt haben. Diese Verschworenen hatten in Folge mannigfacher Intriguen sich zu einander gefunden; anfangs hatte Keiner von den Plänen des Andern gewußt, bis sie sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit Geständnisse machten, und ihre Interessen, die zum Theil auf den niedrigsten Motiven des Ehrgeizes und der Habgier gebaut waren, vereinigten. Die junge Fürstin Daschkoff fügte zu dem Beweggrunde des Ehrgeizes noch den hinzu, ihre Schwester, die allgewaltige Maitresse, demüthigen zu wollen.

Den Verschworenen war ein Mann wie Panin äußerst willkommen; die allgemeine Achtung in der er

stand, mußte ihnen natürlich von größtem Nutzen sein. Man schmeichelte dem Grafen auf alle Weise. Schon daß er der Erzieher des jungen Großfürsten war, machte seinen Beitritt wichtig, ja selbst unentbehrlich. Der vertriebene und dann wieder eingesetzte Erzbischof von Nowgorod war ebenfalls unter den Verbündeten. Auch er war wichtig, denn er sollte der erzürnten Geistlichkeit zum Organ dienen.

Catharina besuchte mit großer Vorsicht die geheimen Versammlungen, sie war mit den Plänen vertraut, die man daselbst entwarf. Sicher und fest wußte sie die Kräfte zu schätzen, die Verhältnisse zu übersehen, die Mittel zu berechnen. Scheinbar sich entfernt haltend, war sie doch unausgesetzt inmitten der Verbündeten. Sie stimmte in den Plan ein, den Panin entwarf, Peter durch eine Entsagungsakte vom Throne zu entfernen, sie, als Regentin und Vormünderin ihres Sohnes, sollte dann auf demselben Platz nehmen. Dieses war das festgesetzte Ziel, dahinaus sollten nun die Schritte gelenkt werden. Als Moment der Ausführung bezeichnete man die Zeit, wo Peter einen vom ganzen Reiche gemißbilligten Kriegszug gegen Dänemark unternehmen würde. Er sollte den Boden nicht wieder betreten, den er unklugerweise in einem so kritischen Momente verließ. Aber die Verschworenen waren hier nicht einerlei Mei-

nung. Panin, der nicht dulden wollte, daß der Unternehmung der Charakter einer rechtlichen, vor aller Welt offen darstellbaren Handlung geraubt werde, verschmähte jeden heimlichen Ueberfall, jede nächtliche List, jeden Entführungsplan; die Officiere überstimmten ihn, indem sie sich bereit erklärten, den Kaiser, während er einem Feste in Peterhoff beiwohnte, mitten aus seinem Hofe zu entführen. Catharina erfuhr von diesen letzten, tumultuarischen Sitzungen nichts, sie befand sich in Peterhoff, anscheinend ruhig den Kaiser erwartend, und Vorbereitungen zu dem Feste treffend.

So kam die für Rußland ewig denkwürdige Nacht des neunten Julius 1762 heran. Peter erhielt von vielen Seiten her Warnungen, ja selbst Anzeigen von dem Dasein der Verschwörung, man nannte ihm Namen und bezeichnete Verhältnisse, doch kümmerte ihn dies wenig. Als diese Anzeigen und Aufforderungen allzu dringend wurden, gab er Befehl, daß nach dem Feste die gehörigen Maßregeln getroffen werden sollten. Natürlich warteten die Verschworenen dies nicht ab. Auch noch ein anderes Ungefähr trieb zur Eile. Einer der Verschworenen, Passek, hatte sich verrathen, und der Officier der Garde, zu der er gehörte, verhaftete ihn. Nun war rasches Handeln Gesetz; wenn man nicht noch dieselbe Nacht zur Ausführung schritt, waren Alle verloren.

Alexei Orloff wurde erwählt, um Catharinen aus Peterhoff abzuholen. Er fand sie schlafend; ein Zeichen, wie wenig sie diesen ungestümen und gewaltsamen Ausbruch des Unternehmens erwartete. Als sie von Orloff die näheren Umstände erfuhr, zögerte sie keinen Augenblick ihm zu folgen. Wankelmuth und weibliche Schwäche lag nicht in Catharinens Charakter. Von ihrer Kammerfrau, Johanna Iwanowna begleitet, durchflog sie den Park von Peterhoff und erreichte den einsamen Ort, wo Orloff ihrer mit einem Reisewagen wartete. Er bestieg selbst den Kutschersitz und lenkte die Pferde; es ging rasch vorwärts. Auf der Mitte des Weges erlahmten die Pferde, und man sah sich genöthigt zu halten. Dieser Verzug war gefahrbringend, denn Catharinens Erscheinen in der Hauptstadt war auf die Minute von den Verschworenen berechnet. In dieser peinvollen Lage sehen die Flüchtlinge einen schwerbepackten Wagen, den ein Bauer lenkt, der mit Früchten zur Stadt will. Rasch überfällt ihn Orloff, spannt die Pferde aus und vor den Wagen der Kaiserin. Kaum ist man jetzt mit erneueten Kräften eine kleine Strecke gefahren, als eine Postchaise des Weges in Eile daher kommt. Die Fliehenden erschrecken; es konnte Jemand aus dem Gefolge des Kaisers sein, dessen Ankunft jeden Augenblick in Peterhoff erwartet wurde, und der diesen Weg kommen

mußte. Unmöglich ist's abzulenken; schon hat der Herankommende den Reisewagen bemerkt. Man muß der Gefahr entgegengehen. Orloff ergreift die Zügel und spornt seine Pferde an, da hört er die Stimme seines Bruders, und jetzt athmet er wieder auf. Gregor ist von Petersburg abgesendet worden, weil die Verschworenen, unruhig über das lange Ausbleiben Catharinens, Nachricht aus Peterhoff sich verschaffen wollen. Man verständigt sich mit ein paar Worten, und Gregor schließt sich dem Wagen der Kaiserin an; der kleine Zug fliegt rasch vorwärts. Dicht vor der Stadt kommt ihnen ein Diener der Kaiserin, den sie mit Wohlthaten überschüttet hat, ein Franzose von Geburt, entgegen. Er erkennt seine Gebieterin, und glaubend sie sei gefangen und werde vom Kaiser in die Verbannung geschickt, erhebt er ein lautes Klagegeschrei. Catharina selbst besänftigt ihn und gebietet ihm ihr zu folgen. So zieht sie in der Hauptstadt ein. Das ist die dürftige und bescheidene Begleitung, die der Frau beigegeben ist, die wenige Tage darauf über unermeßliche Streitkräfte zu gebieten hat, und deren Armeen in der Folgezeit ganze Staaten zittern machen, und Völkern Gesetze vorschreiben. So unscheinbar ist der Beginn einer so großen Laufbahn. Aus so dunkler Hülle hervorbrechend, geht der leuchtendste Stern des Jahrhunderts seine Bahn. Catharina,

nur zwei kecke Soldaten und eine zaghafte Dienerin zur Seite, bangt nicht den gefährlichen Weg anzutreten, den ihr ihr Geschick vorgezeichnet. Die starke Seele hält sie aufrecht und gibt ihr Muth, wo selbst entschlossene Männer zittern. Sie weiß nicht, bringt der nächste Morgen ihr den Tod, bringt er ihr die Krone — sie folgt blindlings dem Ruf, der an sie ergangen. Mit Allem, was die Schönheit Blendendes, das Vertrauen Rührendes, der Muth Großes hat, ist die kühne Unternehmung umgeben. Diese nächtliche Reise Catharinens ist allen Wundern der Geschichte beizuzählen und hat zugleich das Ueberraschende und Geheimnißvolle aus dem Reich der Fabel an sich. Wir glauben die alten märchenhaften Perserreiche vor uns zu sehen, deren glänzende Throne auch Herrscher besteigen, die von helfenden Genien aus Nacht und Dunkel zu strahlender Höhe emporgeführt werden.

Als Catharina in der Hauptstadt anlangte, war es früh Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, die Prinzessin Daschkoff, Panin und Cyrill Rasumoffsky empfingen sie im Pallast der Prinzessin. Kaum behielt die Kaiserin Zeit ihr Kostüm zu ändern, sich in Uniform zu kleiden, und ein Pferd zu besteigen, um den Orloffs zu folgen, die sie zu den Kasernen des Regiments Ismaïloff führten. Die Soldaten waren bereits gewonnen. Sie stürzten

mit wildem Geschrei hervor und fielen Catharinens Pferd in die Zügel. Dieser tumultuarische Auftritt erschreckte die Begleiter der Kaiserin, sie wichen zurück, sie selbst jedoch blieb ruhig. Sie sprach die Soldaten an, rief sie zu Hülfe gegen die Gefahr, in der sie schwebe, und kaum hatte sie diese Worte geendet, als ein tausendstimmiger Beifallsruf die Luft erschütterte. Alexis Orloff stellte die Regimenter in Ordnung, und als Catharina an den Reihen hinabsprengte, wiederholte sich der Ruf: Es lebe Catharina! Es lebe unsere Kaiserin! Es fehlte nicht an einzelnen Abtheilungen, besonders der Preobraschensky'schen Garde, deren Officiere die Soldaten zurückzuhalten strebten, indem sie Peters Namen nannten, doch sie wurden überstimmt, gefangen genommen, und ihr Anhang zerstreut. Immer mächtiger schwoll der Volkshaufe an, der Catharinen umgab. Die Soldaten erklärten sich überall für sie, und sie zog, wenige Stunden schon nach ihrer Ankunft, siegreich durch die Straßen. Als sie vor der Kirche der Kasan'schen Mutter Gottes anlangte, war der Zug, der sie einschloß, unabsehbar. Die Prinzessin Daschkoff und die Orloffs, die ihr zur Seite waren, haranguirten beständig das Volk, Catharina thronte schweigend, aber ruhig und heiter auf ihrem Pferde. Nie hatte man sie schöner, nie von Anmuth und Würde strahlender gesehen, als an diesem Tage des

Aufruhrs, des Schreckens, der Gefahr. Ein Sturm wehte Staubwolken empor, in diese eingehüllt verschwand momentan die glänzende Erscheinung, und man sah nur die blitzenden Lichter der Waffen, die Büsche auf den Helmen und die Adler auf den Fahnen die Dunkelheit durchbrechen. Als Catharina sich der Kirche näherte, wich die Menge zurück, denn auf den Stufen des Eingangs zeigte sich im goldbrokatnen Talar, umgeben von einer Schaar von Priestern, der Erzbischof nnd hielt in hochgehobener Rechten das Kreuz den Ankommenden entgegen. Catharina stieg rasch vom Pferde und fiel ihm, dem Erzbischof, zu Füßen. Er ließ sie Angesichts der Menge das Kreuz küssen. Dann, auf einen Augenblick verschwanden beide im Innern der Kirche. Hier fand noch eine eilige und leidenschaftliche Berathung statt. Der Erzbischof bestand darauf, Catharinen nur als Regentin und Vormünderin des Großfürsten Paul auszurufen, die Orloffs und die Prinzessin drängten Catharinen, sich als Selbstherrscherin dem Volke zu verkünden. Panin rieth zu dem erstern. Der Moment drängte. Während man noch in der Kirche stritt, ließen die Orloffs und ihre Verbündeten laut Catharinen als Kaiserin proclamiren. Als die Thüren der Kathedrale dem Volke geöffnet wurden, sah es Catharinen vor dem Altar knieen und den Priester beschäftigt, die heilige Handlung

an ihr zu vollziehen. Ein tausendstimmiges Hurrah! zerriß die Lüfte. Die ganze Hauptstadt hatte sich auf dem Platz versammelt, und die neue Selbstherrscherin wurde unter dem Donner des Geschützes, dem Beifallrufen eines unübersehbaren Volks, dem Salutiren des Militairs, verkündet. Wenige Augenblicke darauf, denn alles ging im Sturm und in wildester Leidenschaftlichkeit, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und eilte in jene Stadtviertel, wo noch widerstrebende Elemente zu besiegen waren. Nach einer kolossalen Anstrengung von sechs Stunden war Catharina so weit, daß sie sich im Winterpallast bei offenen Balkonthüren zu Tafel setzen konnte, um einen Moment Ruhe und Erquickung zu genießen. Sie war einer Ohnmacht nahe, als sie in ihren Sessel sank. Dennoch ergriff sie das Weinglas, erhob sich und trank auf das Wohl des Volkes.

Um 10 Uhr Morgens war die Revolution beendet, und Catharina II. auf dem Throne Rußlands.

Es ist keine dankbare Aufgabe, die Verzichtleistung und die letzten Augenblicke Peter III. zu schildern. Ein natürliches Gefühl, das dem Menschenbusen eingepflanzt ist, und das da heischt für das Unglück, sei es auch noch so sehr selbst verschuldet, ein versöhnendes Mitgefühl zu hegen, macht es dem unparteiischen Beobachter und Erzähler schwer, für eine kalte aber gerechte Wür-

digung der Thatsachen ein willkommenes Ohr zu finden. Peter III. hatte vollkommen sein Schicksal verdient, er hatte die Entscheidung desselben kommen sehen und war ihm nicht ausgewichen, dennoch als das Unvermeidliche ihn traf, nahm er die Theilnahme selbst seiner erbittertsten Feinde für sich in Anspruch. Catharina mußte ihre ganze Klugheit und Vorsicht zu Hülfe nehmen, um die ersten Schritte, die sie auf ihrer neuen Bahn that, so einzurichten, daß der Schatten des machtlosen Kaisers nicht allzuverdunkelnd auf den Glanz ihrer noch jungen Krone fiel.

Am Morgen der Nacht, in der Catharina sich aus Peterhoff entfernt hatte, kam Peter aus Oranienburg, um den Festlichkeiten, wie er jährlich zu thun pflegte, beizuwohnen. Er erschien, nichts ahnend, in einem langen Zuge von leichtfertigen Weibern und lärmenden, jungen Wüstlingen umgeben. Als er vor das Portal des Schlosses anlangt, sieht er die Dienerschaft bestürzt ihm entgegeneilen, und der Ruf: „die Kaiserin ist verschwunden!" trifft mit unheilkündendem Laut sein Ohr. Er steigt aus, durcheilt selbst alle Gemächer des Schlosses, er sendet Boten überall hin, die Frauen stehen unterdessen bestürzt und betäubt im Schloßhof; Niemand weiß Rath. Jetzt kommen, schnell sich einander drängend, die Nachrichten aus der Hauptstadt: Catharina ist

in Petersburg angelangt, Catharina hat sich als Regentin proclamiren lassen, Catharina ist Kaiserin! Peter steht erstarrt und unschlüssig; da naht sich ihm jener greise Verbannte, der Gunst und Ungunst des Geschicks so reichlich an seiner eignen Person erfahren, der alte Feldmarschall Münnich, und er ist's, der die ersten tröstenden und ermuthigenden Worte zu dem niedergebeugten Kaiser spricht: „Sire," ruft er ihm mit dem strengen Ernst des alten Kriegers zu, „es ist noch nichts verloren. Sie haben fünftausend Mann auserwählter Truppen in Ihrer Nähe, stellen Sie Sich an die Spitze dieser Getreuen und ziehen Sie den Aufrührern entgegen. Sie werden siegen, Sie werden das Feld behalten." Peter zögert. Unterdessen hat man in Petersburg rasche Maaßregeln getroffen: schon ist die Brücke mit Militair besetzt, die die Verbindung auf dem Wege von Petersburg nach Peterhoff bildet, kaum gelingt es einem treuen Diener, sich mit Gefahr des Lebens durchzuschleichen, um Petern Nachricht von der Hauptstadt und dem Theile der Truppen zu bringen, die ihm noch treu geblieben. Münnich fällt seinem Herrn zu Füßen und fleht ihn an zu eilen. Umsonst, Peter schließt sich in einem Zimmer ein, und setzt einen demüthig bittenden Brief an seine Gemahlin auf, in welchem er ihr verspricht, der Krone zu entsagen, und sie ersucht, ihm zu erlauben nach Deutsch-

land zurückzukehren, wo er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen will. Catharina antwortet auf dieses Schreiben nicht. Jetzt hört Peter III., daß die Kaiserin gegen ihn heranziehe. Welch ein Moment für den zagenden, schwachen Fürsten! er eilt, nochmals einen Brief an sie abzusenden. Catharina empfängt dieses zweite Schreiben schon auf dem Wege nach Peterhoff, wohin sie an der Spitze von zwanzigtausend Mann ihrer Garden aufgebrochen ist, um ihren Gemahl gefangen zu nehmen. Auch auf den zweiten Brief erhält Peter keine Antwort. Seine Lage ist entsetzenerregend. Münnich gibt ihm einen letzten Rath, sich zu retten und die Krone sich zu erhalten, er soll nach Kronstadt eilen; die Flotte wäre noch sein; an der Spitze dieses Geschwaders würde es ihm ein Leichtes sein, der aufrührerischen Hauptstadt sich entgegenzustellen, allenfalls aus Schweden Hülfe zu reclamiren. Diesem Rathe folgt Peter. Eine Yacht nimmt ihn und seine Getreuen auf, die Gräfin Woronzoff läßt sich nicht ausschließen, obgleich Münnich, dem es in diesem angstvollen Momente nur um die Rettung des Herrn zu thun, ihr in soldatisch grober Weise zuruft, zu bleiben. Durch die Nebel der Morgendämmerung schwankt die Yacht, die den entthronten Zaar in ihrem Schooße führt, über die stillen Gewässer des Meerbusens. Das Fahrzeug nähert sich

der Hafenbrücke und verlangt Einlaß. Die Wache fragt wer es sei; man antwortet: „der Kaiser!“ „Wir haben keinen mehr! tönt die Antwort herüber; Catharina II. ist Kaiserin!“ Bei diesen Worten zeigt sich Peter auf dem Verdeck, er wirft seinen Mantel von den Schultern, und gibt sich zu erkennen. Vergeblich; eine Viertelstunde früher hätte er ohne Schwierigkeit gelandet, denn die Verschworenen, mit der Riesenarbeit in der Stadt vollauf beschäftigt, hatten den Hafen und die Besatzung von Kronstadt völlig vergessen; erst spät — aber wie wir sehen, doch immer noch zeitig genug, um Petern die letzte Zufluchtstätte zu versperren — war es einem der Verschworenen eingefallen, den Hafen für die Kaiserin in Besitz zu nehmen.

Es ist ein erschütterndes Bild, wie die Yacht jetzt von dem Landungsplatze sich wieder entfernt, wie man den greisen Münnich sitzen sieht, tief gebeugt, das Haupt in die Hand gestützt, das Geschick des Fürsten bedenkend, der von Thron und Land verstoßen, jetzt dem unvermeidlichen Elend entgegen geht. „Wohin soll ich steuern lassen?“ fragt ihn Peter. „Sire, es ist völlig gleich,“ entgegnet ihm entmuthigt der treue Rathgeber, „wohin wir auch gelangen, wir dürfen nicht hoffen, einen glückbringenden Boden zu betreten.“ Peter begibt sich in die Cajüte und tröstet hier die Gräfin Woronzoff,

deren Thränen unversiegbar fließen. „Sie hätten es wagen sollen,“ ruft ihm diese zu, „Sie hätten landen sollen; Niemand hätte sich erkühnt, die Drohung auszuführen und auf Sie zu schießen! Wir wären Alle gerettet gewesen!“ —

Bei seiner Zurückkunft nach Peterhoff hoffte Peter auf die Großmuth der Frau, die er so schwer beleidigt, die er, besonders in der letzten Zeit, durch ein geflissentlich rohes und tyrannisches Wesen auf das empfindlichste gedemüthigt hatte, er hoffte auf die Großmuth der Frau, die er ungehört und ohne Urtheil hatte vom Throne stoßen, und deren Sohn er der entehrenden Schmach hatte preis geben wollen. Es war kühn, daß er diese Hoffnung hegte, ohne Zweifel wußte er, mit welchem großen, heroischen Charakter er es zu thun hatte. Catharina zeigte sich auch willig, seinen Hoffnungen zu entsprechen, allein ihre Umgebung, die in diesen furchtbaren Tagen tyrannisch über sie herrschte, legte ihr blinden Gehorsam auf. Die Stimme der Pietät in ihrem Herzen mußte schweigen. Alles was sie thun konnte war, daß sie den mildesten und gerechtesten Mann ihrer Umgebung hinsandte, um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Der Graf Panin begab sich zu Peter III. Der Kaiser stellte die Entsagungsakte aus, in der er erklärte, daß er sich unfähig fühle, das Reich zu beherrschen, und daß

er von der Gnade der Kaiserin die Erlaubniß erbitte, nach Deutschland zurückzukehren, woselbst er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen wolle. Münnich war in Verzweiflung, als er diesen unwürdigen, feigen Schritt, der jede Hoffnung abschnitt, erfuhr. „Sire," rief er dem Kaiser zu, „sie machen uns Alle elend, jedoch wage ichs zu behaupten, Keiner ihrer Getreuen denkt an sein eignes Geschick in diesem Augenblicke; uns Allen schwebt nur Ihre Rettung vor. Was ist aber jetzt noch zu hoffen?" — „Alles von der Huld der Kaiserin," entgegnete Peter. „Sie wird jetzt, da ich die ersten Schritte zur Versöhnung gethan, mir bereitwillig entgegenkommen." Seine Erwartungen wurden getäuscht; man brachte ihn, die Gräfin Woronzoff und den Günstling Gudowitsch, Jeden in abgesonderten Gewahrsam. Der Kaiser erhielt seinen Aufenthalt auf dem Lustschloß Ropscha. An diesem Orte starb auch der Kaiser bald nach seiner Gefangennehmung.

Während der Verhandlungen in Peterhoff schwebte die Hauptstadt in Unruhe und Aufregung. Man wußte nichts über das Schicksal Catharinens, die an der Spitze ihrer zwanzigtausend Mann Garden ausgerückt war, man wußte nicht, ob Peter III. ihr Streitkräfte entgegengestellt habe, ob es zu einem entscheidenden Treffen gekommen sei. Endlich, gegen 8 Uhr Abends, verkündete

Kanonendonner die Ankunft der triumphirenden Kaiserin. Sie zog ein in ihre Hauptstadt, indem ein wogendes Meer von Volk, Garden und Linientruppen sie umgab. Nie hatte die Menge, die doch schon an solche Scenen gewöhnt war, ein so imposantes Schauspiel gesehen; sie umgab das Pferd Catharinens, sie hielt es auf und küßte die Füße, die Hände der Kaiserin.

Ehe wir dieses Anfangscapitel in der Geschichte Catharinens schließen, ist es nöthig, auf einige Personen, die in den Tagen des Kampfes und Sieges ihr nahe standen, den Blick etwas schärfer zu richten. Wir wollen nur vier Personen herausheben. Gregor und Alexis Orloff, die Prinzessin Daschkoff und Graf Rasumoffsky.

Einem Manne, den ein kleines Besitzthum, das er in der Nähe Moskaus inne hatte, zum Edelmann machte, war es gelungen, Peter I. einige Dienste zu erweisen, die dieser durch einen militairischen Grad belohnte, und durch die Versorgung der Söhne. Dieser Mann war Gregor Orloff, der Vater, der im sechzigsten Jahre noch heirathete und neun Söhne zeugte. Von diesen starben vier und fünf spielten mehr oder weniger eine bedeutende Rolle unter der Regierung Catharinens, Gregor und Alexis jedoch die bedeutendste. Beide wurden frühzeitig Officiere in der Garde, beide machten Schulden, beide hatten Duelle, beide zogen durch ihre tollen Unterneh-

mungen und muthwilligen Streiche die Blicke der Höflinge auf sich. Die drei anderen Brüder eiferten den älteren nach, und die fünf Orloffs wurden sprichwörtlich, wo es darauf ankam kecke Raufbolde, wilde Wüstlinge zu bezeichnen. Gregor Orloff, in den sich die Maitresse seines Chefs verliebt hatte, war nahe daran, auf Veranlassung des Erzürnten nach Sibirien exilirt zu werden, als die mächtige Hand einer Beschützerin, die sich nicht zu erkennen gab, das von Elisabeth schon bestätigte Verbannungsurtheil vernichtete. Orloff erkannte später in dieser rettenden Göttin Catharinen, und er blieb ihr von diesem Moment an dankbar ergeben, ja er verehrte und liebte sie mit so schwärmerischem Feuer, daß diese Leidenschaft seine rohe Natur mäßigte, ihn geistig erhob, und ihn fähig machte die Plane zu verwirklichen, die die Verschworenen ihm zuertheilten. Klugheit war ihm nicht gegeben, dagegen Alles besiegender Muth, Kühnheit und unbeugsamer, männlicher Stolz. Sein Bruder Alexis war eine Natur, die der Größe nicht fähig war, und die in dem ihr zugetheilten Elemente rohen, soldatischen Muthes beharrte.

Die Prinzessin Daschkoff bietet eine jener Erscheinungen, wie sie nur an einem despotischen Hofe voll Eitelkeit und Macht entstehen kann; eine schöne Frau, die laut scherzt und spottet, wo die beherztesten Männer

zittern. Die Prinzessin fing damit an, daß sie gleich erklärte, für sie gäbe es kein Blutgerüst und keine Verbannung; und in der That, die kalte, mißtrauische, bigotte Elisabeth hatte sich an diese kleine, bunte Schlange nie herangewagt. Schon oft hatte das Schwert nur an einem Haare über dem Haupte der Prinzessin geschwebt, und immer wieder war sie der Gefahr entschlüpft. Sie zeichnete Skizzen, sie machte Epigramme auf Elisabeth, sie imitirte in Gang und Geberde die herrschenden Günstlinge derselben — es wurde geduldet. Als Catharina am Hofe von Petersburg erschien, flog die Prinzessin ihr entgegen, fiel vor ihr aufs Knie, und bat mit der leidenschaftlichen Pantomime eines Liebhabers sich ewig ihr weihen zu dürfen. Von diesem Augenblicke an trug sie eine Locke des Haars der Großfürstin in einer Kapsel auf ihrem Herzen. Ein so bewegliches Geschöpf, voll Geist und Leben mußte Catharinen, die von einer kalten, fremden Höflingsschaar sich eingeschlossen fand, willkommen sein, sie nahm die Prinzessin, die damals noch unvermählt als Fräulein Woronzoff am Hofe lebte, zu ihrer Vertrauten auf. Beide führten von nun an einen intimen Briefwechsel miteinander, in welchem sie sich über die neuesten Erscheinungen in der französischen und englischen Literatur ihre Urtheile mittheilten. Doch nicht allein über Literatur wurde geschrieben, brieflich geplau-

dert, sondern man berührte auch die höchsten Interessen, man schrieb sich seine Ansichten über Freundschaft, Liebe, Anbetung, Tod, Unsterblichkeit und über tausend Schwärmereien und Gefühlsausbrüche, wie sie in jungen Herzen, die tumultuarisch der Welt entgegenklopfen, sich zu regen pflegen. Zuletzt schreiben sich die Freundinnen auch über Politik; und da entwickelte Fräulein Woronzoff Catharinen gegenüber ihr ganzes System von Freiheit und Republikanismus, das sie sich seit einiger Zeit zu eigen gemacht. Catharina, die äußerst liebenswürdig in diesen frühen Jugendbriefen erscheint, gibt mit großer Milde, mit graziöser Ironie der feurigen Seele ihrer jungen Freundin einige gute Lehren.

Als Peter III. zur Regierung kam, ging in dem Geschicke des Hauses Woronzoff eine große Aenderung vor sich. Der Feldmarschall Bestuscheff wurde verwiesen, und der Graf Woronzoff, Onkel der Prinzessin, erhielt als Reichskanzler des in Ungnade Gefallenen Stelle. Die Schwester der Prinzessin machte sich als allgewaltige Geliebte des Kaisers geltend, und eine andere Schwester, die Gräfin Buturlin, wurde durch ihre vielen Reisen, durch ihren originellen Luxus, den sie überall entfaltete, und durch ihre Liebschaften in Frankreich, Deutschland und England bekannt. Von den drei Schwestern war ohne Zweifel die Prinzessin die ausgezeichnetste.

Frühe ging ihr Geist seine eigene Bahn. Schon daß sie Catharinens eminente Charaktergröße verstand, sich ihr anschloß, sie leidenschaftlich verehrte und liebte, zeugt für ihr edleres, höher gestelltes Wesen; aber auch die Kühnheit, mit der sie mit ihrer mächtigen Schwester in Opposition sich stellte, erweckt Achtung; am meisten jedoch nimmt für sie ein der rege Sinn, den sie hegte, geistige Entwickelung, freie Ideen zu verbreiten. Hierdurch war sie den Verschworenen äußerst dienlich. Jung und feurig, Gefahren nicht scheuend, war sie zugleich klug und besonnen den Rath weiser Männer in Anwendung zu bringen. Als Mann verkleidet begab sie sich mit den Brüdern Orloff in die Kasernen, schwelgte ganze Nächte durch beim Becher, sang zur Guitarre, tanzte wie eine Bachantin vor den Soldaten, einzig nur, um ihrer erhabenen, erlauchten Freundin Genossen und Freunde zu erwerben. Eine Stunde darauf lag sie mit aufgelösten Locken bei der einsamen Studirlampe über ein Werk Montesquieu's, um daraus die Grundsätze und Lehren über den vollkommenen Staat, über die Vereinigung der Gesellschaft, über die Rechte und Pflichten der Fürsten und Völker zu studiren. Dann schrieb sie entflammte Briefe an Catharinen, in denen sie dieser ihre künftige Größe prophezeite. „Mir, meine theure Schwester," so schrieb

sie, „wirst Du alsdann erlauben, zu Deinen Füßen zu ruhen, als ein Wesen, das Dich abwechselnd anbetet und schilt; als ein kleiner Seraphim, der aus Deinem Lichte soviel Liebe aber auch soviel Impertinenz zu saugen verstanden hat, um im Stande zu sein, Dir die süßesten Schmeicheleien, aber auch die empfindlichsten Zurechtweisungen zu geben. Du sollst an mich denken, Cathinka, und wenn Du dereinst nicht mehr in Liebe an mich denken willst, so sollst Du's im Zorn thun. Vergessen darfst Du mich nie. Für alle Ewigkeit gehören wir zusammen."

Diese Drohung wurde leider später wahr, als Catharina sich mit der Prinzessin entzweite und es dieser empfinden ließ.

Die Weise, wie sie sich ihren Mann erwählte, ist ebenfalls charakteristisch. Eines Abends steht sie im Kreise der Hofdamen, als sich ihr der junge Fürst Daschkoff nähert, ein schöner, vornehmer und reicher Mann. Er sagt ihr in lebhafter Weise einige Artigkeiten, sogleich wendet sich die junge Hofdame zu ihrem Vater und sagt laut: „Hier ist Jemand, der mir eine Erklärung macht und meine Hand sich erbittet; werden Sie gestatten, daß ich sie ihm gebe?" Dem Fürsten war es nicht eingefallen, so ernste Absichten zu hegen; er sah sich gefangen und gab nach. Als die Heirath geschlossen

war, fand die Prinzessin Mittel, ihren Mann nach Moskau zu verbannen, um in Petersburg frei leben zu können.

Der vierte Theilnehmer, Cyrill Rasumoffsky, ist durch seinen unbeugsamen Muth und durch seine Anhänglichkeit an Catharina ausgezeichnet. Die Familie kam in Ansehn dadurch, daß die Kaiserin Elisabeth sich einen aus ihrer Mitte zum Günstling, ja sogar, wie einige Nachrichten behaupten, zum heimlich angetrauten Gemahl erwählte. Cyrill war ein roher, kühner Parteigänger, ein Charakter, dem nicht das Gewissen eines rechtlichen Mannes, sondern der Muth eines Soldaten Gesetze vorschrieb; dabei befleckte er jedoch seinen Muth nie durch Perfidie, seine Stärke nie durch Grausamkeit. Catharina wußte ihn geschickt zu brauchen; er war ihr ohne Eigennutz wahrhaft ergeben.

Nachdem der Vorhang niedergefallen war nach den stürmischen Auftritten der Revolution, wo man eine ganze Hauptstadt in Tumult und Aufruhr gesehen hatte, zeigte die Scene, als der Vorhang sich wieder hob, Catharinen ruhig in ihrem Pallaste am Schreibtisch sitzend, und klug und bedächtig weise Verordnungen, treffende Befehle ertheilend, die nachhaltig das große Werk in seinem noch schwankenden Baue befestigen sollten. Die Arbeit der rohen Männer war gethan, jetzt kam die Frauenhand, die geschickt ordnete, still bei Seite schob,

mit kluger Wahl vertheilte; hier sich segnend hob, dort sich zum freundlichen Gruße neigte. Catharina zeigte sich äußerst klug und besonnen in dieser wichtigen Zeit. Wir müssen sie bewundern, wie sie mitten unter den wilden Soldaten, die sie auf den Thron geführt hatten, und die jetzt ihren Lohn brutal, mit der empörenden Willkür einer gesetzlosen Forderung ihr abzunöthigen sich erdreisteten, vorsichtig sich bewegte, sie, die Fremde; wie sie unterhandelte mit den Unbändigen. Das junge, schutzlose Weib legte die entfesselte Hyder der Revolution wieder in Bande. Dabei lebte sie bei fortwährendem Andrang der Außenwelt; ihre Gemächer durfte sie nicht verschließen, zu jeder Stunde mußte sie bereit sein, daß bald Dieser, bald Jener bei ihr eintrat. Oft wurde sie mitten in der Nacht geweckt, sie mußte sich in Eile kleiden, und den Gang nach irgend einer Kirche antreten, lediglich weil es einem Soldaten der Garde eingefallen war zu behaupten, die Kaiserin sei entführt, und befinde sich nicht mehr in Petersburg. Er und seine Kameraden lärmten und schrieen bis Catharina sich gezeigt hatte, dann riefen sie: „Unsre Mutter ist doch da! wir können uns beruhigen!"

Die erste weise Handlung Catharinens, als Selbstherrscherin des Reichs, war, daß sie den übermäßigen Einfluß der Deutschen, wie Peter ihn hatte vorwalten

lassen, überallhin aufhob. Sie ließ die holsteinische Garde, den Russen so verhaßt, und durch die Spielerei mit deutschen Uniformen und militairischen Uebungen so lächerlich, abziehen, und mit ihnen entließ sie auch den Herzog Georg, den Oheim Peter III., der eine klägliche Rolle während der Regierung dieses Fürsten in Petersburg gespielt hatte. Zu gleicher Zeit verhinderte sie, daß ihr eigner Bruder, der Fürst von Anhalt-Zerbst, nach Petersburg kam, auch Poniatoffsky hielt sie an den Grenzen zurück: sie wollte keine Ausländer, am wenigsten ihre Verwandte um sich sehen, um den Russen keinen Grund zu den Vorwürfen zu geben, die so reichlich ihren Gemahl getroffen hatten.

Nachdem die ausländischen Mächte sämmtlich ohne Widerrede sie als Kaiserin anerkannt hatten, trat Catharina ihre Reise nach Moskau an, um sich in dieser alten Hauptstadt des Reichs feierlich krönen zu lassen. Peter III. hatte diese Ceremonie immer, als ihm lästig, bei Seite geschoben, Catharina sah ein, daß sie unumgänglich zur Befestigung der Gewalt des Herrschers in der Meinung des Volkes nöthig war. Ohne Verzug begab sie sich deshalb nach Moskau, obgleich sie wohl wußte, daß ihr Empfang daselbst nicht der beste sein würde, ja daß ihr persönlich sogar Gefahren drohten. Sie hatte Nachrichten empfangen, daß die Bevölkerung

der ehemaligen Hauptstadt bei der Verkündigung des Thronwechsels Zeichen der Mißbilligung gegeben hatte; die Truppen hatten sogar sich geweigert, sie als Kaiserin auszurufen. Nun erschien sie selbst. Mit einem unabsehbaren Gefolge zog sie in Moskau ein; der alte Reichskanzler Bestuscheff mußte sie begleiten, und auf die ehrwürdige Gestalt dieses greisen Kriegers gestützt, erschien sie vor dem Volke. Gregor Orloff durfte sich nur gemäßigt und in der Entfernung zeigen, dagegen trat der junge Großfürst Paul zum erstenmal in wichtiger Stellung, seiner Mutter zur Seite, auf. Der Empfang war lau: Catharina fühlte es, allein sie versteckte klug ihr Mißbehagen; Orden und Reichthümer wurden verschwenderisch ausgetheilt, in der Armee Rangerhöhungen veröffentlicht, die die kühnsten Hoffnungen der alten Krieger, die im siebenjährigen Kriege die Schlachten bei Palzig und Kunnersdorf mitgekämpft, übertrafen. Kirchen und Klöster des bigotten Moskaus wurden reichlich bedacht. So verschwand die segenspendende Fürstin wieder, nachdem sie die Stätte, wo sie geweilt, die Straße, die sie gezogen, mit Geschenken bedeckt hatte. Allein Moskau beharrte bei seiner starren Opposition, Catharina hat nie, so oft sie auch daselbst erschien, eine warme, begeisterte Stimmung für sich, durch alle Künste ihrer fürstlichen Koketterie, erzwingen können.

Ein heftiger Kampf erhob sich mit der Geistlichkeit. Die sanguinischen Hoffnungen der Priester, die Catharina klug genährt, konnten in ihrer ganzen Ausdehnung unmöglich jetzt von der Fürstin, die zu der absoluten Macht gelangt war, erfüllt werden. Die unvorsichtigen Reformen Peters III. waren alle wieder vernichtet worden, allein es konnte Catharinens Meinung nicht sein, verjährte Mißbräuche, tyrannische und rohe Maaßregeln, die die Religion als Deckmantel zu irdischen Zwecken brauchten, zum Nachtheil des Volkes zu begünstigen. Ein Fürst, der an die Gewalt der Kirche die ordnende Hand legt, kann nicht vorsichtig genug zu Werke gehn. Catharina bewies in diesem Streite, wie sehr sie berufen war, ihrem Reiche Größe, Ruhe und Sicherheit zu verleihen, indem sie die schwierigsten Verhältnisse im Innern desselben, zu denen die Rechte der Priesterschaft ganz vorzüglich gehörten, mit weiser Mäßigung, mit consequentem Willen, mit beharrlicher Kraft ordnete. Sie wußte, mit welcher gefährlichen Macht im Staate sie es zu thun hatte, sie kannte den Einfluß, den der Priester auf den Soldaten ausübt, und sie war eine Fremde, und sie war mit Hülfe dieser Soldaten, die in den Händen der Priester waren, auf den Thron gelangt! Wieviel Klugheit war nöthig, um die eigne Sicherheit mit der Regentenpflicht in Einklang zu bringen. Die

Geistlichkeit, die die entzogenen Güter nicht sofort sich zurückerstattet sah, murrte laut und suchte das Volk gegen Catharina zu entflammen, indem sie auf den Prinzen Iwan hinwies, und ein Testament Peter III. zeigte, in welchem dem letzten Sprößling Peter des Großen der Thron Rußlands zugesichert wurde. Peter III. war allerdings damals, als er den heftigsten Widerwillen gegen seine Gemahlin und seinen Sohn hegte, mit dem Plan umgegangen, Iwan, der in dem Gefängniß zu Schlüsselburg schmachtete, die Thronfolge zu sichern, hatte aber bald darauf, wie er denn immer in seinen Entschlüssen wechselnd war, auch diesen wieder aufgegeben, das Testament bestand und konnte, arglistig gebraucht, in den Händen der Feinde Catharinens von mächtiger Wirkung sein. Die entflammten Priester wußten dies, und ließen kein Mittel außer Acht, ihrem Ziele zuzustreben. Allein ihnen wurde energisch entgegengearbeitet. Die Wachsamkeit der ehemaligen Verschworenen, die jetzt mit Titel und Orden geziert den Thron der Kaiserin umstanden, unterdrückte jeden Aufruhr im Keime. Zahllose Verhaftungen, strenge Strafen, Verweisungen fanden statt, und die Priester mußten sich für überwunden erkennen.

Nachdem die anderen Theilnehmer an der Revolution mit Orden und Reichthümern überschüttet worden,

nachdem Gregor Orloff zum Chef der Garde zu Pferde ernannt worden war, sein Bruder Alexei dieselbe Rangstufe bei der Preobrajensky'schen, Feodor Orloff bei der Seméonoff'schen Garde erhalten hatte, war allein die Prinzessin Daschkoff übrig, die von aller Gunstbezeugung ausgeschlossen blieb, und zwar weil sie es selbst wollte. Catharina hatte ihr einige glänzende Belohnungen zugedacht, allein die Prinzessin, eigensinnig und seltsam, war zu der Annahme keiner derselben zu bewegen gewesen; das Einzige, was sie sich erbat, war Gnade für ihre unglückliche Schwester, die Gräfin Woronzoff, und für ihren Vater, den ehemaligen Kanzler. Catharina gewährte beides. Diese Willfährigkeit brachte die Prinzessin dahin, allerlei capriciöse Wünsche auszusprechen; so forderte sie von der Kaiserin, sie solle sie zum Chef eines Husarenregiments machen, und ihr den Rang eines Generallieutenants geben. Catharina weigerte sich, und da die Prinzessin ihre Bitten nicht einstellte, machte die Kaiserin sie zum Präsidenten der Akademie, welche Stelle sie lange bekleidete. Es ist nicht schwer, in dem Betragen Catharinens eine kleine Eifersucht gegen die Prinzessin zu bemerken. Die Schönheit und die Grazie dieser jungen Frau, ihre Popularität bei den Soldaten, da sie fast immer in den Kasernen lebte, machte sie zu einem, für Catharinens Sicherheit gefährlichen, öffentli-

chen Charakter; es war nicht rathsam, in solche Hände militairische Macht zu legen. Die Rolle, die die junge Fürstin bei der Verschwörung gespielt hatte, war eine zu wichtige gewesen, als daß sie nicht hätte auf die Dienste, die sie geleistet, stolz sein und Neigung zeigen sollen, die Kaiserin zu beherrschen. Dies zusammengenommen waren Gründe, die die scheinbare Kälte und den Rückhalt der Herrscherin vollgültig motivirten. Die Prinzessin fand sich gekränkt, verließ ohne Urlaub ihren Präsidentenstuhl in der Akademie, und reiste in Deutschland und Frankreich umher. Catharina fand für gut, Voltaire zu warnen, den Erzählungen und Berichten der Prinzessin Glauben zu schenken. Dies aber bewog gerade Voltaire, die Prinzessin über allerlei Dinge auszuforschen.

Was den Grafen Panin betrifft, so hatte dieser Mann von den rechtlichsten Absichten, ebensoweit entfernt von Eigennutz als von eitler Ruhmsucht, die Verhältnisse sich so gestalten sehn, wie er es nicht gewünscht und auch nicht erwartet hatte. Catharina hatte den Thron bestiegen als Selbstherrscherin, nicht, wie er es gewollt, als Regentin; alsdann war bei dieser Thronbesteigung wiederum die militairische, nicht die legislative und staatsrechtliche Stimme gehört worden, es war dem Ansehen des kaum erst wieder restaurirten Senats ein

Stoß gegeben worden, der leicht sein Todesstoß werden konnte, wenn Catharina Sinn und Ansichten der schwachen Vorgänger auf ihrem Throne theilte. Zum Glück war jedoch dies nicht der Fall, und in dieser Ueberzeugung fand Panin die Stütze seiner Hoffnungen. Es lag ihm nun Alles daran, Catharina auf dem Throne sicher zu stellen, und sich als ihren Vertrauten, ihren Rathgeber in unerschütterliche Gunst zu bringen. Es gelang, ohne daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die natürliche Offenheit im Charakter der Kaiserin, die Treue, die sie übte, und die bei Fürsten einen so großen Werth hat, weil gerade diese verleitet werden, oft mit ihren Rathgebern und Dienern zu wechseln, ließen den rechtschaffenen Mann sein Ziel schnell und sicher erreichen. Die fortwährenden, rasch gedämpften aber rasch wieder neu entstehenden Empörungen, mit denen Catharina in den ersten Jahren ihrer Regierung zu kämpfen hatte, gaben ihm Gelegenheit, die Kaiserin mit seinen ferneren Planen und reformatorischen Ideen bekannt zu machen. Seiner Ansicht nach sollte Catharina freiwillig einen Theil ihrer Macht abtreten, und diese einem gesonderten Reichskörper, einer Art constituirender Ständeversammlung, in der jedoch der Adel präsidirte, übergeben. Aus diesem richterlichen Institut sollte dem Senat eine wesentliche und kräftige

Stütze gebildet werden, indem die gesetzgebende Autorität jener Stände gemeinschaftlich mit der des Senats zu wirken sich vereinbarte. „Hierdurch allein sichern Ihro Majestät,“ sagte Panin zur Kaiserin, „Ihren Thron bleibend, indem Sie Europa zeigen, daß Sie die Macht der Gesetze, auf der alle Civilisation der Staaten beruht, höher beachtet sehen wollen, als selbst die Ihnen überkommene, und durch die Gewalt der Waffen behauptete Gewalt. Freiwillig geben Sie einen Theil Ihrer autokratischen Macht aus den Händen, um den Stolz zu haben, sagen zu können, daß sie den Theil, der Ihnen bleibt, im Einverständniß mit den Rechtsinstitutionen und dem Rechtsgefühl aller Völker üben.“ Catharina hätte nicht soviel Geist und nicht soviel guten Willen besitzen müssen, als sie wirklich besaß, um über einen solchen Plan, der ihren eigenen Ideen so analog war, nicht Freude und Anerkennung zu empfinden. Dennoch zögerte sie einen Augenblick, ob sie sich diesen Neuerungen ohne Gefahr hingeben dürfe; es schien ihr, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei. Der Blick in die Zukunft fand noch dichte Nebel aufgethürmt. Panins Feinde benutzten dieses Schwanken der Entscheidung der Kaiserin, und es traten nun rasch Männer auf, unter diesen besonders der alte Kanzler Bestuscheff, der eisern festhielt an den alten Formen, die einen ganz

andern Rath ertheilten, eine ganz andere Sprache führten. Ihnen folgend, durfte Catharina sich nicht um einen Schritt entfernen von der militairischen Gewalt, die die Stütze ihres Throns bildete, und vor allen Dingen durfte sie nicht, auch nicht den geringsten Theil ihrer Macht aus den Händen geben; am allerwenigsten jetzt, wo die Zustände noch so schwankend, die Gemüther noch so erregt, das Vertrauen noch so unsicher sei. Hier könne nur Eines retten; die Einheit der Macht und des Willens. „Der Boden, auf dem wir stehen," sagte der alte, erfahrene Krieger mit derbem Freimuth, „gehört uns nur erst halb, wir wollen ihn völlig inne haben, alsdann wird es Zeit sein, ihn mit nützlichen und schönen Pflanzungen zu bedecken." Catharina gab diesem letztern Rath ihre Entscheidung; Panin erhielt jedoch unter dem Siegel des Vertrauens das Versprechen, daß sie an der Verwirklichung seiner Pläne arbeiten wolle. Mehr verlangte der treue Freund, der uneigennützige Fürstendiener nicht.

Das Jahr 1764 zeichnet sich in Catharinens Leben durch ihre Einwirkung auf die Gestaltung Polens und die Wahl Stanislaus-Augusts aus, den sie durch die Gewalt ihrer Waffen gegen die stürmischen Erklärungen des Reichstags zu Warschau auf den Thron führte. Polen spielt eine zu bedeutende Rolle in der Regierungs-

geschichte der Kaiserin, als daß es erlaubt wäre, diese Wahl und die sie begleitenden Kämpfe unerwähnt zu lassen. Durch den Tod des Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III., war der polnische Thron erledigt; August's Sohn machte Ansprüche, in die Rechte seines Vaters zu treten, allein die Polen, müde des sächsischen Jochs und zudem von fremdem Einfluß vielfach angeregt, wendeten sich von ihm ab, und der Reichstag wurde das Spiel stürmischer, ehrgeiziger Launen der Patrioten, die einestheils für eine Republik, anderntheils für ein Königthum, endlich auch für ein Königthum mit republikanischen Regierungsformen vereint stimmten. Catharina richtete ihren Blick auf dies kleine, in sich uneinige, durch innerliche wie äußerliche Unruhen zerrüttete Land. Es schien unmöglich, daß es sich aus seinen Bedrängnissen selbst retten könne, es mußte nothwendig eine der großen Mächte, die es umgaben, zum Schiedsrichter in seinen Streitfragen aufrufen, und demnach fremdem Einfluß anheimfallen. Frankreich und Oestreich erklärten, daß sie sich in die Wahl eines Königs nicht mischen wollten; Friedrich der Große, dem an Catharinens Freundschaft viel gelegen war, schloß mit ihr einen vortheilhaften Allianztraktat, demzufolge beide Mächte sich vereinbarten, zusammen zu wirken; der schwache Churfürst, dessen

erschöpftes Land ihm keine energische Sprache erlaubte, erbat sich Catharinens Schutz, dem sie ihm jedoch zu gewähren nicht willens war. Einem andern Haupte als dem seinen hatte sie die Krone Polens zugedacht. Stolz, Freundschaft und Politik hatten gleichen Einfluß auf ihre Wahl. Es schmeichelte ihrem Stolz, einen einfachen Edelmann ohne Einfluß, ohne mächtige Verbindungen unter seinen Landsleuten, nur durch ihre mächtige Hand geleitet, die Stufen des Throns hinansteigen zu sehen, es war ferner ihrem Freundschaftsgefühl wohlthuend, dem Mann sich dankbar und gütig zu beweisen, der einst in einer schweren Zeit, wo sie unter der Last des Hasses, der Intrigue und der Despotie geseufzt hatte, ihr Aufopferung und Mitgefühl gezeigt, der ihr Vertrauter, ihr Freund geworden. Endlich gesellte sich zu diesen Stimmen auch noch die der Politik. Die Herrscherin, die ihren Thron befestigt, ihren Einfluß ausgebreitet, ihre Stimme gefürchtet wissen wollte, pflegte die Entschlüsse, die ihre persönliche Neigung faßte, nur dann zu unterschreiben, wenn sie mit den Planen der Politik übereinstimmend lauteten. Der eitle und schwache Poniatoffsky glaubte seinen Triumph einzig und allein den Gefühlen von Catharina's Herzen schuldig zu sein; er irrte. Die Folgezeit bewies es. Hätte Catharina überall nur ihrem Herzen folgen, die persönlichen Regungen

ihres weichen, weiblichen Charakters zu Rathe ziehen wollen, so hätte sie manches in ihrem Leben unterlassen, anderes thun müssen, und sicher wäre ihr dann von der obenhin urtheilenden Menge leicht vergänglicher Beifall gezollt worden; allein höher erschienen ihr die Pflichten der Regentin, der Erbauerin und Gründerin der gesetzlichen Institutionen, der Schöpferin der Gesittung eines Staates, als der Ruhm einer gefühlvollen und großmüthigen Frau. Den Thron hoch und erhaben, gefürchtet und bewundert zu machen, den sie bestiegen als eine Fremde, Schutzlose; der Welt zu zeigen, daß sie die ganze Fülle und Macht ihrer Bestimmung begriffen und die große Aufgabe, die ihr geworden, zu lösen sich würdig fühle, dies war der gesetzgebende Gedanke in jeder ihrer Lebensstellungen bei jeglichem Anlaß. In diesem Alles beherrschenden Gedanken bestand ihre Größe. Geister, die dies nicht zu erfassen vermögen, halten sich an die kleinlichen Vorfälle innerhalb ihres Hauses und ihres Hofes, und froh, in der Nähe der Größe Kleinheit zu entdecken, heften sie tausend niedrige Motive an jene bedeutungslosen Einzelheiten, und ziehen Consequenzen aus Zufälligkeiten und Nichtigkeiten, wie sie jedes Leben darbietet, also auch das Leben eines Fürsten.

Nachdem Stanislaus-August erwählt worden, machte Catharina eine Reise nach Liefland, wo sie in Riga mit

dem Könige zusammentraf, und eine kurze Unterredung mit ihm hatte. Während ihrer Abwesenheit aus Petersburg ereignete sich jener beklagenswerthe Tod des Prinzen Iwan. Die französischen Autoren, die das Leben Catharina's geschildert, haben diesen Tod Iwan's zu den gehässigsten Verleumdungen benutzt. Es ist ein Unglück Rußlands, daß stets französische Federn seine Geschichte schrieben, die selten oder nie ein Interesse dabei fanden, der Wahrheit treu zu bleiben. Die gehässigsten Schilderungen Catharinens und ihrer Regierung (Rulhières, Masson, zum Theil auch Castèra) erschienen in der republikanischen Zeit Frankreichs, und Catharina, die bekanntlich den heftigsten Abscheu in Wort und Schrift gegen die Revolution und ihre Consequenzen aussprach, mußte, sehr erklärlich, von diesen Schriftstellern übel behandelt werden. Der Prinz Iwan starb durch das meuchelmörderische Attentat eines Lieutenants Mirowitsch, den man hatte glauben machen, die blutige That werde ihm goldne Früchte tragen. Catharina, entsetzt über diesen Mord, der, wie sie wohl fühlte, von Neuem ihren Feinden Stoff zur böswilligsten Verleumdung geben mußte, bestrafte den Mörder, indem sie die Todesstrafe, die seit lange und schon unter der Regierung Elisabeths abgeschafft war, an ihm vollziehen ließ.

Kaum hatten die Conspirationen und die steten

aufrührerischen Regungen ein wenig nachgelassen, als Catharina, gleichsam Athem schöpfend, sich den Segnungen des Friedens, den Arbeiten der Weisheit und der Vorsorge zuwandte. Ein großes Reich lag vor ihr, beinahe noch barbarisch, wüst, ohne den leisesten Anhauch jener Völker segnenden Bildung, die, wenn sie in einem Staate herrscht, allein im Stande ist, das Loos der Könige zu einem glücklichen, gepriesenen zu machen, ohne welches die Fürsten immer nur Häuptlinge einer mehr oder minder disciplinirten räuberischen Horde sind. Catharina, die aus den Quellen des edelsten Wissens und Forschens ihrer Zeit ihren Geist genährt, empfand dies mehr als irgend einer ihrer fürstlichen Zeitgenossen. Sie begann jetzt unablässig zu arbeiten. Früh am Morgen, selbst sich ihr Zimmer heizend, saß sie am Schreibtisch und fertigte die Vorarbeiten, um, wenn die Minister erschienen, auf ihre Vorträge vorbereitet zu sein. Mit diesen machte sie anhaltend mehre Stunden hindurch die laufenden Geschäfte des Tages ab. Ein frugales Mittagsmahl folgte; der Abend war den Festlichkeiten gewidmet. Schnell aufeinander folgten die Befehle zur Gründung von Hospitälern, Schulen, Lehranstalten manigfachster Art. Das ungeheure Reich wurde bis in seine entferntesten Theile von dem forschenden Blicke seiner Herrscherin durchsucht; sie las jede Klageschrift,

jedes Memoire, jeden eingelieferten Plan zu neuen Einrichtungen und Bauten. Künste, Gewerbe, Fabriken wurden in ihren Anstalten theils neu gegründet, theils die früheren unterstützt und erweitert. Die Marine, die Armee erhielten zeitgemäße Aenderungen. Das Heer der Mißbräuche wurde, soweit dies selbst der Macht eines Autokraten möglich ist, vermindert; nützliche Institute keimten überall empor und verbreiteten Segen. In Petersburg und in Moskau wurde eine sogenannte Adelsbank gegründet, die den verschuldeten Adel von der Pest des Wuchers, der er anheimgefallen, befreite, und es ihm möglich machte, unter mäßigen Zinsen Anleihen von der Krone zu erheben. Dieses Institut war von unberechenbarem Nutzen. Catharina hob hierdurch den russischen Adel in der Meinung des Volks; allein sie wandte hierzu noch ein anderes Mittel an, das nicht allein diesem, sondern dem Volke selbst zu Gute kam; sie erweckte das Ehrgefühl durch Strafen, die infamirend wirkten. Unter den früheren Regierungen hatten die Russen, selbst die vornehmen, wenig andere Correctionsmittel gekannt, als die directe Anwendung der physischen Gewalt, Catharina war die Erste, die Ehrenstrafen einführte. Eine mächtige Stufe, ein Volk sittlich zu erheben, war hiermit erstiegen. Um dem in den vornehmen Ständen besonders um sich greifenden Uebel einer ebenso gefährlichen

als beschämenden Krankheit zu steuern, errichtete Catharina in der Hauptstadt selbst ein Hospital, das funfzig Frauen zur Zeit aufzunehmen eingerichtet war, und ein Gesetz verbot, sich um den Stand, den Namen oder irgend eine Besonderheit der Aufgenommenen zu kümmern. Selbst auf der Wäsche, die in diesem prachtvoll eingerichteten Hospital verabfolgt wurde, stand das Wort «Discretion» eingewirkt. Auch dieses Institut war äußerst wohlthätig, wenn man bedenkt, wie das ekelhafte Uebel gerade in dieser Hauptstadt, die so empörende Beispiele von Unsittlichkeit geschaut hatte, gewüthet, und ganze Generationen zu vergiften gedroht hatte. Das größte Verdienst Catharinens jedoch für das Wohl der Menschheit im Dienste der Wissenschaft besteht darin, daß sie, als die ganze Hauptstadt bebte, und Alles in Schrecken versetzt war von der neuen und grausenvollen Gefahr, die die Pocken damals über Europa brachten, sich als die Erste entschloß, die Pockenimpfung an sich vornehmen zu lassen. Welch eine Größe, welch eine kühne Selbstüberwindung, welch ein Nichtachten der eignen Gefahr angesichts der leidenden Menschheit! Die Operation ging glücklich von statten, und jetzt erst ließ die Kaiserin an ihrem Sohne die Impfung vollziehen. Ganze Schaaren folgten, und Tausende wurden durch die kühne That der einen Frau gerettet. Die Ver-

leumder Catharina's gehen über diese große Handlung eilfertig hinweg; hier aber gerade sollten sie verweilen, wenn es ihnen darum zu thun wäre, ein wahres und treues Bild ihres Gegenstandes zu entwerfen. Eine Fürstin und Mutter, die so handelte, konnte in der That auf die gerechte Bewunderung ihrer Zeitgenossen Anspruch machen.

Mehr um «acheter les trompettes de la renommée,» wie Castéra sich ausdrückt, als daß sie wahre und aufrichtige Bewunderung für diese Geister gefühlt hätte, bewarb sich Catharina um das Lob und die Anerkennung der Encyklopädisten und modernen Philosophen, Diderot's, Holbach's, D'Alembert's, vorzüglich Voltaire's. Mit dem letztern verkehrte sie auf eine freimüthige und geistvolle Weise, und für diesen mächtigen Schöpfer einer neuen Ideen- und Meinungswelt hegte sie auch ungeheuchelte Hochachtung. Der Geist, vor dem sie sich jedoch am tiefsten beugte, war Montesquieu. Seine Schriften zog sie zu Rath, als sie sich mit dem Plan beschäftigte, Rußland ein neues Gesetzbuch zu geben, ein Plan, der den Stolz und die Freude ihres Lebens bildete, und der einige Jahre später zur Ausführung, freilich nicht zu einer solchen, wie die Gesetzgeberin sie beabsichtigte, gedieh. Diderot, der sich in bedrängter Lage befand, kaufte sie seine Bibliothek ab, indem sie ihm

deren Nießbrauch ließ. Der Philosoph kam auf ihre Aufforderung nach Petersburg, aber seine Ideen fanden keinen Eingang bei der Kaiserin; sie erkannte sie als ausschweifend, phantastisch, unpraktisch, aber sie unterhielt sich gern mit ihm. Er saß bei Tafel, besonders bei ihrem Landaufenthalt auf den Lustschlössern, ihr zur Seite. D'Alembert lobte und pries Catharinen gleichfalls, stellte jedoch auf Wunsch Friedrich des Großen plötzlich seine Lobsprüche ein. Friedrich wollte nicht alle seine «trompettes» an Catharina verlieren. Auch eine Stelle als Erzieher beim Großfürsten nebst einem Jahrgehalt von vierundzwanzigtausend Livres schlug er aus, ebenfalls auf Friedrich's Anrathen. Dem berühmten Chirurgen Morand schickte die Kaiserin eine reich versehene Sammlung in Rußland geprägter, goldner und silberner Münzen. Außer diesen eben genannten erhielten fast alle bedeutende Gelehrte, Künstler und selbst Schauspieler Geschenke von ihr, oft mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben begleitet. Der Sachsen-Gothaische Geschäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr alle und jede Neuigkeit auf literarischem und artistischem Felde sofort mitzutheilen, und die russische Gesandtschaft in Paris hatte ein eigenes Departement, das nur mit derlei Aufträgen belastet war. Es ist zu beklagen, daß die Kaiserin, ebensowenig wie

Friedrich der Große, deutsche Kunst und Literatur, den einzigen Arzt Zimmermann ausgenommen, mit dem sie einen Briefwechsel führte, beachtete, doch ist sie bei diesem Unterlassen weit eher zu entschuldigen als Preußens König, der über deutsche Länder herrschte. Unter den Gelehrten des eignen Landes gab sie dem Akademiker Pallas Aufträge, Rußland in weitester Ausdehnung zu bereisen, und dieses Reisewerk erschien in prächtiger Ausstattung auf kaiserliche Kosten. Der Gelehrte und Bibliothekar Müller beschäftigte sich auf Veranlassung und unterstützt von Catharinen in Moskau mit Ordnung und Vervollständigung der alten Scripturen und einer neu errichteten Bücher- und Dokumentensammlung. Vorzügliche Aerzte und Chirurgen wurden aus dem Auslande berufen und in die verschiedenen Lehranstalten, die zum Theil neu gegründet wurden, vertheilt. Die alte berühmte, gelehrte Schule zu Kasan erhielt eine neue wissenschaftliche Dictatur. Kolonieen wurden angelegt, zum Theil aus Böhmen und Mähren Eingewanderte, denen Catharina bedeutende Vortheile sicherte, und die man nicht zurückhielt, wenn sie mit ihren gewonnenen Reichthümern wieder in ihr Vaterland zurückwandern wollten. Mit diesen arbeitsamen Bewohnern wurden weite, früher todt liegende Länderstrecken bevölkert. Den Jesuiten räumte man die südlichen Provinzen

des Reichs zum Schauplatz einer sehr beschränkten Wirksamkeit ein; in die beiden Hauptstädte durften sie nicht gelangen. Auf diese Weise erlaubte man diesem Orden nützlich zu sein, ohne daß man ihm Gelegenheit gab, irgendwie die Fäden politischer Intriguen anzuknüpfen. Auch der Geistlichkeit und den Klöstern wandte Catharina ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade zu. Weit entfernt, die unkluge Maaßregel zu ergreifen, die Peter dem Dritten die Popularität geraubt, beschränkte sie das Ansehen der mächtigen Priester mit so kluger Vorsicht, und so allmälich, daß das Volk nicht erbittert wurde, sondern nur das Wohlthuende dieser Veränderungen empfand. Wenn Catharina mit der einen Hand nahm, so gab sie mit der Andern. Wurde dem Priester von dem Althergebrachten manches entzogen, so erhielt das Volk wieder reichlich zugestanden, was es an alter Sitte, an liebgewordenen Gebräuchen forderte. Catharina verstand es ganz Russin zu sein, wenn sie es wollte. Sie trat in die Hütte des Landmanns, sie beugte sich vor dem Heiligenbilde, das die Ecke jeder, selbst der ärmlichsten Wohnung ziert, sie war gegenwärtig, wenn die Volksspiele und Volkslustbarkeiten die Menge zusammenbrachten. Heiterkeit und Güte strahlten alsdann an ihrer Stirn; der gemeine Russe nannte sie sein „Mütterchen" und kam, ihr mit der vollen Innigkeit der

herzlichsten Ehrfurcht die Hand zu küssen. Man konnte sie oft drei, ja vier Stunden hintereinander diese Grüße empfangen sehen, und sie verbarg ihre bis zur Ohnmacht gehende Erschöpfung so wohl, daß nicht die kleinste Miene von Ungeduld oder Mißbehagen sichtbar wurde. Es war dies auch kein leeres Schauspiel; Catharina liebte in der That ihr Volk, sie wünschte aus redlichem Herzen, es glücklich und froh zu sehen, es in der Reihe der europäischen Völker geachtet und gebietend zu machen. Die Feste, die sie bei Hofe gab, die Schauspiele, die sie geben ließ, und die sie zum Theil selbst dichtete, hatten alle mehr oder weniger den Charakter russischer Sitte und Auffassungsweise. Der Russe liebt die Pracht; Catharina, die in ihrem Privatleben sich sehr einfach zeigte, stellte großen Luxus zur Schau bei ihren Festen und öffentlichen Audienzen. Die Verschwendung, die man ihr vorwirft, ist in der That keine. Sie pflegte oft zu sagen: „das Geld, das ich auf diese Weise weggebe, sehe ich durch andere Kanäle wieder in meine Kasse zurückströmen.“ Ein Verdienst, das gerade für Rußland unschätzbar war, erwarb sich Catharina, indem sie die Gehalte der Beamten erhöhete, und ihrer Bestechlichkeit, die oft nur eine Folge der mangelnden oder nicht zureichenden Besoldung war, Schranken setzte. Das Gesetz, das sie hierüber veröffentlichte, schließt mit den

edlen Worten: „Bis jetzt hat die Noth Euch dahin geführt einen Raub zu begehen, jetzt aber, wo der Staat Eure Arbeiten bezahlt, wäre, was früher verzeihlich war, ein Verbrechen.“ Zugleicherzeit bestimmte ein anderes Gesetz die Pensionen der invalid gewordenen Staatsdiener, die Erziehung ihrer Kinder auf Staatskosten. Diese Verfügungen wurden dankbar anerkannt, und erwarben Catharinen nicht sowol den Ruhm im Auslande, denn gerade diese wahrhaft edlen Thaten zeigten sich nicht mit öffentlichem Glanz, als die Liebe ihrer Unterthanen. Anders war es mit dem großartigen Unternehmen Catharinens, ihrem Reiche eine neue Gesetzsammlung zu geben. Diese Schöpfung wurde von Europa mit ungemeinem Beifall aufgenommen, fand in den berühmtesten Gelehrten Lobspender und Verkündiger, während sie für das Reich selbst wenig Früchte trug, und gerade die nicht, die Catharina erwartete. Der Beginn dieser legislativen Eroberung, denn so durfte man das kühne Unternehmen nennen, einem ganzen Reiche, das aus hundert Völkerschaften, die eine der andern oft ganz entgegengesetzte Sitten und Gesetze hatten, ein und dieselbe Verfassung geben zu wollen, zeigte sich als ein strahlendes Phänomen am Horizont von Catharinens Regierung. Deputirte aller Völkerschaften aus Nord und Süd, aus Ost und West wurden nach

Moskau berufen, und während diese buntgemischte Schaar in die alte Hauptstadt des Reichs einzog, machte sich Catharina an der Spitze ihrer Garden, begleitet von ihren Ministern und ihrem Sohne, auf den Weg, um dieser Versammlung zu präsidiren, ihre Bitten und Vorschläge entgegenzunehmen und eine eigenhändig ausgearbeitete Gesetzsammlung publiciren zu lassen. Die Blicke der civilisirten Welt waren in dieser Zeit auf die Kaiserin geheftet, die, eine Schülerin Voltaire's und Montesquieu's, ging ihren Völkern die Segnungen der Toleranz und der auf Milde und Gerechtigkeit gegründeten Herrschergewalt zu verkünden. Aber als die Versammlung vollständig war und es nun ans Berathen ging, bemerkte man bald, daß es am besten gethan sein würde, sie alsobald wieder aufzulösen. Catharina, auf einer geschlossenen Tribune sitzend, hörte und sah was im Saal sich ereignete, ohne selbst gesehen zu werden. Ihr Ohr vernahm mit dem Reize, den das Lob stets für diese ausgezeichnete Frau hatte, die Exclamationen der Deputirten, die die Weisheit, die Großsinnigkeit und Würde der neuen Gesetze priesen, allein sie vernahm zugleich die naiven und demüthigenden Reden, die die Abgesandten einiger halbwilden Völkerschaften, die nicht recht wohl begriffen, um was es sich eigentlich hier handelte, führten. So erklärten die Samojeden, daß sie

keine neuen Gesetze begehrten, daß sie keine zu machen verständen und nicht einmal dabei sein wollten, wenn man neue Gesetze berieth: sie bäten nur, daß ihre mächtigen Nachbarn sie nicht bestehlen, nicht ihre Rennthiere vom Schlitten ausspannen und den Wallfischthran ihnen rauben möchten. Wenn dies hinfort nicht mehr geschähe, so wollten sie ihrerseits ruhig ihre Abgaben zahlen. Es war beschämend für die in ihrer grillirten Loge versteckte Kaiserin, diese liebenswürdige Offenheit eines Theils ihrer Unterthanen mit anzuhören. Wie konnte sie aber auch hoffen, daß die in Thierhäute gewickelten Esquimaux für die Weisheitssprüche Montesquieu's und die politischen Maximen Beccaria's ein Ohr haben würden. Diese armen Wilden waren jedoch in ihrer Opposition nicht gefährlich, ganz anders klang der Widerspruch, den die reichen Großen im Centrum des Reichs erhoben, und die die Grundsätze der Freiheit und Menschenwürde, die Catharina publiciren ließ so verstanden, als sollten sie ihre leibeignen Bauern frei geben, und diesen Rechte zugestehen. Alsobald wendeten sie sich gegen Catharina, und die Gewalt, die diese den versammelten Ständen gegeben hatte, wurde eine gefährliche Waffe nicht für sondern gegen die Selbstherrscherin. Mehre der Deputirten erklärten sich für offene Empörung, wenn man ihnen ihre Rechte und ihr Eigenthum nehmen wolle,

und sie zögerten nicht, diesen Drohungen Thaten beizugesellen. Die Kaiserin, die ohnedies in dem aufrührerischen Moskau sich nicht auf sicherm Boden fühlte, löste rasch die Versammlung auf, und schickte deren Mitglieder wieder nach Hause. Das Manuscript des neuen Code wurde, in einem prachtvollen Kästchen verschlossen, in der Akademie in Petersburg niedergelegt. Die Früchte, die Catharina persönlich erntete, waren die enthusiastischen Lobsprüche von ganz Europa und in ihrem eignen Lande der Titel „die Weise, die Große, die Mutter des Volks." Medaillen wurden geprägt, Manifeste erlassen, aber dem durchdringenden Blicke der Kaiserin konnte es nicht entgehen und entging es auch nicht, daß der eigentliche Zweck verfehlt war, weil die Intelligenz des Volkes, die Einheit des Staatskörpers noch nicht weit genug vorgeschritten war, um eine solche Eroberung für die Civilisation fest und nachwirkend zu machen. Sie erfuhr hier im Großen, was Panin mit dem Petersburger Senat im Kleinen erfahren hatte. Allein Catharinens Geist ließ sich nicht beugen. Sie richtete fortan noch angelegentlicher ihren Blick auf die inneren Zustände ihres Reiches, um Mißbräuche abzustellen, neue heilsame Verordnungen zu treffen, und so nach und nach die Gesetze, die bis jetzt auf dem Papier nur standen, und dort eine glänzende aber nutzlose Veröffentlichung gefunden

hatten, dem Sinn und Verständniß, sowie dem unmittelbaren Bedürfniß des Volkes nahezuführen.

Die Vorsorge für die innere Verwaltung hielt mit der Befestigung und Erweiterung der Grenzen nach Außen hin gleichen Schritt. Die Jahre 1767 bis 1773 sind im Leben der Kaiserin durch eine unermüdliche Thätigkeit, eine wahrhaft kolossale Kraft- und Machtentwickelung bemerkbar. Nie hatte ein russischer Herrscher vor ihr, Peter der Große ausgenommen, so gewaltig selbstthätig geschafft und gewirkt. Catharinens Auge, Catharinens Geist war überall. Ihre Verleumder haben ihren Günstlingen eine maaßlose Gewalt, von Catharinen selbst ihnen übergeben, zugeschrieben, allein dem war nicht so. Diese Günstlinge wurden von ihrer Gebieterin, die über sie herrschte, wie der Geist ewig dazu bestimmt ist über die materielle Kraft zu herrschen, gerade so gelenkt, wie es den Absichten der Fürstin förderlich war. Diese zum Theil rohen aber energischen Charaktere glaubten zu herrschen, allein sie dienten. Nur Einen unter ihnen gab es, der an Geist Catharinen nahe kam, und der da fähig war, wenn auch nur in sehr untergeordnetem Grade, die Plane seiner Gebieterin zu begreifen, dies war Potemkin, und diesen ehrte Catharina auch, indem sie ihn fortwährend hielt und gegen seine Feinde schützte; die Andern waren

nur mehr oder weniger willenlose Werkzeuge in ihrer Hand.

Wir haben von Catharinens Feststellung und Erweiterung der Grenzen ihres Reiches nach Außen hin gesprochen, und hier können wir, da eine streng geschichtliche Darstellung nicht unser Zweck ist, nur kurz die Angelegenheiten Polens und der Türkei berühren. Wir haben schon gesehen, daß Polen durch Einwirkung Rußlands einen König erhalten hatte, allein die Unruhen in diesem Reiche waren damit nicht beigelegt. Der mehr und mehr ohnmächtig werdende Reichstag befand sich in fortwährendem Krieg mit den Parteien, und Stanislaus August fühlte sich zu schwach gegen seine eignen Unterthanen, die ihn bekriegten, den Herrn zu spielen. Er rief ohne Aufhör die Hülfe und den Schutz Catharinens an. Diese hatte vollkommen Recht, sich weiterhin mit den Angelegenheiten dieser Republik, die seltsamer Weise zugleich ein Königthum war, zu beschäftigen. Dem Friedensschlusse zu Oliva zu Folge, sollten die nordischen Mächte, denen Oestreich und Preußen sich zugesellten, die Aufrechthaltung der polnischen Verfassung garantiren. Wesentlich zu dieser Verfassung gehörte es auch, daß die Stellen im Staat, die einflußreichen Aemter ohne Unterschied den Katholiken wie den Nichtkatholiken (Dissidenten) sollten verliehen werden. Die mäch-

tige Partei der Katholiken hatte bald Mittel gefunden, ihre Gegner von aller Wirksamkeit, politischer wie religiöser, auszuschließen; zugleich hatte der Reichstag, um es den Unterdrückten unmöglich zu machen Petitionen bei den Schutzmächten einzureichen, jedem Polen es bei Strafe des Hochverraths untersagt, sich an ausländische Regierungen zu wenden. Jede Hülfe war demnach abgeschnitten, und ein wesentlicher Theil des Traktats von Oliva null und nichtig gemacht worden. Catharina folgte nur dem Buchstaben der Beschlüsse jener Vereinbarung, wenn sie mit Preußen und Oestreich sich vereinigte, um den Dissidenten zu ihren Rechten zu verhelfen. Russische Waffen siegten sofort über die Conföderirten, deren Haupt der Großfeldherr Branitzky war, und es kam der unter dem Namen der Toleranz-Akte bekannte Warschauer Vertrag zustande, den 19. Nov. 1767. Auf diesen folgte der Freundschaftsvertrag Rußlands mit Polen den 28. Februar 1768, und hierdurch allerdings waren die Russen gleichsam Herren in Polen, und der russische Gesandte in Warschau spielte eine fast despotische Rolle. Das Ansehn des Reichstags und der Landtage war gestürzt, ebenso das des Königs. Die polnischen Patrioten, die diesen Zustand nicht ertragen konnten, gingen Frankreich um Hülfe an; und die Politik dieses Landes, die eigne, selbständige Schritte nicht

gestattete, begnügte sich, die Türken gegen Rußland zum Schutz der Polen zu bewaffnen. Der Krieg mit der ottomanischen Pforte begann, und da die Kräfte Rußlands anhaltend jetzt nach den Grenzen im Süden zu hingelenkt wurden, erschien es nöthig, vor allen Dingen das gefährliche Polen aus der Liste der Feinde zu streichen. Joseph II. hatte eine Zusammenkunft mit Friedrich, und hier wurde zuerst der Plan der Theilung Polens gefaßt; Catharina hatte bereits Winke fallen lassen, daß sie einer solchen Theilung sich zuneige. Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, mußte eine Reise nach Schweden zu seiner Schwester zum Vorwand nehmen, um nach Petersburg gehen und mit der Kaiserin den Plan besprechen zu können. Im Winter 1770 langte der Prinz in Petersburg an und blieb mehre Monate. Der Theilungstraktat selbst erschien erst zwei Jahre später und wurde im Monat Februar 1772 in Petersburg unterzeichnet.

Der Zusammenhang, den die polnischen Angelegenheiten mit dem Türkenkriege, der um diese Zeit ebenfalls ausbrach, hatten, liegt sehr offen am Tage. Die flüchtenden Polen, durch die russischen Armeen gedrängt, gelangten in die Moldau und in die tartarischen Fürstenthümer, die der Pforte unterworfen waren und unter der Regierung eines Khans standen, den der Großsultan

ein- und absetzen konnte. Schon im Jahr 1768 flüchtete der Anführer der antirussischen Conföderation, Graf Potocky über den Dniester ins türkische Gebiet, und die Tartaren machten nun mit den Polen gemeinschaftliche Sache. Die Einnahme der kleinen Festung Balta veranlaßte endlich, nachdem die Pforte noch mit ihrer Kriegserklärung gezögert, diese im Juli 1768 zu veröffentlichen. Nun wurden die Halbinsel, die Krimm, und die Landstriche am Pruth zwischen dem Dnieper und Dniester der Schauplatz jenes berüchtigten, blutigen Krieges, in welchem die russischen Feldherrn sich europäischen Ruhm erwarben, und der damit endigte, daß die Linien von Perekop von den russischen Heeren überschritten, die Moldau, Bessarabien und die taurische Halbinsel (Krimm) der Herrschaft Catharinens unterworfen wurden. Der russische Feldherr, der die meisten Lorbern in diesem Kriege pflückte, war der Feldmarschall Rumanzow, der seine Schule im siebenjährigen Kriege gemacht hatte, und der jetzt am Pruth mit einer Armee von zwanzigtausend Mann die sechsmal stärkere des Großveziers angriff und besiegte. Das ganze türkische Lager, Gepäck, unermeßliche Schätze, hundert und achtzig Kanonen, siebentausend Wagen wurden Beute der Sieger. Den 3. März 1771 empfing Catharina in Petersburg eine Deputation der besiegten Tartaren. Die

Bekriegung der Türken gab Veranlassung, die aufrühre-rischen Polen unter strengerm Joche zu halten, denn durch ihre offene und Frankreichs geheime Anreizung waren die Türken zum Bruch des Friedens getrieben worden.

Jetzt, da diese Feldzüge so glänzend und siegreich geendet hatten, gewann in Catharinens Geiste ein Lieblingsplan die Vorherrschaft. Schon lange hatte die Fürstin mit tiefem Schmerzgefühl jene Länder, aus denen so bewundernswerthe, schöpferische Geister hervorgezogen waren, über deren Boden die angestaunten Vorbilder in Kunst und Wissen gewandelt, in dem Besitz roher Barbaren gesehen. Sie wandte ihren Blick auf Griechenland. Die Kunde, die von diesem unterdrückten Provinzen kam, war völlig geeignet, nicht allein den Stolz des civilisirten Europa, das von dorther seine geistigen Schätze erworben, sondern auch den Muth des Menschenfreundes zu beugen. Es war ein gerechter Ehrgeiz für den Inhaber eines mächtigen Throns, den langgehegten Wünschen der Humanität Gehör zu verschaffen, und zugleich Europas alte Schuld glorreich abzutragen. Catharina besaß das Hochgefühl für diese Mission sich berufen zu fühlen; allein das Geschick, das schon bereits so große Erfolge dieser außerordentlichen Frau beigesellt hatte, verlieh diesem ihrem Lieblingsunternehmen kein

Gelingen. Zwar wurde Ruhm und Glanz geerntet, aber nicht das, was die Kaiserin wünschte und erstrebte, denn sie beabsichtigte in der That nichts geringeres, als die gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa und die Erneuerung des griechischen Kaiserthums.

Unermeßliche Summen wurden in Genua, Lucca, Livorno unterhandelt und aufgenommen, und Alexis Orloff erhielt den Oberbefehl der Flotte, die ins ägäische Meer zu segeln bestimmt war. Diese Flotte trat ihren Weg mit einem Glanz und einem Aufwand von Streitkräften an, die ganz Europa in Staunen setzte. Englische Seeofficiere, unter diesen der Admiral Elphinstone, hatten auf den Schiffen die Oberaufsicht; Alexis gab mehr den Namen her, denn er verstand selbst nichts vom Seewesen; es lag ihm mehr daran, einen lustigen Carneval in Venedig zuzubringen, als sich auf seinen Schiffen thätig zu zeigen. Der Kapitain Greigh und der Viceadmiral Elphinstone verfolgten die türkische Flotte bis unter die Kanonen von Napoli di Romania, als sie von hier flüchtete, wurde sie bis nach Chios verfolgt. Hier in der Bucht von Tschesmé fand nun die denkwürdige Verbrennung der osmanischen Schiffe statt, die in Europa so viel Lärm gemacht hat, und einen tumultuarischen Beifall erregte, ähnlich dem, den Bonaparte's erste Siege in Italien erregten. Cathari-

nens Ruhm, im Glanze ihrer siegreichen Waffen, war jetzt ein so lauter und allgemeiner, daß er in den entferntesten Theilen der civilisirten Welt sein Echo fand. Die Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesmé ward ein Gespräch des Tages, und selbst in Göthe's Denkwürdigkeiten finden wir eine Stelle, die da zeigt, wie diese kühnen Thaten bis in die Einzelkreise des bürgerlichen Lebens in Deutschland ihre Wirkung äußerten.

Die beiden Brüder Gregor und Alexis Orloff empfingen hierbei Ehren und Würden. Alexis, der eigentlich nur durch Hülfe der Engländer, die seine Schiffe leiteten, jene Siege errungen hatte, erhielt zum Gedächtniß seiner Thaten eine Säule mit Schiffschnäbeln geziert, bei Zarskoi-Seló errichtet; Gregor, der fast zur selben Zeit in Moskau thätig gewesen war, um dem Umsichgreifen der Pest zu steuern, sah sich durch einen Triumphbogen geehrt, den die Aufschrift zierte: „Dem, der Moskau von der Pest gerettet hat." Catharina erhielt durch einen feierlichen Beschluß des Senats den Beinamen „die Große."

Die Erhöhung der Brüder Orloff wurde jedoch, da ihr Hochmuth maaßlos, ihre Forderungen wahrhaft vermessen wurden, bald von ihrem Sturze gefolgt. Panin, der rechtliche Mann und der bis an sein Lebensende rastlos thätige und ergebene Freund seiner Fürstin,

entfernte diese rohen Soldaten, die ihren Zweck erfüllt hatten, nämlich einen Thron zu stützen, so lange er dieser materiellen Stütze bedurfte. Catharina, die mit Dank jeden Dienst, der ihr geleistet wurde, anerkannte, litt lange Zeit die rohen Anmaßungen von Männern, die ihr zwar, wie sie wußte, treu ergeben waren, und jeden Augenblick bereit ihr Blut für sie zu verspritzen, die aber, wo höhere Regentenpflichten geboten, nicht fördernd, sondern nur störend einzuwirken verstanden. Gregor besonders wüthete, als seine Entfernung ihm angekündigt wurde; er geberdete sich wie ein Wahnsinniger, der er auch zuletzt wurde. Catharina in dem Innern ihres Pallastes selbst war nicht sicher vor ihm; er insultirte seine Freunde, den Hof, die Kaiserin, alle Welt. Zuletzt tobte er wie ein wildes Thier, und man mußte ihn auf einem seiner Schlösser, deren er zahllos besaß, gefangen halten. Sein Ende war so entsetzlich und von so grausenhaften Nebenumständen begleitet, daß man der Kaiserin nichts davon sagen durfte. Sein Bruder Alexis, ebenfalls vom Hofe verbannt, durchreiste lange ganz Europa, durch seine Verschwendung und seine brutalen Launen abwechselnd die Menge in Schrecken und in Bewunderung setzend, endlich erlebte er noch Pauls Thronbesteigung, bei welcher Gelegenheit seine Erscheinung dem Volke ein erschütterndes Schauspiel bereiten mußte.

Das Jahr 1774 ward merkwürdig durch den Entschluß Catharinens, dem Großfürsten, ihrem Sohne, eine Gemahlin zu geben. Die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt war der Gegenstand dieser Wahl. Sie starb jedoch bald und zwar im Wochenbette.

Die kriegerischen Erfolge Catharinens wurden von steten Unruhen im Innern des Reichs begleitet. Es gab in den ersten zwanzig Jahren der Regierung dieser Fürstin kein einziges völlig ruhiges Jahr; ein jedes wurde durch den Ausbruch irgend einer Verschwörung, wenn auch im entferntesten Theile dieses ungeheuren Länderkolosses, bezeichnet. So waren am Don und in den kürzlich eroberten Landtheilen schnell nacheinander drei Betrüger aufgetreten, die sich für Peter III. ausgegeben und die von den Priestern unterstützt, die Menge fanatisirten. Man hatte diese Aufrührer frühzeitig unschädlich gemacht; allein mit einem ihrer Nachfolger gelang dies nicht so rasch. Der Sohn eines Kosaken am Don, Imélian Pugatscheff, kam ebenfalls zu dem Entschluß sich für den Kaiser auszugeben, und seine Landsleute, zu denen er Hülfe suchend floh, leisteten ihm sofort Beistand. Der Lebenslauf und die Schicksale dieses kühnen Abenteuers sind an sich so interessant und haben zugleich eine zu wichtige Rolle in der Regierungsgeschichte Catharinens gespielt, als daß wir hier

nicht etwas ausführlicher von ihnen sprechen sollten. Schon oft und neuerdings wieder sind sie fürs Theater ausgebeutet worden, und in der That, wenn man diesen kecken, jungen Helden, der aus der Niedrigkeit emporsteigend, sich durch Glück und Tapferkeit einen Namen erwirbt, in Gegensatz stellt zu dem Glanz, der Macht und den Schrecken, die den Thron der allgewaltigen Zaarin umgaben, so kann für die dramatische Dichtung kaum ein geeigneterer Stoff gedacht werden. Wir haben es hier nur kurz mit den Thatsachen zu thun. Bei der Belagerung von Bender erscheint Imélian Pugatscheff zuerst auf der Bühne der Oeffentlichkeit. Dort ist es, wo ihm ein russischer Officier erschreckt und erstaunt zuruft: „Beim Himmel! wüßte ich nicht ganz gewiß, daß der Kaiser Peter III. todt ist, ich glaubte ihn vor mir zu sehen, da ich Dich sehe!" Diese Worte wurden das Motto für Leben und Wirken Pugatscheffs. Verfolgt flüchtete er in die Steppen am Don, dann unter die Sektirer in Klein-Rußland, wo er großen Anhang fand, dann wieder zurück an den Don. Mit einer mächtigen Schaar, deren Haupt er war, zog er gegen Orenburg und nahm die Festung. Es wurde nöthig von Kasan aus Truppen gegen die Aufrührer zu schicken. Eine Anzahl von zehntausend Kalmucken gesellte sich Pugatscheffs Streitkräften bei; immer drohender gestal-

tete sich der Tumult; selbst die Verwiesenen nach Sibirien machten mit den kühnen Eindringlingen gemeinschaftliche Sache. Endlich ward Moskau sogar bedroht. Die Armeen Pugatscheffs erfüllten ganz Rußland mit Schrecken; die Kaiserin war genöthigt ein Manifest zu veröffentlichen, in welchem sie von dem Tode ihres Gemahls spricht und gegen den kühnen Betrüger ihr Volk zu den Waffen ruft. Die Gefahr muß groß gewesen sein, sonst hätte Catharina sich nicht zu dieser Sprache entschlossen, die so völlig gegen ihre gewohnte Ruhe und ihren gemessenen Stolz contrastirte. Das Manifest ist mehre Seiten lang; ihm folgten schnell nacheinander drei Ukasen, die über diesen selben Gegenstand handelten. Pugatscheff seinerseits hatte die Dreistigkeit, ebenfalls Manifeste und Ukasen zu publiciren, die er mit „Peter III.“ unterzeichnete. Auf seinen Kopf wurde der Preis von hunderttausend Rubel gesetzt. Drei russische Generale nacheinander versuchten ihre Kräfte vergebens an dem kühnen Gegner, er gewann Schlachten, eroberte Festungen und vergrößerte immer von Neuem seinen Anhang, endlich gelang es dem General Panin, Bruder des Ministers, Vortheile über die Empörer zu erlangen bei Tzaritzin. Pugatscheff flüchtete über die Wolga, ward darauf durch Verrath seiner eignen Genossen gefangen genommen und nach Simbirsk gesendet.

Panin ließ ihn in einem eisernen Käfig gesperrt nach Moskau bringen, wo man beabsichtigte ihm den Proceß zu machen. Das Gericht gab den Spruch, daß ihm Hände und Füße abgehauen würden, und daß er alsdann geviertheilt werde, diese Sentenz wurde von Catharina in Verbannung nach Sibirien umgewandelt. Der Aufruhr, den dieser dreiste Betrüger angezettelt, kostete Rußland die Verwüstung mehrer Städte und nahe an zweihundert funfzig Dörfer, abgesehen davon, daß die Bergwerke zu Orenburg während dieser Zeit verlassen standen, und ein ansehnlicher Verlust auch hierdurch veranlaßt wurde.

Der Fall eines kühnen Abenteurers und die Erhebung eines andern grenzten in diesem Jahre (1774) dicht aneinander. Pugatscheff trat von der Bühne ab, Potemkin's Stern erhob sich. Es herrscht in der That manche Aehnlichkeit zwischen diesen zwei wilden und ehrgeizigen Glücksjägern. Der Eine wollte die Staffel des höchsten Ansehens ersteigen, indem er der herrschenden Gewalt entgegentrat und diese zu stürzen suchte, der Andere fügte sich dieser Gewalt, und suchte neben und durch sie dieselbe Höhe der Macht und des Ansehens zu erreichen. Die Talente waren gleich vertheilt; hätte das Schicksal es gefügt, so hätte Einer die Stelle des Andern ganz gut ausfüllen können. Dasselbe Maaß

der Kühnheit bei Einem wie bei dem Andern, dieselbe Roheit und Rücksichtslosigkeit, dieselbe Vorliebe für asiatische Pracht und Ostentation und dieselbe Trägheit und derselbe Indifferentismus neben dem Muth und der Energie in Fällen, wo diese unfehlbar erfordert wurden. Man hat sich Mühe gegeben, Potemkin als Staatsmann, als Politiker und Unterhändler darzustellen, er war nichts weniger als dieses. Catharina, die bei der Wahl der Männer, die ihr zur Seite standen, immer nur auf die imposanten und ihr wichtigen Eigenschaften der Kühnheit, der unbedingten Ergebenheit, des unerschrockenen und vor keinem Hinderniß zurückschreckenden Muthes sah, streute aus der Fülle ihrer eignen Intelligenz stets so viel auf ihre Umgebung aus, daß diese Bevorzugten vor der Welt als geschickt, geistvoll und selbstdenkend erscheinen konnten. Die Kraft des Geistes dieser ungewöhnlichen Frau war so überwiegend, daß ihre Vertrauten und ihre Diener keine andre Function zu vollstrecken hatten, als die eines blind gehorchenden Organs, das dem Willen folgt. Die Gelegenheit, die sich Potemkin bot zum erstenmal die Blicke der Kaiserin auf sich zu ziehen, war eigenthümlicher Art, und gibt Stoff zu einer anmuthigen Anekdote. An jenem Morgen, als Catharina ihren schweren Gang antrat, von dem sie nicht wußte, ob schmachvoller Tod oder siegrei-

ches Gelingen das Ziel desselben sein würde, befand sich, indem sie zu Pferde saß und sich anschickte dem Ruf der Garden zu folgen, der sie an die Spitze der kriegerischen Reihen rief, ein junger Garde-Kornet in ihrer Nähe, der sein widerspenstiges Pferd kaum zu bändigen vermochte, das sich immer in Reih und Glied mit dem der Kaiserin stellen wollte. Catharina bemerkte in diesem Augenblick, daß das Porte-épée an ihrem Degen fehle, sie winkte, es war Niemand in ihrer unmittelbaren Nähe außer jener junge Mann. Die Verlegenheit der Fürstin gewahrend beeilte er sich, indem er sich zugleich der Gefahr aussetzte vom Pferde zu stürzen, sein Porte-épée vom Degen zu lösen und dieses an die Waffe der Kaiserin zu befestigen. Catharina vergaß diesen kleinen, ihr geleisteten Dienst nicht. Der Garde-Kornet mußte ihr seinen Namen nennen, und trotz des Tumults, der Verwirrung dieses merkwürdigen Morgens behielt die Fürstin diesen Namen. Nach ihrer Thronbesteigung schickte Catharina den jungen Potemkin nach Schweden, nachdem sie ihn zum Officier und Kammerherrn gemacht hatte. Dies war die erste, noch niedrige Staffel, die dieser berühmte und berüchtigte Günstling erstieg, der später die höchsten Titel und Würden des Reichs und eine fast unbegrenzte Macht in seiner Person vereinigte. Ein Versuch, den ehrgeizigen jungen Mann im Kriege

zu beschäftigen mißlang; Rumanzoff fand ihn beim Heere so unnütz, daß er ihn nach Petersburg wieder zurückschickte. Hier suchte und erlangte er Streit mit den Brüdern Orloff, wurde von Alexis verwundet und mußte sich auf ein Jahr aus Petersburg entfernen. Die Einsamkeit ertrug der wilde, mit phantastischen Plänen sich tragende Jüngling nicht; er beschwor die Kaiserin, ihm zu erlauben wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen, und sie erlaubte es ihm. Von dieser Zeit an arbeitete er darauf hin, die Brüder Orloff immer mehr in der Gunst der Kaiserin zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen. Die Intriguen des Hofes, an denen es nie fehlte, konnten ihn immer nur auf kurze Zeit in Gefahr bringen, er fand an Catharinen seine Beschützerin. Sie ließ sich herab seine Lehrerin zu sein; sie ermüdete nicht, dem Manne, den sie ihres Vertrauens würdig fand, jene unentbehrlichen Künste der Klugheit, der Mäßigung, der Politik zu lehren, ohne die es nicht möglich ist, in der Nähe des Throns überhaupt und insbesondere eines Throns, wie Catharina ihn bestiegen hatte, auszudauern. Der Zögling war seinem Meister dankbar; er widmete ihr eine Treue, eine Anhänglichkeit, die dem sonst so rohen, ungebildeten Charakter einen ganz eignen Zauber, eine Würde und sogar eine gewisse Größe gab. Der ganze Inhalt seines Lebens

war Catharina. Sie zu erhöhen, ihr Glanz und Macht zu sichern, ihre Tage mit Triumphen zu füllen, ihrem oft von Kummer getrübten Auge ein Lächeln, ihrem Munde ein Wort des Dankes zu entlocken, dafür wagte er sein Leben in tausendfacher Gefahr, zu diesem Zwecke opferte er blind seinen Indifferentismus, seine asiatische Bequemlichkeitsliebe. Es war keine Liebe, keine Ehrfurcht, wie wir sie wol öfters einen treuen Diener, einen Höfling seinem Herrn beweisen sehen, es war vielmehr eine Art Cultus in dem Herzen dieses kühnen Mannes. Catharina hätte kein Weib und keine Fürstin sein müssen, wenn sie gegen diese glühende Verehrung, gegen diese Energie des festesten und kräftigsten Willens, der sich ihr ganz zu eigen gab, hätte unempfindlich sein sollen. Hier müssen wir nothwendig eine Bemerkung einschalten: Wenn von Verhältnissen dieser Art die Rede ist, so ist man stets gewohnt, sie im Lichte der Hofintriguen zu betrachten, die abgenutzten Motive der Ehrsucht und der Schmeichelei als beiwirkend zu ungewöhnlichen Erfolgen anzugeben; Niemand denkt daran, Beweggründe reinen und schuldlosen Inhalts in der Nähe des Throns zu suchen, die edle Einfachheit der Geister in der sonst so getrübten Höhe der conventionellsten Verhältnisse für möglich zu halten. Es ist dies aber ein Unrecht, das man dem Genius des rein Mensch-

lichen, das sich nirgends verleugnet, zufügt. Wäre Catharina eine Frau aus dem Privatstande gewesen, Potemkin in vertrauter und geehrter Stellung ihr beigesellt, so würde es die Menge ohne Zweifel eine lobenswerthe und rührende Handlung nennen, wenn sie, die um so viel mehr geistig Erhöhte und Gebildete, den Mann ihrer Wahl zu sich emporhebt, indem sie zugleich dankbar die schönen Eigenschaften der Kraft, des Muths und der Ergebenheit in ihm anerkennt. Catharina ist jedoch Fürstin und somit muß nach dem Maßstab, den eine frivole Welt stets an die Handlungen der Fürsten anlegt, ihre Neigung unwürdige Schwäche, seine Bewunderung, seine Ehrfurcht für sie Schmeichelei und Ehrsucht sein. Es ist fern von uns, Potemkin, der in dem Leben Catharinens eine so wichtige Rolle spielt, von allem und jedem Tadel freizusprechen, wir haben schon bereits einigen über ihn ausgesprochen und müssen noch hinzufügen, daß er sich der Macht, die ihm gegeben wurde, öfters überhob und daß er willkürlich seinen eigensinnigen Launen zum Nachtheil folgte und selbst den Vorwurf, sich auf Kosten des Staats bereichert zu haben, auf sich lud; doch aber bleibt er unter allen einflußreichen Männern, die Catharina ihres nähern Vertrauens würdigte, derjenige, der dieses Vertrauen am wenigsten täuschte, und dessen gute Eigenschaften bei

weitem seine schlimmen überwiegen. Seine Geschichte ist die Geschichte eines Mannes, der selbstbewußt und kühn die Staffel der Macht ersteigt, sich keck in der Höhe zu erhalten weiß, indem er seine eignen Kräfte und die seiner Umgebung mit klugem und geübtem Geiste abwägt und in Wirkung bringt.

Der diesmalige Aufenthalt Catharinens in Moskau (1775) war bestimmt zwei Pflichten, gegenüber der Oeffentlichkeit, zu erfüllen. Die erste war eine Pilgerreise, die sie von Moskau aus nach dem vierzig Werste entlegenen Trinität-Kloster unternahm. Sie ging zu Fuß, gefolgt von ihrem ganzen Hofe. Die zweite bestand in dem Dank, den sie dem Türkenbesieger Rumanzoff aussprach. Aber dieser alte Krieger, durch seinen Charakter störrig und durch seine Wunden übellaunig gemacht, war wenig geeignet, die glänzenden Vorbereitungen der Kaiserin für ihn ins Werk richten zu helfen. So war er durch nichts zu bewegen, durch den prachtvollen Triumphbogen, den man ihm errichtet hatte, im Siegsgepränge zu ziehen. Seinen Freunden gab er als Grund dieser Widersetzlichkeit an, daß er die Kaiserin und ihren neuen Günstling zu beleidigen fürchtete; denn jede Ehre sei doch diesem aufgespart. In einem einfachen Soldatenrock erschien er vor seiner Gebieterin und stattete ihr einen militairischen Rapport ab, der freilich sehr seltsam,

aber auch gerade durch seine Prunklosigkeit überraschend klang. Catharina überreichte ihm einen Feldherrnhut, an den sie einen Lorberzweig von Diamanten von großem Werthe hatte heften lassen. Rumanzoff ließ sich dies gefallen, als er aber nach Hause kam, löste er seine Lorbern ab und verkaufte sie. Diese und ähnliche Kränkungen erlebte Catharina übrigens oft; sie mußte erfahren, daß die Auszeichnungen und Geschenke, die sie sich Mühe gab, stets mit einem für den Empfänger schmeichelhaften Zusatz der Ausschmückung auszustatten, fast unter ihren Augen zu Gelde gemacht wurden. So verkauften die moskauschen Gelehrten die Medaillen, die die Kaiserin ihnen hatte zum Andenken an irgend eine merkwürdige Eroberung im Felde der Wissenschaft geben lassen. Die Officiere verkauften ihre Orden, die Feldherrn die Diamanten an ihren Feldherrnstäben, die Damen die Einfassungen der Portraits der Kaiserin. Dosen und Uhren wanderten zu tausenden in die Kaufladen und von dort in den Schatz der Kaiserin wieder zurück. Catharinens Stolz war gerade diese Art der Demüthigung, so wenig sie sie zu achten sich die Miene gab, gerade eine der empfindlichsten.

Der Plan, den Kreml, den immensen, alten Zarenpalast in Moskau neu zu erbauen, gelangte nicht zur Ausführung, weil die Kosten, die der

Türkenkrieg forderte, die öffentlichen Kassen erschöpft hatten.

In dem folgenden Jahre veranlaßte Catharina den Großfürsten Paul, in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen, nach Berlin zu reisen, wo die zweite Vermählung des Großfürsten mit einer Prinzessin von Würtemberg eingeleitet wurde. Catharina, die willig auf die Wünsche ihres berühmten Zeitgenossen, ihres Lehrers in der Politik lauschte, befahl dem Feldmarschall Rumanzoff den Prinzen zu begleiten, damit Friedrich, der diesen berühmten Krieger kennen lernen wollte, dieses Verlangen erfüllt sähe. Friedrich empfing in Sanssouci den jungen Großfürsten und den alten Türkenbesieger mit den artigsten Phrasen. Durch die Vermittelung Friedrichs, der sehr gerne Heirathen stiftete, obgleich er darin nicht immer glücklich war, kam die Vermählung des Großfürsten und der jungen Prinzeß von Würtemberg zu Stande. Es waren dabei einige Schwierigkeiten zu besiegen, indem die Prinzessin schon einem Prinzen von Hessen-Darmstadt versprochen war. Dieses Gelöbniß mußte rückgängig gemacht werden; und Friedrich und sein Bruder Heinrich unterhandelten.

Der Schluß des Jahres 1776 sah demnach Catharina von Sieg gekrönt, auf dem befestigten Throne sitzend und beglückt durch dies Ehebündniß, das der

Sohn ihrem Wunsche und seinem eignen Glücke folgend, geknüpft hatte. Die Stimme des Ruhms, die durch alle civilisirten Länder schallte, pries sie glücklich. Aber diese Stimme ist trügerisch, am wenigsten vermag sie dem Genie selbst zu genügen, das immer noch Größeres hofft, Höheres und Gesegneteres zu schaffen sich vornimmt. Catharina fand an sich selbst die strengste Beurtheilerin ihrer Thaten und ihrer Erfolge.

Da unsere Skizze keine historischen Details aufzunehmen bestimmt ist, so können wir füglich die Folge einer ganzen Reihe von Begebenheiten mit wenig Worten nur andeuten. Es sind dies die Einwirkungen von Catharinens mächtiger Politik auf das Schicksal der Nachbarstaaten, besonders auf Schweden, auf Dänemark, nächstdem auf Oestreich und Preußen, in fernerer Beziehung auf England, in nächster und engster auf das ottomanische Reich, dem durch Catharinens Scepter blühende Provinzen entrissen waren und das diesen Verlust nicht verschmerzen konnte. Was Schweden betrifft, so war Gustav III., ehrgeizig und unternehmend, kaum mit einer siegreichen Bekämpfung der aristokratischen Partei in seinem eignen Lande fertig geworden, als er daran dachte, von Rußland die ursprünglich schwedischen Provinzen wieder loszureißen, die diesem Lande durch die Eroberung Peter I. einverleibt worden

waren. Catharina, die ihre Armeen gegen die türkische Grenze rücken ließ, zeigte sich angelegentlich beschäftigt, ihren eroberungssüchtigen Nachbar zur Ruhe zu bringen. Gustav III. kam nach Petersburg und Catharina reiste wieder nach Friedrichsham, die gegenseitigen Besuche hatten zum Zweck, auf dem Wege gütlicher Abmachung einen Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und Schweden zu verhindern. Catharina erreichte ihre Absicht; Gustav erklärte, daß er im Fall des Ausbruchs des türkischen Krieges sich neutral verhalten wolle. Der bairische Erbfolgekrieg ließ die Kaiserin zur Wahrung der Rechte des Hauses Oestreich sich entscheiden, dagegen forderte sie von Joseph II. seine Mitwirkung beim Angriff auf das ottomanische Reich. Eine Zusammenkunft mit Joseph hielt die Kaiserin in Mohileff. Sowol Joseph als Gustav wurden bei ihrem oftmaligen Erscheinen in Rußland von Catharinen mit Beweisen der Auszeichnung und Freundschaft überschüttet. Zwischen England und Holland trat die Kaiserin ebenfalls als Vermittlerin auf, und die Schöpfung der bewaffneten Neutralität war ihr Werk.

Im Jahre 1780 veranlaßte Catharina den Großfürsten und die Großfürstin eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland zu machen. Kurz vorher hatte der Thronerbe Preußens sich in Petersburg zum Besuche

eingefunden. Es wurde Mode für die fremden Prinzen, sich am Hofe Catharinens zu zeigen.

Das Jahr 1782 wurde durch die Errichtung des vielbewunderten Standbilds Peter I. merkwürdig, das Catharina durch den Bildhauer Etienne Falconet auf einem der schönsten Plätze Petersburgs, in der Nähe des Admiralitäts=Palastes errichten ließ. Im Sinn der allegorischen Auffassung, wie sie sich damals ebenso in die Sculptur wie in die Malerei eindrängte, hatte man auch hier durch ein kolossales Felsenstück, das man zum Piedestal der Reiterstatue des Kaisers wählte, andeuten wollen, über welch eine rohe Masse der Reformator triumphirend gesiegt. Die Allegorie ist nicht ganz wohl gerathen und die Bildsäule ist es auch nicht. Doch ist dieses Bildwerk bei weitem den mißglückten Figuren vorzuziehen, die den Wilhelmsplatz in Berlin zieren, und die die Generale des siebenjährigen Kriegs darstellen in lächerlich affektirter Stellung und im Kostüm von Operntänzern. Konnten diese Caricaturen in dem gebildeten Berlin aufgestellt werden, so erscheint Falconet's Werk in Petersburg als eine geniale und zu bewundernde Schöpfung in Betracht der Zeit und des Orts ihrer Aufstellung. Es ist hierbei noch einzuschalten, daß Catharina um diese Zeit den St. Wladimir=Orden stiftete, nachdem sie schon früher den St. Georg=

Orden geschaffen hatte, ein Orden, der der Zielpunkt alles Strebens der russischen Generale wurde, weil das Großkreuz desselben nur dem gegeben werden konnte, der eine Schlacht gewonnen hatte. Auch ließ sich Catharina die Insignien des Großmeisters des Bath-Ordens geben, um das Recht haben zu können, selbst Ritter dieses Ordens zu creiren. Die Fürstin, auf jede Art Ruhm begierig, wollte auch als Großmeister eines so alten und berühmten Ordens auftreten, und sie, eine Frau, schlug Männer zu Rittern. Diese Ceremonie war allerdings neu in Rußland. Catharina vollzog sie mit allem dazu gehörigen Pomp, und sie ging so weit, sich sogar im Kostüm eines Bath-Ritters malen zu lassen. James Harris war der Erste, der von ihr zum Ritter geschlagen wurde.

Catharinens Absicht, das griechische Kaiserreich neu zu errichten und in Constantinopel sich krönen zu lassen, war keineswegs aufgegeben. Potemkin, der, was ehrgeizige Pläne betraf, völlig Catharinens Charakter verstand und mit ihm sympathisirte, wußte immer von Neuem den Türkenkrieg als unvermeidlich und dringend nöthig darzustellen. Er selbst sah in der Erneuerung dieser Feindseligkeiten das Mittel seine Macht zu befestigen und sich seiner Gebieterin unentbehrlich zu machen. Schon war der mächtige Günstling zum Reichsfürsten

gemacht und zum Befehlshaber der Land- und Seemacht ernannt worden; schon zierten fast alle russische Orden seine Brust, ausgenommen jener St. Georg-Orden, nach dessen Besitz er trachtete. Oestreich und Frankreich stritten sich unausgesetzt, die eine Macht um die ehrgeizigen Plane des Günstlings zu unterstützen, die andere um sie zu vereiteln. Durch den Frieden zu Kainardschi 1774 hatte die Pforte bereits in die Unabhängigkeit der Krimm eingewilligt, so wie sie die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere Rußland zugestanden hatte. Auf diesen Frieden bauend, gelang es Potemkin 1784 die vollkommene Unterwerfung der Krimm zu Stande zu bringen. Fürs Erste wurden die Feindseligkeiten beigelegt um später, da Preußen und England die Türken von Neuem zum Kriege reizten, wieder aufgenommen zu werden.

Um den einstweiligen Sieg über das ottomanische Reich glänzend zu bezeichnen, entschloß sich Catharina jene merkwürdige Triumphreise zu unternehmen, die so großes Aufsehen in Europa gemacht hat und die allerdings eine eben so anziehende als auffällige Episode in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Wir wollen ihr eine besondere Schilderung in diesem biographischen Bilde geben.

Diese merkwürdige Reise wurde im Winter des Jahres 1787 angetreten.

Die Kaiserin beabsichtigte anfangs ihren Enkel, den Großfürsten Constantin, für den, wie man behaupten will, sie den zu erobernden Thron von Constantinopel bestimmt hatte, mitzunehmen; allein eine ausbrechende Krankheit des Prinzen verhinderte die Ausführung des Plans und er blieb in Petersburg zurück. Ihre Begleitung bestand in einer Anzahl Damen und Herren ihres Hofes, unter denen sich auch der Großkanzler Narischkin und der General Tschernitscheff befanden, die Gesandten von Oestreich, England und Frankreich durften sie ebenfalls begleiten und der geistvolle Fürst von Ligne, dieser Liebling aller Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, schloß sich auf Bitten der Kaiserin dem Zuge an, zu dessen geselligen Freuden er sehr viel beitrug.

Man reiste aus Petersburg am 18. Januar bei einer heftigen Kälte in einem Zuge von vierzehn Wagen und hundert und einundzwanzig Schlitten. Der Fürst Potemkin war der Kaiserin vorausgeeilt und erwartete sie in Kiëff, wo man einige Monate rasten wollte, um dann beim Beginn der guten Jahreszeit die Reise auf dem Dnieper in die südlichen Provinzen fortzusetzen. Die Reise ging Tag und Nacht durch; Nachts beleuchteten große Stöße brennenden Fichtenholzes, in kleinen Zwischenräumen am Wege aufgehäuft, die Gegenstände weit hin mit Tageshelle. Der Zug, der sich durch die

unabsehbaren Schneeflächen hinwand, eine feurige Straße entlang, hatte etwas Zauberisches, doch war dies nicht das einzige Wunder, das auf diesem Triumphzuge den Wanderern sich entgegenstellte. Die prachtvollen Erscheinungen dieser Reise sind durch Ségur's phantastische Beschreibung so wohl bekannt bereits, daß wir hier nur Weniges über die Einzelheiten anzuführen für nöthig achten. Potemkin fand in seinem genialen und schöpferischen Geiste das Mittel, seiner Gebieterin die glänzendste und kolossalste Schmeichelei zu bieten, die je ein Höfling seinem Herrscher bereitete. Die neuere Geschichte kennt kein zweites Beispiel der Art, und die Feste, die der Lord Leicester der Königin Elisabeth gab, schrumpfen gegen diese Decorationen aus der tausend und einen Nacht, gegen diese Effekte einer Zauberwelt, die ihre Strahlen aus allen Sonnen, die die Ruhmgierde, die Eitelkeit, die wahre und die scheinbare Größe, die Genußsucht und die Prachtliebe über das Haupt hochgestellter Sterblichen leuchten lassen, in einem Focus gefaßt niederglänzen ließ, zu kleinen, mesquinen Lustbarkeiten in einem Privathause zusammen. Nur die immensen orientalischen Staaten der alten Welt, die Triumphzüge der Götter und Helden, die ungeheuren Feste eines Sardanapal, einer Cleopatra und Semiramis, soviel die Ueberlieferungen davon uns mittheilen, können sich mit

Catharinens Zug in die Krimm messen. Potemkin, der ihr zum Dank für seine Erhebung vom Garde-Kornet zum Reichsfürsten und zum Nächsten am Throne ein Geschenk mit diesem Triumphzuge machte, hatte hiermit vollkommen den Tribut der Erkenntlichkeit abgetragen.

Graf Ségur, ein eitler Franzose, machte die Reise mit, indem er abwechselnd Madrigale und Depeschen schrieb. Dieser Höfling, der in Nordamerika den Republikaner gespielt, in Paris in die Schule der Philosophen gegangen war, kam jetzt an den Hof Catharinens, um in der Nähe der berühmtesten Frau des Jahrhunderts zu leben. Er war nicht wenig stolz, von den Amerikanern den Cincinnatus-Orden erhalten zu haben, und diese fremdartige Zierde erregte damals die Neugierde aller Höfe. Wir sehen ihn mit diesem Orden eine Art Koketterie treiben. Die diplomatischen Geschäfte, denen er sich unterzog, waren nicht bedeutend, um so bedeutender sind seine Aufzeichnungen über jene Reise und die Wahrnehmungen über den Charakter und die Meinungen Catharinens, die er aus ihren Gesprächen zog. Diese Gespräche wurden über die mannigfaltigsten Gegenstände der Kunst und des Wissens geführt und tragen das Gepräge der Offenheit und Wahrheit an sich. Man sieht aus ihnen, wie groß Catharinens persönliche Liebenswürdigkeit war, wie ihre Rede stets inhaltreich,

gewinnend und bedeutend erschien, und wie sie, die von Schmeichelei in jeder Form der Rede und der That umgeben war, dennoch alle ihre Höflinge beschämte, wenn sie es darauf ansetzte, selbst Jemandem eine zarte und bedeutsame Artigkeit zu sagen. Dem Grafen Ségur schmeichelt sie, weil sie in ihm sogleich eine «trompette de la renommée» erkannte, wie sichs denn nachher auch bestätigt hat.

Die Kaiserin, die überall Hof hielt und Versammlungen zusammenberief, unterließ dabei nicht, sich mit den Besonderheiten des Volkes, durch dessen Provinz sie kam, zu beschäftigen. Sie nahm Bittschriften an, hörte und untersuchte Klagen, stellte Mißbräuche ab und arbeitete mit den Ministern jeden Morgen gerade so unverändert, wie sie es in Petersburg gewohnt war. In den Städten empfing sie Deputirte und gab Audienzen.

Als die Reisenden in Kiëff anlangten, fanden sie daselbst eine große Anzahl vornehmer Polen und Fremder aus allen Ländern Europas versammelt. Das Gerücht von dieser wunderbaren Reise hatte Alle dahin gelockt, und Jedermann wollte die nordische Cleopatra sehen und begrüßen. Hier trafen auch Rumanzoff und Potemkin, diese beiden erbitterten Rivalen, zusammen. Der alternde Feldherr, eifersüchtig auf seinen Ruhm, war der Einzige im weiten russischen Reiche, der sich

dem allgewaltigen Günstlinge nicht beugte. Catharina, weit entfernt ihm dieses übel zu nehmen, that durchaus nichts, um Potemkin's Ränke gegen den Nebenbuhler mit ihrem Ansehn zu unterstützen.

Nach der Beschreibung Ségur's hatte die Gesellschaft in Kieff allerdings etwas Seltsames. In der Stadt selbst hielt die Kaiserin Hof; dort sah man alle Trachten und Uniformen des Reichs in buntester Mischung beisammen. Es herrschte die strengste Etikette und der gemessenste Zwang. In einem Pallaste nächst der Stadt lebten die drei Diplomaten, der französische, englische und östreichische Minister in einer cordialen Ungebundenheit, wenn nicht gerade die gemeinschaftliche Ceremonientafel, an der bald der Eine, bald der Andere präsidirte, um die Einwohner von Kieff und die vornehmen Fremden zu bewirthen, sie zur Ausübung ihrer diplomatischen Stellung zwang; in dem Kloster Petschersky, eine Meile von der Stadt, residirte Potemkin und lag wie ein Pascha, in orientalischer Ruhe, nachlässig in einen Pelzmantel gehüllt, das Haar ohne Puder, den Hals entblößt, auf einem Divan und empfing mit beleidigendem Hochmuth die Würdenträger des Reichs und die angesehenen Fremden. Ségur erzählt bei dieser Gelegenheit, wie er es durchgesetzt habe, den Fürsten zu mehr Artigkeit und größerer Rücksichtsnahme zu zwingen.

„Ich wußte," sagt er, „daß der Fürst mir persönlich wohl wollte, allein ich konnte die Fremden hiervon nicht überzeugen und wollte und durfte nicht leiden, daß ich, in meiner Eigenschaft als Gesandter, einer so nachlässigen Behandlung ausgesetzt erschien. Ich ging also, da ich wieder bemerkte, daß der Fürst sich nicht vom Platze rührte um mich zu begrüßen, lachend auf ihn zu, faßte seinen Kopf in meine beiden Hände und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Wangen; dann nahm ich vertraulich neben ihm auf dem Sopha Platz. Jetzt wußte Jedermann wie wir miteinander standen; und der Fürst unterließ später nie mich zu grüßen, wenn ich erschien, während er nach wie vor seine andere Umgebung auf das entwürdigendste hintansetzte und übersah." Diese Anekdote ist charakteristisch, sowol in Hinsicht Potemkin's wie Ségur's.

Bei der Abreise aus Kiëff theilte die Kaiserin kostbare Geschenke aus. Der Fürst von Ligne bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Die Cleopatra von Kiëff verschluckt keine Perlen, gibt aber viele von sich."

Den ersten Mai schiffte sich der Zug auf dem Dnieper, dem Catharina seinen alten Namen Borysthenes wiedergegeben hatte, ein. Die Flotte bestand aus achtzig Fahrzeugen, auf denen dreitausend Menschen, Dienerschaft und Schiffsleute, sich befanden, sieben Galeeren von

eleganter Form, auf das kostbarste im Innern mit Seide, Sammet und Spiegeln geziert, nahmen die Hofgesellschaft auf. Jede Galeere hatte ihr Musikcorps, und eine Unzahl kleiner Barken und Schaluppen schwärmten zur Seiten des Geschwaders her, die in der Sonne blitzenden Wellen des stolzen Flusses, soweit das Auge reichte, bedeckend. Bunt bewimpelt und im Klang der Lieder und Instrumente glitten diese leichten Fahrzeuge dahin. Alles athmete Leben, Fröhlichkeit, Gesang und Pracht. An den Ufern versammelten sich die Landleute in ihren Volkskostümen und führten Tänze auf, indem ihre munteren Reihen durch Blumengewinde sich hinzogen und um Triumphbögen sich gruppirten, die die Ebene schmückten. Man sah Städte und Dörfer in wunderbarer Perspektive sich in die weiteste Ferne dehnen und mit prächtigen Kuppeln und Pallastdächern endigen. Wenn die ländlichen Gruppen verschwanden, erschienen statt ihrer die kriegerischen. Leichte Kosakenschwärme jagten über die Ebene dahin, und ihre schlanken Gestalten, die kecken Bewegungen, die raschen, militairischen Manöver bereiteten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Indeß die Flotte majestätisch den Fluß hinabglitt, im Rauschen der Gesänge, im Tumult der Lieder, hörte man von ferne den Gottesdienst in den Kirchen, die Hymnen der Priester, und sah andächtige Schaaren die Hügel empor

wandern. Immer ein neues Bild, immer ein überraschender Anblick! Die erhabene Zuschauerin sollte nie ermüden. Der Himmel selbst brachte ihr Huldigungen dar, denn es war ein wundervolles Frühjahr und die üppige Natur jener Gegenden zeigte sich in ihrem schönsten Schmuck.

Die drei Diplomaten, als sie diesen Reichthum der Gegenden, die Fülle des neu Erworbenen betrachteten, brachen in enthusiastische Lobsprüche aus. „Es ist wahr," entgegnete Catharina, „die russischen Greise müssen einigen Unterschied zwischen ihrer und der jetzigen Zeit finden." Einen neuen Glanz verlieh dem Triumphzug der Kaiserin das Erscheinen zweier Monarchen, die da kamen, ihr zu huldigen. Einer dieser Fürsten kam als ein Bittender und sein Erscheinen war mit einer nur zu deutlichen Demüthigung für ihn selbst verknüpft, der Andere kam aus freiem Antrieb, weil ihm Catharinens Größe Achtung und Bewunderung abnöthigte. Der Erste war Stanislaus August, der Andre Joseph II. Catharina empfing Stanislaus mit Kälte. Als er auf der Galeere der Kaiserin speiste, und sie nach der Tafel ihm nach der damaligen Sitte dem Pagen den Hut und die Handschuh des Königs abnahm und sie ihm hinreichte, sagte August mit einem verlegenen Lächeln: „Ach, Madame; einst gaben Sie mir einen weit schönern Hut."

In Cherson wartete Joseph auf Catharinen, als er ihre nahe Ankunft erfuhr, reiste er ihr entgegen, und beide hohe Häupter trafen sich in dem Häuschen eines Kosaken am Flußufer. Catharina hatte ebenfalls geeilt und Niemand von ihrem Hofstaat mitgenommen. Man war dergestalt in Verlegenheit, daß man sogar Niemand hatte, der das Mittagmahl zu bereiten im Stande gewesen wäre. Der Fürst Potemkin und der Prinz von Nassau begaben sich in die Küche, um für die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses zu sorgen. Nie haben vornehmere Köche für vornehmere Gäste gekocht. Catharina und Joseph verzehrten lachend das Mahl.

Die Stadt und Festung Cherson war eines der Wunderwerke Potemkins. Im Zeitraum von zwei Jahren waren Festungswerke, Kirchen, Arsenäle, Brücken, Magazine wie durch einen Zauberschlag aus dem Boden gestiegen. Dabei befanden sich zwei Linienschiffe und eine Fregatte auf der Schiffswerfte, jeden Augenblick bereit, auf einen Wink der Kaiserin in See zu stechen.

Man gelangte jetzt in die Ebenen und Haidestrecken, die sich endlos an den Ufern des Dnieper und Don ausdehnen, und unter dem Namen der Steppe bekannt sind. Hier fand die Kaiserin, als sie ans Ufer stieg, eine ganze Stadt prachtvoller Zelte aufgerichtet, und Tartaren und Kosakenschwärme, die diese Zelte bewachten.

Joseph II., der sich eines Abends in der tiefen Einsamkeit der Haide mit dem Grafen Ségur allein befand, rief verwundert: „Welch sonderbare Reise! Wer hätte geglaubt, man würde mich mit Catharina II. und dem Gesandten von Frankreich in der Tartaren-Wüste herumirren sehen! Das ist ein ganz neues Blatt in der Geschichte!“

„Mir,“ entgegnete Ségur, „scheint es eher ein Blatt aus tausend und eine Nacht. Ich bin Giafar und gehe mit dem Kalifen Harun-al-Raschid spazieren, der nach seiner Gewohnheit verkleidet ist.“

Wie der Zug die Linien von Perekop überschreitet und in die Halbinsel der Krimm eintritt, ist Catharina mit hoher Freude erfüllt. Sie besteigt mit Stolz den Thron der Tartaren, dieses Volkes, von dem die Besiegung und Demüthigung Rußlands einst ausging. Sie, die Fremde, die Fürstentochter eines kleinen deutschen Hauses, hat die Schmach ganzer Generationen gerächt, hat für ein ungeheures Reich die Stunde der Rache und Vergeltung herbeigeführt. Zugleich hat ihr Fuß den alten, klassischen Boden betreten, die Stätte des Triumphs und der Siege so vieler Könige, die Stätte, wo einst der heilige Hain Dianens rauschte, und die elegante Gestalt Iphigeniens trauernd an einem Felsenriff lehnte, die Blicke dem fernen Vaterlande zusendend.

Hier wandelt sie nun, hier weilt sie. Man muß verstehen können, was ein Herz wie Catharinens hierbei empfand. Die Eroberungen, die die Fürsten machen, sind oft so bedeutungslos, so gänzlich ohne Werth und Interesse für den persönlichen Charakter des Eroberers; hier aber sah eine hochsinnige Frau einen Theil der Aufgabe ihres Lebens erfüllt, hier war einem reichen, schöpferischen Geiste gerade die Belohnung geworden, die er sich erstrebt. Nur noch ein Schritt weiter, und Constantinopel öffnete seine Thore der Siegerin! der griechische Kaiserthron war neu errichtet! Catharina stand am Felsengestade Tauriens, eine andere Iphigenie, den Blick nach Griechenland, nach Constantinopel gerichtet. Sie sollte, ungleich jener ersten Iphigenie, das Ziel ihrer Sehnsucht nicht erreichen.

Während die gekrönten Häupter den Festen, die Potemkin anordnete, beiwohnten, machte der Fürst von Ligne, halb in Besorgniß, halb in Scherz die Bemerkung: „Gestehen Sie, lieber Ségur, daß es ein sonderbares Ereigniß wäre und großen Lärm in Europa verursachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier als Ehrenwache umgeben, sich einfallen ließen, uns über Hals und Kopf in einen benachbarten Hafen zu schleppen, sich dort mit der erhabenen Catharina, so wie mit dem mächtigen römischen Kaiser Joseph einzuschiffen

und sie nach Constantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Seiner Hoheit Abdul-Hamid's, Beherrschers der Gläubigen." Zum Glück kam dieser tolle Streich den Söhnen Mahomeds nicht in den Sinn.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Bakschitsarai begab sich Catharina nach dem neu von ihr gegründeten Sebastopol. In der Nähe manövrirte die Flotte und der Donner aller Kanonen begrüßte die Herrscherin. Auch Sebastopol war wie durch Zauber gegründet. Um die Gegenwart der Gebieterin zu verherrlichen, wechselten Feuerwerke, Gefechte zur See, Schauspiele rasch miteinander ab. Der Pallast und der Harem des vertriebenen Chans diente dem Hofe zum Absteigequartier.

Auf der Rückreise in Pultawa gab Potemkin der Kaiserin das treu ausgeführte Bild jener denkwürdigen Schlacht, die Carl XII. stürzte und Peters I. Stern steigen machte. Mit einem Heer von 50,000 Russen wurden diese großartigen Manöver ausgeführt. „Seltsames Geschick der Könige," rief Catharina, als man sie aufmerksam auf den Fehler machte, den damals das schwedische Heer begangen; „wenn dieser Fehler nicht gewesen, so wären wir Alle jetzt nicht hier."

In Kisirkerman nahm Joseph von Catharinen Abschied. Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden veranlaßte seine schleunige Rückreise in seine Staaten.

„Wir beide,“ sagte er spottend zu Ségur, „Catharina und ich haben zusammen eine Stadt gebaut, das heißt sie hat den ersten Stein gelegt, ich den zweiten, dabei wird es wol sein Bewenden haben.“

Dieser Spott Josephs berührte einen Makel, der schon damals, mitten unter dem Glanze und dem blendenden Schimmer selbst unsern Reisenden nicht entgangen war und den man später so ungebührlich scharf hervorgehoben und sarkastisch beleuchtet hat. Die Kaiserin sowol, wie die meisten Personen ihrer Umgebung wußten sehr wohl, daß die schimmernden Gebilde, die man vor ihren Augen entfaltete, nicht in der Wirklichkeit und in dem gewohnten Lauf der Dinge gegründet waren, daß Vieles nur Decoration und äußere Ausstattung war, sie wußten aber auch, daß diese heiteren Schöpfungen das Werk der unermüdlichen Thätigkeit eines Mannes waren, der mit Aufbieten aller seiner Kräfte und Mittel seiner Herrscherin Freude und stolze Erhebung bereiten wollte. Man würde Catharinen einen äußerst kindischen Wunderglauben zumessen, wenn man annehmen wollte, sie hätte in der That geglaubt, diese Palläste und Aquadukte, die in der Ferne sich zeigten, seien wirklich vorhanden, sie hätte geglaubt, das Volk sei unablässig in so rastloser Bewegung, in Tanz und Aufzügen am Ufer versammelt; sie wußte, daß das

Erstere nur theatralischer Schmuck, das Zweite eine absichtlich herbeigeführte Staffage der Landschaft war; allein nichtsdestoweniger erfreute sie sich an diesen lebendigen Gruppen, an den täuschenden Fernsichten, an den fingirten Schlachten und Angriffen. Wo es ihr darauf ankam, eine neue Schöpfung in Wahrheit zu prüfen, da erschien sie selbst und sah, fragte und untersuchte. Oft verhüllte sie mit großer Geschicklichkeit den ungünstigen Eindruck, den sie empfand, wenn sie auf leeren Schein traf, wo sie Wesenheit zu finden gehofft hatte. Sie wollte den Mann, der so grenzenlos für sie thätig war, nicht demüthigen; ihn, da er so Vieles geleistet, ihn für das Wenige, das geleistet zu haben er sich nur den Schein gab, nicht strafen. Die natürliche Charaktergüte Catharinens, ihre ursprüngliche Milde zeigte sich hier in ihrem schönsten Lichte.

Bei ihrer Rückreise feierte sie in Moskau das fünfundzwanzigste Jahr ihrer Regierung. Sie erließ dem Volke einen Theil der Abgaben, und auf ihren Befehl und nach ihrer Angabe wurde eine Medaille geprägt, die auf der Vorseite das Portrait der Kaiserin, auf dem Revers die Karte der Reise in die Krimm zeigte. Die Unterschrift gab an, daß das Jahr der Entstehung der Medaille das fünfundzwanzigste der Regierung der Kaiserin sei.

In der Nähe von Moskau gab der russische Krösus, der Graf Scheremetieff der Kaiserin Feste, bei denen goldne und silberne Gefäße in solcher Menge vorhanden waren, wie man sie noch nie, wie Ségur versichert, im Besitz eines Privatmannes gesehen. Es wurden große Opern und Ballette aufgeführt, bei denen es eine Merkwürdigkeit war, daß Tänzer, Sänger, Schauspieler, Dichter, Componisten sämmtlich leibeigne Bauern des Grafen waren. Der Bediente, der die Oper componirt, und der Dichter, der sie gedichtet, standen beide hinter dem Stuhl der Kaiserin. Catharina wollte ihrerseits im Kreml Feste geben, als sie jedoch erfuhr, daß eine Hungersnoth das Land drücke, bestellte sie die schon getroffenen Anordnungen wieder ab. „Es wäre wenig schicklich für mich,“ sagte sie zum Grafen Ségur, „wenn man mich mitten unter Spielen und Festen sähe, während meine Unterthanen unter einer Plage seufzen, vor der ich sie hätte sicher stellen können, wenn meinen Befehlen zeitig wäre gehorsamt worden.“

Nach ihrer Ankunft in Petersburg beschäftigte sich die Kaiserin mit den nöthigen Maßregeln, um den erneuten Krieg mit den Türken, den sie heimlich wünschte, zu beginnen. Potemkin handelte nach ihrem und seinem eignen Wunsche, indem er den Divan und die diesem unterworfenen Provinzen durch Emissäre, die Egypten

und Persien durchzogen und sich auf die griechischen Inseln vertheilten, heimlich aufzuwiegeln und zur Empörung gegen die Pforte zu reizen versuchte. Es gelang ihm dies so gut, daß der Sultan, wie man es in Petersburg gewünscht, zuerst den Krieg erklärte. Potemkin erhielt den Oberbefehl, und eine ungeheure Streitkraft wurde in der Gegend der Moldau, Wallachei und der Krimm zusammengezogen. Gustav III., der mit dem Schluß jener Verhandlungen in Friedrichshamm nicht zufrieden war und den das stolze und übermüthige Betragen der russischen Minister in Stockholm zum Zorn reizte, benutzte den Umstand, daß die russischen Armeen im Süden beschäftigt waren, um Rußland den Krieg zu erklären. Dies kam Catharinen unerwartet, und obgleich sie ein Manifest erließ, in welchem sie erklärte, daß die Grenzen Finnlands und die Flotte in den baltischen Häfen vollkommen an Zahl und Kraft für die beginnenden Feindseligkeiten gewaffnet seien, konnte sie sich in der That nicht verhehlen, daß ihr Gefahr drohe. Gustav hatte den rechten Zeitpunkt ergriffen, um entscheidende Siege zu erkämpfen, er war auch in den ersten Schlachten glücklich, dann aber verließ ihn sein Heer und revoltirte gegen ihn, durch russisches Gold und Einfluß dazu verleitet. Die Adelspartei in Schweden, die Gustavs unversöhnlicher Feind geworden, befand sich

fast ganz unter russischem Befehl. Dieser Umstand rettete Petersburg, das von Gustav schon bedroht wurde. Catharina schickte sich schon an nach Moskau zu flüchten. Ein Kampf mit der schwedischen Flotte war anfangs ebenfalls für die Russen nicht günstig, später jedoch ging auch hier der Sieg in die Hände der Letzteren über. Der Friede zu Varéla wurde auf die früheren Traktate von Neustadt und Abo gegründet. Für Gustav ergab sich hierbei kein günstiges Resultat; er hatte einen Theil seiner Flotte eingebüßt, das Land erschöpft, die Kassen geleert und die Adelspartei noch erbitterter gegen sich aufgeregt.

Der Türkenkrieg fand seine Erledigung durch vollständige Siege der Russen. Die Belagerung und Einnahme Oczakoff's war wiederum eine jener glänzenden Thaten, die Catharinens Waffenruhm über die ganze gebildete Welt hin mehrten. Bei dem Sturm auf Oczakoff zeichnete sich ein junger Krieger aus, der später den Ruhm der russischen Waffen auch nach anderen Gegenden hin tragen sollte; es war Suwároff. Catharina theilte reiche Belohnungen aus. Potemkin erhielt was er gewünscht hatte, das Großkreuz des St. Georgen-Ordens, einen Commandostab von goldnem Lorberzweig umrankt und mit Diamanten inkrustirt; einen Degen mit Diamanten erhielt der Fürst Repnin. Auch

ein deutscher Fürst, der Prinz von Sachsen=Coburg, erwarb sich bei diesen Kämpfen Ruhm. Der Einnahme Oczakoff's folgte die von Ismaël. Der Friede zu Jassy setzte zum Vortheil Rußlands dem Kriege mit der Pforte ein Ziel. Potemkin erntete die Früchte dieses Friedensschlusses nicht; er starb von einem epidemischen Fieber befallen. Die Fürstin Galitzin, seine Nichte, hielt ihn in ihren Armen, als er auf der Landstraße von Jassy nach Nicolajeff seinen Geist aufgab (1791).

Die folgenden Jahre bis zum Tode Catharinens enthalten Begebenheiten, bei deren Erwähnung wir uns kurz fassen können, da sie nur Anfänge gleichsam von Thaten sind, die ohne Zweifel ruhmvoll fortgeführt und beendet worden wären, wenn der Kaiserin ein längeres Wirken beschieden worden. Dahin können besonders der Traktat mit England und die kriegerischen Rüstungen gegen Frankreich gerechnet werden; die letzteren besonders betrieb sie sehr eifrig, indem sie alle Großmächte Europas dabei sich zu betheiligen aufforderte. In Polen kam die zweite Theilung dieses Reichs zu Stande, nachdem die Unruhen, die die Empörung Koszziusko's angerichtet, wieder gedämpft worden. Als Freund Koszziusko's und als Theilnehmer seiner Pläne zeichnete sich der junge Dichter Niemkewiz aus, der in russische Gefangenschaft gerieth. Von den französischen Emigré's empfing Ca-

tharina eine große Zahl an ihrem Hofe, unter Andern auch den Grafen Artois. Diese aristokratischen Flüchtlinge haben der Gastfreundschaft, der man sie theilhaft werden ließ, nicht immer gut gelohnt; sehr viele und sehr arge Verleumdungen des russischen Hofes und der russischen Regierung gelangten gerade durch diese Organe in die Oeffentlichkeit. Man erzählt, daß Catharina bei der ersten Nachricht von den Gräueln der Revolution und von den blutigen Scenen in Paris die Büste Voltaires mit einem theatralischen Gepränge von der Säule von Porphyr, auf der sie stand, habe stürzen lassen; doch gehört diese Anekdote zu den zahllosen unwahren, die über Catharinens Privatleben in Umlauf gebracht wurden. Wir wollen nicht urtheilen, wie weit gegen das Ende ihres Lebens hin Catharina die Grundsätze über Staatskunst und Moral, über Denkfreiheit und Toleranz noch festhielt, zu denen sie sich am Anfang ihrer Regierung bekannt hatte, wo ihr edles Herz mit dem lebendigsten Feuer der Errettung der Völker aus den Banden jedes schädlichen und lähmenden Vorurtheils entgegenschlug; — wir wollen, wie gesagt, über einen so zarten Punkt, dem Psychologen wie dem Historiker gleich wichtig, nicht entscheidend zu urtheilen wagen; es scheint jedoch festgestellt, daß Catharina, gerade wie ihr erhabner Lehrer und Bundesgenosse Friedrich der Große, mit dem

Bewußtsein der möglichst weit ausgedehnten und unerschütterlichen Fürstengewalt ausgerüstet, jede Regung der Völker, die darauf abzielte, aus anderer Quelle als aus der fürstlichen Einsicht und Machtvollkommenheit sich ihr moralisches und staatliches Bedürfniß zu holen, in Bann that und verfolgte. Die Grundsätze des freien Völker- und Menschenrechts, wie sie die Revolution predigte, konnten absolut monarchischen Naturen, wie Friedrich und Catharina, nicht anders als wie Frevel erscheinen, unter denen die Fürsten und die Völker gleichmäßig litten. Dazu kam, daß der praktische und immer auf die gegebenen Verhältnisse, auf das wirkliche Bedürfniß gerichtete Sinn Catharinens, früher als irgend eine andere Fürstennatur, das Unausführbare und rein Chimärische so vieler philosophischen und moralischen Maximen, die damals allgemeine Geltung fanden, entdecken mußte. Worte, die man sehr oft aus ihrem Munde hörte, waren: „Dies ist sehr gut; allein auf meine kleine Wirthschaft nicht anwendbar.“ Diderot mußte diesen sarkastischen Ausspruch oft als Erwiderung auf seine maaßlosen Verbesserungspläne und populären Philosopheme hinnehmen; an Voltaire schrieb sie Aehnliches. Die Ideen der großen Denker waren demnach die Kost bei ihren geistigen Mahlzeiten, die Confituren und das Eingemachte, das als besondere Delikatesse sie sich vorbehielt.

Auf diese Weise kostete ihr Geist die französische Literatur und sog aus den feinen Essenzen Kraft und Nahrung. Was sie davon zur praktischen Anwendung brauchbar fand, theilte sie willig mit; der Vortheil war oft auf des Volkes Seite. Die aufgeklärten und philosophischen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts bewirkten das Gute, das sie leisteten, nicht dadurch, daß sie als unkluge und unzeitige Missionäre den Saamen einer Lehre verbreiteten, für deren Empfang der Boden noch nicht bereitet war, — Einige freilich waren so unklug — sondern indem sie Aberglauben und Vorurtheile, die finsteren Begleiter der Gewalt im Mittelalter, fern hielten, und einem auf klares Denken, auf persönliche Neigung, auf freie Unterwerfung gegründetes Ansehn der Fürsten die Bahn brachen. Dabei waren aber weder Catharina noch Friedrich willens, selbst den kleinsten Theil ihrer Macht aus den Händen zu geben. Ihr Grundsatz war: je mächtiger, je unumschränkter der Fürst, um desto großartiger, um desto ausgedehnter und kräftiger kann er seine große Aufgabe erfüllen, der Lehrer, der Erzieher, der Beschützer, der Vater seines Volkes zu sein.

Catharina mußte erfahren, was jeder Fürst erfährt, dessen Regierung einen weitgedehnten Zeitraum einnimmt, nämlich den Umschwung der Ideen. Für nichts ist eine fürstliche Constitution empfindlicher, als für eine Ver-

änderung in der Atmosphäre des Jahrhunderts. Sehen wir doch alternde Dichter eine gehässige Kritik üben gegen die spätere Generation auf dem Parnaß, ist nicht jeder Staatsmann und Denker dem Mißbehagen gegen neue Ansichten in seiner Sphäre ausgesetzt, und dürfen wir, vorsichtig urtheilend, dieses Mißbehagen geradezu Ungerechtigkeit nennen? Bei Fürsten muß diese Erscheinung noch auffälliger an den Tag kommen, denn bei ihnen wirkt noch die Ermüdung bei, die sich einer langen und unbeschränkten Ausübung der Gewalt stets lähmend beigesellt. So ist denn wol möglich, daß Catharina im Alter ablehnte, was sie in ihrer Jugend bewunderte; doch verbarg sie äußerlich diese Umwandlung, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau blieben bis zu ihrem Tode ihre Lieblingsschriftsteller.

Die letzten Lebensjahre Catharinens waren mit Plänen, die die Sicherstellung der Macht und des Glückes ihres Hauses bezweckten, erfüllt. Hierhin sind die Vermählungen zu zählen, die auf ihren vorsorgenden Rath die heranwachsenden Enkel und Enkeltöchter schlossen. Der Großfürst Alexander erwählte sich eine Prinzessin von Baden; der Großfürst Constantin schloß den Ehebund mit einer Fürstentochter von Sachsen-Coburg. Für die Großfürstin Alexandrina hatte Catharina mit Gustav III., der für seinen Sohn warb, eine gegenseitige

Zusage gewechselt. Als der König durch das Attentat Ankarström's Thron und Leben verlor, suchte der Herzog von Südermannland, als Vormund des jungen Gustav Adolph diesem Versprechen die Erfüllung zu versagen; allein Catharina wußte ihre näheren Anrechte geltend zu machen, und der junge Fürst kam als Brautwerber nach Petersburg. Dennoch erfolgte die Vermählung nicht. Das Reichsgesetz Schwedens, das keine andere als eine protestantische Königin auf dem Throne duldet, und ein anderes Gesetz Rußlands, das den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses verbietet, die griechische Religion zu verlassen, bewirkten den Bruch der schon geschlossenen Verträge. Catharinens Zorn und Unwille wurde über dies Scheitern eines Lieblingsplans im hohen Grade rege.

Es muß hier noch der völligen Einverleibung Curlands in das russische Reich Erwähnung geschehen. Ohne einen Schwertstreich zu thun und ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, machte Catharina diese Eroberung auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen. Der letzte Herzog von Curland, ein Sohn jenes abscheulichen Biron, der als der Günstling der Kaiserin Anna siebenzigtausend Menschen theils morden, theils grausam hatte verstümmeln lassen, kam nach Petersburg zum Besuch, und verlor, während er den Schauspielen und Festen

im Pallaste der Kaiserin beiwohnte, sein Herzogthum. Seine eigenen Stände erklärten ihm in Petersburg, daß er nicht mehr ihr Herzog sei und daß sie Catharinen sich freiwillig unterworfen hätten. Dies war in der That eine wenig angenehme Art aus Haus und Hof auf die Landstraße gesetzt zu werden. Der Herzog Biron lebte hinfort, ebenso wie Stanislaus August, in Petersburg von einer Pension, die die Kaiserin beiden schwachen Männern, die auf dem Theater der Welt eine demüthigende Rolle gespielt hatten, auszahlen ließ.

Noch bis auf ihre letzten Lebenstage beschäftigte sich Catharina mit dem Plan, die Türken aus Europa völlig verschwinden zu machen, und ein erneuerter Feldzug war im Werk, als der Tod einem so mächtigen Wirken ein Ende setzte. Der 17. November 1796 war der Tag ihres Todes. Sie starb an einem rasch sich wiederholenden Schlaganfall. Der Großfürst Paul, seine Gemahlin, die sämmtlichen Enkelkinder waren bei ihrem Tode gegenwärtig.

Der neue Kaiser verordnete ein prachtvolles Leichenbegängniß seiner Mutter und ließ ihren Sarg zunächst dem Sarge Peter III. in der Festungskirche beisetzen.

Dies war der Beginn, der schimmernde Bogen und das Niederfallen eines Gestirns, das als eines der glänzenden, wo nicht geradezu als das glänzendste

am Himmel des achtzehnten Jahrhunderts geleuchtet hatte!

Was das Aeußere Catharinens betrifft, so war sie nicht von sehr hohem Wuchse, doch ihre majestätische Haltung, ihre sorgfältig gewählte Toilette und Künste, die jede Frau, also auch eine Fürstin anwendet, verdeckten den Mangel der nicht ganz schlanken und nicht ganz vollkommenen Körpergröße. Sie gab ihre Audienzen oft in einer theatralischen Attitude, die Rechte auf eine Säule gestützt. So empfing sie unter Andern den Grafen Ségur. Ihr Auge war von schönem Blau und warf sanfte, gewinnende, aber auch strafende und imponirende Strahlen. Die Festigkeit und Ruhe in ihren Gesichtszügen, wenn Gegenstände von Außen erschreckend oder drohend auf sie eindrangen, war bewundernswürdig. Nie sah man sie erbleichen, nie erbeben, und oft erblickte sie Gefahr und Tod dicht in ihrer Nähe. Diese erhabene Ruhe, dieses immer gleich bleibende heitere und stolze Lächeln imponirte dem rohen Sinn selbst der unbändigsten und gefährlichsten Krieger auf eine Weise, daß sie fast wie ein Wunder wirkten. Die blutige Hand des Mordes wagte sich nicht an ihre Person; unangetastet schritt sie durch die Reihen der Empörung so ruhig, als wandelte sie über hingestreute Blumen. Nie wankte ihr Schritt, nie bedurfte sie einer Stütze. Auch das

treffende und kühne Wort war stets bereit auf ihrer Lippe. Sie hielt Reden vom Altan des Pallastes herab, mit so accentuirter Schärfe und einem so vollendeten Ausdruck, daß die Menge auch nicht die kleinste Sylbe verlor und über Sinn und Meinung der Worte nicht zweifelhaft bleiben konnte. Sie liebte die Pracht, doch war das geschmacklose, steife Kostüm einer russischen Kaiserin, wie die Etikette damals ein solches vorschrieb, ihr nicht angenehm und sie trug französische Hofkleidung; oft mit eigner phantastischer Zuthat. Die Krone trug sie mit einer eigenthümlichen Grazie, selbst als Toilettenschmuck. Ihr Hof mußte ihrem Beispiel folgen, und reiche, aber dabei geschmackvolle Kostüme verdrängten die alten Kleidertrachten. In Moskau, wo ein althergebrachter Krönungsornat nicht zu vermeiden war, fühlte sich Catharina, in ihrem goldbrokatenen Panzer eingeschnürt, oft bis zur Erschöpfung, bis zum Ohnmächtigwerden von der Last ihrer Gewänder gedrückt. Dennoch gab sie, ohne sich zu beklagen, in dieser peinvollen Lage stundenlange Audienzen. Bei Gelegenheit einer Versammlung in Kieff hielt sie einst so lange den schweren Reichsapfel, daß ihr Arm erlahmte und ihre Schulter aufschwoll. In der Krimm bekleidete sie sich mit dem phantastischen Anputz der alten taurischen Beherrscher und litt auch da wieder unsäglich. Wenn sie

sich den Forderungen der Convenienz und der Etikette unterzog, so that sie's, weil sie wußte, daß das russische Volk dies von seinen Herrschern forderte. Aus ebendemselben Grunde ging sie auf einem ihrer Pilgerzüge eine lange Wegstrecke mit nackten Füßen, während ihre Begleitung, weichlicher als sie, zurückblieb, und die Frauen namentlich nicht weiter konnten. Wenn das Volk seine Feste feierte, sah man sie ebenfalls erscheinen, aber dann oft in dem einfachsten Kostüm; einmal sogar als Bäuerin verkleidet, wo sie einer Dorfhochzeit beiwohnte und sich von den Greisen des Dorfes wahrsagen ließ. Bei einem Hoffeste in Peterhoff erschien sie als Hirtin in Gesellschaft der Prinzessin Daschkoff, die Apoll darstellte. Wir haben schon berichtet, daß sie Männerkleidung öfters anlegte, namentlich zu Anfang ihrer Regierung, und daß sie nicht verschmähte sogar im Kostüm eines spanischen Granden, als Ordenscomthur sich ihrem Hofe zu zeigen; in ihren späteren Jahren jedoch behielt sie immer dieselbe mehr einfache als prunkvolle Hoftracht bei, und das gut gemalte Bild in Lebensgröße, das von ihr in einer der Galerien der Eremitage aufgestellt ist, zeigt sie in der Kleidung, die sie stets bei großen Festen anlegte. Dieses Bild ist auch ähnlich, dies behaupten Alle, die die Fürstin gekannt. Der berühmte Lampi hat sie öfters gemalt, doch hat er nur unwahre und schmei-

chelnde Bilder geschaffen. Auf einem derselben ist Catharina halb fliehend, durch Rosengebüsche hineilend, dargestellt im Kostüm einer jungen Nymphe mit Blumen bekränzt, im Hintergrunde sieht man den Park von Zarskoi-Selo, und auf einer Marmorbank ruhen Krone und Scepter. Man fand später, dieses Portrait gleiche nicht der Kaiserin, sondern ihrer Enkelin, der Großfürstin Alexandrina. Ein anderes Bild verschwand bald: es wurde in Moskau gemalt, vielleicht auch von Lampi, und stellte Catharina als Cleopatra dar. Catharina selbst fand einiges Mißfällige daran; der Prinz von Ligne war jedoch von diesem Bilde entzückt, und bat die Kaiserin es ihm zu schenken. Sie gewährte ihm diese Bitte nicht. Man vermuthet, daß ein Genius des Ruhms, der auf diesem Gemälde angebracht war, eine Portraitähnlichkeit der Nachwelt überlieferte, von der die Kaiserin nicht wollte, daß sie bekannt werde.

Catharina liebte nicht Musik, und war nur eine sehr mittelmäßige Kennerin von Gemälden, von denen sie große Sammlungen ankaufte. Ihr Urtheil war durchdringend, klar und scharf, die Phantasie nahm unter ihren Fähigkeiten einen sehr geringen Platz ein; so war es ihr denn auch nicht möglich, für Poesie Ohr und Sinn zu haben. Sie brachte nicht den dürftigsten Vers zu Stande, obgleich sie immer wieder Versuche machte.

Sie hätte gerne wie Friedrich der Große Verse gemacht, wenn auch nur so mittelmäßige, wie er sie machte; allein auch dies wollte nicht gelingen. Ihre kleinen Piecen, die sie fürs Theater in der Eremitage schrieb, waren frostig componirte proverbes; jedes mit einem moralischen Apendix, wo handgreiflich der Nutzen und der Verdienst irgend einer moralischen Handlung oder patriotischen That aufgedeckt wurde. Ihre Geistesrichtung war so vorherrschend kalt und verständig, daß sie mit einer gewissen Wuth Alles verfolgte, was auch nur den Schimmer des Mysteriösen, der Gefühlsinnigkeit und Schwärmerei an sich trug. So raubte sie der Poesie den lieblichen Psycheschleier, hinter dem sich die Schamhafte verbirgt, und der Religion den geheimnißvollen Kultus der Herzen, aus dessen Tiefe wie aus einem dunkeln Brunnen alle großen Geschicke der Welt wie des einzelnen Individuums aufsteigen. Die Folge dieser Ansicht über Religion war, daß Catharina sehr oft als Vorurtheil, Schwärmerei und Aberglauben verfolgte, was etwas ursprünglich Edles, Eigenthümliches, und der religiösen und sittlichen Ueberzeugung Anhaftendes war.

Ihr Lieblingsstudium war Geschichte. Sie faßte frühzeitig den Plan, gleich Friedrich dem Großen, die Thatsachen unter ihrer Regierung einer sorgfältig geordneten Aufzeichnung zu vertrauen. Da sie nicht das

Vertrauen in ihre eigenen literarischen Kräfte hatte, um dieses Vorhaben selbst ins Werk zu richten, sah sie sich nach einem französischen Gelehrten um, der ihr hülfreiche Hand zu bieten im Stande war; sie fand keinen. Mit dem von Diderot ihr vorgeschlagenen gelehrten Akademiker konnte sie sich nicht einigen. Unter den russischen Gelehrten war Derschavin, ihr Sekretair, dem sie Einiges in die Feder dictirte. Wollte sie französisch schreiben, so fand sie Niemand in ihrer Umgebung, der es so gut verstand wie sie selber. Ihre Briefe an Voltaire sind deshalb das Beste, was ihrer Feder entflossen ist; der Styl ist graziös, leicht, voll Geist und durch einen unbeschreiblich reizenden Anflug von Schmeichelei und zugleich Persifflage gewürzt. Voltaire, obgleich ein Meister im Schmeicheln, kommt ihr nicht gleich, wenn es sich darum handelt, ein mit allem Parfum des graziösesten Muthwillens bestreutes Lob zu spenden. Sie scherzt in diesen Briefen ganze Seiten lang mit den zierlichsten Wendungen bald über sich, bald über den stolzen Philosophen, an den sie schreibt. Es ist in der That ein Verlust für die Literatur, daß keine Sammlung dieser Briefe Catharinens veranstaltet worden. Die kürzlich in London erschienenen Denkwürdigkeiten der Prinzessin Daschkoff tragen leider nicht den Stempel der Aechtheit an sich. Gewiß aber ist es, daß im Besitz der Prinzes-

sin eine reiche Brief- und Manuscriptsammlung von der Hand Catharinens sich befand, nur möchte es schwer sein zu ermitteln, wo diese Schätze hingerathen. Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe und merkwürdiges Material zu einer künftigen Geschichte Catharinens war im Besitz des kürzlich verstorbenen Staatsraths Turkénieff.

Im Fache der Gesetzgebung ist «l'instruction pour le code» Catharinens gefeierte Schöpfung, die ihr europäischen Ruhm erworben hat. Das Original-Manuscript wird, von ihrer Hand geschrieben, in der Akademie zu Petersburg aufbewahrt. Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen des russischen Reichs ließ Catharina selbst anfertigen, mit Zusätzen und Noten versehen, wie sie das Bedürfniß gerade dieses oder jenes Theils des immensen Reiches verlangte. In diesem berühmten «code» huldigt Catharina den Maximen Montesquieu's und Beccaria's, aus deren Schriften sie ganze Passagen heranzieht.

Unter ihren sogenannten Dramen, die sie für die russische Bühne in Petersburg schrieb, wollen wir nur Eines näher detailliren: es heißt Oleg und ist ungefähr, was wir im modernen Sinne ein vaterländisches Schauspiel nennen würden, mit pomphaften Decorationen, Aufzügen, Festspielen und ganz incrustirt mit patriotischen Phrasen, die den Nationalsinn und die National-

sympathien verherrlichen. Catharina, die unbeschränkte Beherrscherin ihres Volks, zeigt sich in dieser Composition, die man durchaus kein Dichterwerk nennen kann, als dessen Dienerin und Schmeichlerin. Sie ist bemüht jeden auch noch so geringfügigen Zug aus der alten barbarischen russischen Geschichte aufzulesen, um ihn, rhetorisch aufgeschmückt, ihren Russen als Reizmittel für ihre Nationaleitelkeit vorzuführen. Die Studien, die sie zu diesem Behuf gemacht hat, müssen in der That äußerst umfangreich gewesen sein, und nie dichtete wol ein dramatischer Autor so eifrig auf den Beifall seines Publikums hin, als hier eine große Kaiserin, die sich an ihrem Schreibtisch niederläßt, um die alten Chroniken zu plündern und monstrose Facta zu niedlichen, kleinen Couplets zu verarbeiten. Zu Anfang des Stückes bringt Catharina sogleich siebenhundert Personen auf die Bühne. Man sieht, daß dieser Theaterdichter, der zugleich Theaterintendant, Decorateur und Regisseur ist, über die Mittel, wie er seine Produktionen in Scene zu setzen habe, nicht verlegen zu sein braucht. Oleg ist ein Prinz russischer Abkunft, der den Grundstein zum Bau von Moskau legt. Der zweite Akt, oder vielmehr das zweite Tableau, zeigt Oleg in Kiëff, wo er sein Mündel, den jungen Igor auf den Thron setzt und ihn mit einer tartarischen Prinzessin verheirathet. Die Ceremonien der

alten Hochzeitgebräuche, die Tänze, die Spiele — sind treu nach den Ueberlieferungen wiedergegeben, und es ist der kaiserlichen Dichterin gelungen, so manchen pikanten und sogar muthwilligen Zug fröhlicher Laune bei dieser Gelegenheit ihren Figuren in den Mund zu legen. Im dritten Zeitbilde unternimmt Oleg einen Zug nach Griechenland; man sieht auf der Bühne ihn und sein Heer sich einschiffen. Die Decorationen sind beweglich und zeigen dem Beschauer die nach und nach am Horizont auftauchenden Inseln mit ihren Tempeln, Gärten und Pallästen. Es sind hierbei antike Tänze eingelegt; man sieht Diana erscheinen, umgeben von Nymphen und mit Aktäon ein pas de deux tanzen, wobei eine prachtvolle Mondscheindecoration das Auge erfreut und die Kunst der Maschinerie bewundern läßt. Im vierten Tableau sehen wir Oleg in Konstantinopel und den Kaiser Leo ihm ein prachtvolles Bankett gebend. Bei der Schlußdecoration öffnet sich die Bühne und eine zweite Bühne im Hintergrunde wird sichtbar, auf der einige Scenen aus einem Trauerspiel von Euripides dem versammelten Hofe des byzantinischen Kaisers vorgeführt werden. Wieder Tänze, wieder Spiele, wieder Lobsprüche auf Oleg und die Russen. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie Catharina diese Scene benutzt, um ihre Lieblingspläne als Kaiserin von sich selbst als dramatischer Dich-

terin aussprechen zu lassen. Sie macht nämlich darauf aufmerksam, daß den Russen Konstantinopel gehöre und daß, wenn Oleg es nicht erobere, seine Nachfolger es ohne Zweifel erobern würden. Dieser Wink war sehr deutlich, besonders da man wußte, daß Potemkin an der türkischen Grenze stand, um in Wirklichkeit auszuführen, was seine Gebieterin in Petersburg fürs Erste nur aufs Theater brachte. Eine Armee von sechzigtausend Mann am Ufer des Don klatschte Beifall zu den Tiraden, die auf dem Hoftheater zu Petersburg erklangen.

Dieses dramatische Prunkstück war wahrlich kein Meisterstück, es hatte von dramatischer Kunst und Poesie überhaupt nicht das mindeste Kennzeichen an sich, allein es besaß das große Verdienst, die Russen mit sich selbst zu beschäftigen, es lehrte sie ihr Land, ihre Geschichte, das Haus ihrer Väter, den Pallast ihrer Fürsten ins Auge fassen. Catharina wollte nichts Anderes, und sie erreichte ihren Zweck. Immer mit ihrer großen Aufgabe beschäftigt, nie ihr Ziel aus den Blicken lassend, that und dachte sie Nichts als was Rußlands Wohl, Rußlands Ruhm und somit den ihrigen befördern und festhalten konnte.

Wir bringen zum Schluß noch einige Worte Masson's, der nirgends als ihr Schmeichler erscheint, dessen Buch vielmehr sehr starke Angriffe auf ihre Person und

ihre Regierung enthält, der aber doch sich gedrungen fühlt, wo er von Catharinens Herrschertugenden spricht, ihr ein ruhmvolles Zeugniß zu geben. Er vergleicht sie mit Ludwig XIV. «La générosité de Catherine, l'éclat de son règne, la magnificence de sa cour, ses instituts, ses monumens, ses guerres sont pour la Russie ce que le siècle de Louis XIV. fut pour l'Europe; mais Catherine fut personnellement plus grande que ce prince. Les François firent la gloire de Louis, Catherine fit celle des Russes; elle n'eut pas comme lui l'avantage de régner sur un peuple perfectionné et de naître environnée de grands hommes.» — An einer andern Stelle, wo er von ihrer äußern Erscheinung und ihren persönlichen Eigenschaften spricht, sagt er: «Elle regnoit sur les Russes moins despotiquement que sur elle-même: jamais on la vit ni s'emporter à la colère, ni s'abandonner à la tristesse, ni se livrer à une joie immoderée. Ses caprices, l'humeur, les petitesses n'etoient pour rien dans son caractère et moins encore dans ses actions.» Auch er faßt das Gesammturtheil zusammen in folgenden Ausspruch: «Mais de quel point de vue qu'on voulût l'envisager, elle sera toujours mise en première ligne parmi ceux qui ont captivé l'admiration du monde par leur génie, leur puissance, et surtout leurs succès.» —

Ein Wort Catharinens, das sie einst aussprach, als von ihren Siegen die Rede war, ist merkwürdig; sie sagte: „Es war nöthig, daß ich zu erwerben suchte, was ich nicht mitbrachte. Ich kam arm nach Rußland, — Polen und die Krimm sind meine Mitgift, die ich Rußland hinterlasse.“

Elisabeth Charlotte.

Digitized by Google

Elisabeth Charlotte.

Unter die originellen Frauen, die selbständig dastehen, gleichviel ob das Schicksal sie auf einen Thron berief, oder ihnen in einer Hütte den Platz anwies, gehört recht eigentlich Elisabeth Charlotte, Tochter Carl Ludwigs, Churfürsten von der Pfalz, und Enkelin jenes unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, der im dreißigjährigen Kriege sein Leben verlor.

In dem schönen Heidelberg wurde Elisabeth geboren. Das herrliche Weinjahr 1652 war das ihrer Geburt, und es scheint als hätte der feurige Geist der deutschen Traube seine Glut auch in die Adern dieses deutschen Fürstenkindes gegossen, das inmitten eines frivolen und verdorbenen Hofes mit Beständigkeit und Eifer in Gesinnung und That den Sinn ihrem Volke und ihrer Abstammung treu behielt.

Wer die alte Burg zu Heidelberg gesehen, wer in

dem Schatten der prachtvollen Ahorn und Kastanien, die dem Gemäuer entsprossen, geruht, wessen Blick auf den alten Steinbildern gehaftet, die im stillen Mittag, während die Glut ringsum brennt, in ihren kühlen Mauerblenden Wache halten, oder im Mondschein ihre steinernen Stirnen vom Strahl des bläulichen Lichtes küssen lassen, der hat sich wol denken können, wie die Wiege eines so kraftvollen Kindes hier habe stehen, wie dies das Vaterhaus einer so wunderlichen und eigenthümlichen Frau hat sein können. Die Pfalzgrafen zu Heidelberg sind überhaupt ein Fürstengeschlecht besonderer Art. Das herrliche Neckarthal, in dem sie gehaust, die wilde und romantische Natur, von der sie stets umgeben waren, hat sich in ihrem Thun und Denken, in Gestalt und Rede wiedergespiegelt. Der Reichstag zu Worms, die alten Fürstenversammlungen zu Speier, die Hofburg zu Wien und das Reichskammergericht zu Wetzlar sahen in älterer und neuerer Zeit oft trotzige und eigenthümliche Gestalten vor den Schranken ihrer Tribunale erscheinen, gedrungenen Baues, festen Ganges, gerötheten Antlitzes und von derber Sprache und Sitte; fragte man nach, so waren es die Palatine, die Grafen und Fürsten aus dem Neckarthale. Die Ritter in diesen Gauen machten Deutschland von sich sprechen, und mehr als ein Reichstag beschäftigte sich mit den Händeln

die „die Landschaden von Neckar-Steinach," ein unverbesserliches Raubrittergeschlecht, über die Städte und Gauen brachten. Noch jetzt sind die kleinen Burgen sichtbar, die auf hoher Felsenspitze wie Vogelnester angeheftet, diesen Landfriedenbrechern zum Asyl dienten, von wo aus sie Flüsse und Straßen unsicher machten. Aber diese Ritter, die so wild und unbändig waren, wenn es galt, gegen die Beschlüsse und Verordnungen des Reichsoberhaupts anzukämpfen, oder das Eigenthum der reichen Städter anzugreifen, gaben oft edelsinnig einem verfolgten Manne das Geleit. So sah man Luther durch Heidelberg fliehen, nachdem der stürmische Reichstag zu Worms gegen ihn die Acht erklärt, und einer von derselben Ritterschaar, und noch dazu der verrufenste und gefürchtetste, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, beschützte den flüchtigen Reformator mit Gefahr des eigenen Lebens.

Wer die Kirchen und Klöster dieses Landes geschaut, findet auch in ihnen einen eigenthümlichen Geist ausgesprochen. Es ist als müsse sich die Andacht mit besonderer Vorliebe in die kühle Tiefe dieser Kapellen und Gotteshäuser versenken, vor deren offenen Thüren grüne Waldschatten flüstern. Wenn den Wanderer ein weiter Weg durchs Gebirge geführt hat, so sieht er plötzlich in Thalesenge ein Kirchlein vor sich stehen, aus dem lieb-

licher Gesang schallt, ähnlich wie süßer Duft aus dem Kelch einer stillen Waldblume. Er geht hinein und sieht den Priester am Altar, von wenigen Gruppen Landvolks umgeben, die uralten Gesänge und Lieder vortragen, an denen Geschlecht auf Geschlecht erstarkt und freudigen Muthes voll geworden ist. Sitte und Religion haben sich wenig geändert seit undenklichen Zeiten. Wie Frankreich in seinen Thälern der Provence, in seinem Quell von Vaucluse und dem Thal, in dem Avignon liegt, einen für alle Zeiten poetischen Garten von der Natur selbst angepflanzt erhalten hat, so ist das schöne Neckarthal, der Wolfsbrunnen und die blüthengesegnete Bergstraße der poetische Garten Deutschlands, und immerdar hat man diese heiteren Flußgestade, diese warmen Ebenen, diese Thäler voll Wunder der Schönheit von den Dichtern aller Jahrhunderte durchwandert gesehen. Göthe trug hierher seine Leier, als er ermüdet und gedrückt durch den Staub und die rastlose Geschäftigkeit seiner Vaterstadt, die Frische und die Stille einer schönen Natur aufsuchte. Hier war es, wo er träumend in den alten Ruinen des Schlosses zu Heidelberg die markigen, von flüssiger Poesie durchströmten Gestalten seines „Götz" schuf, wo ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit die Zeit des alten Deutschland aufging, mit dem Tumult seiner Reichstage, dem Siegesgepränge seiner Feste, den Käm-

pfen seiner edlen und freien Männer und dem keuschen Liebreiz seiner Frauen. Hier war es, wo Götz mitsammt seiner Burg, mit seinem Weibe, mit seinem Knappen Georg vor ihm aus dem Boden stieg; hier war es, wo er Weißlingens höfische Falschheit, des Bischofs von Bamberg gelehrten Pedantismus und den wollüstigen Intriguengeist einer Adelheit lebendig seinem Geiste sich vergegenwärtigen fühlte. Und in der That, man kann diesen schönen Boden nicht betreten, ohne dichterische Eingebungen zu empfangen.

Die Pfalz, wie sie nachmals erschien, als die Zeit der Götze vorüber war, zeigte sich zwar nicht in ihrer Natur, wol aber in ihrem äußern Anstrich verändert. Der eitle und prahlerische Hof Carl Theodors rief in diese stillen Thäler, zu diesen ehrwürdigen Stätten alter deutscher Gesittung das ganze schimmernde Gepränge einer Welt, wie sie hier noch nicht geschaut worden. Aus den geöffneten Thüren der Palläste der Fürsten floß ein bunter Strom hervor, eine Schaar koketter Frauen, dicker Abbates, hungriger Spieler, flatternder Tänzerinnen und vornehmer Gauner. Diese neuen Gäste breiteten sich übers ganze Land aus. Während es in dem Saal der neuen Hofburg zu Mannheim vom Getöse der Geigen, vom Klang der Flöten und der Pauken wiederhallte, verirrten sich flüchtige Liebespaare in die

stillen Neckarthäler und trugen in die Schatten dieser keuschen, dämmernden, blüthenwarmen Grotten die Laster und die Melodien des alten Frankreichs. In dem Garten zu Schwetzingen erblühte ein deutsches Versailles, ein deutscher Hirschpark und die ehrwürdige, alte Pfalz wurde gebrannntschatzt und ausgesogen von den entartetsten Kindern des entarteten Jahrhunderts.

Von diesem Wesen verschont, genoß allein die alte Burg zu Heidelberg einer tiefen Ruhe und Stille. Die neue Zeit ging an dieser ehrwürdigen Stätte ohne sie anzutasten vorüber, und daher kommt es, daß wir so glücklich sind, diese schöne Ruine noch völlig mit dem Stempel jenes Jahrhunderts, aus dem unsere Elisabeth Charlotte stammt, geziert zu sehen. Diese arme Prinzessin mußte erleben, daß ihretwegen ihr schönes Vaterland und besonders ihr geliebtes Heidelberg arg verwüstet wurde, und zwar von dem Volke, zu dem sie gezogen war, in dessen Fürstenhaus sie als Mitglied aufgenommen worden. —

Die Geschicke, die Elisabeth in ihrem Vaterhause erlebte, waren keine freudigen. Der Vater lebte in Unfrieden mit der Mutter, von der er sich später scheiden ließ, um die liebenswürdige, sanfte Louise von Degenfeld, die er zu einer Raugräfin von der Pfalz erhob, zu heirathen. Elisabeth wurde, wahrscheinlich um nicht

Zeuge der ärgerlichen Auftritte im väterlichen Hause sein zu dürfen, zu ihrer Tante nach Hannover, jener würdigen Churfürstin Sophie, die eine so bedeutende und versöhnende Rolle in dem zerrütteten Haushalt ihres Stammes übernahm, gesendet. Die Churfürstin nahm sie liebreich auf und flößte dem kindlichen Geiste frühzeitig Liebe und Achtung für Kunst und Wissenschaft ein. Elisabeth wurde keine Gelehrte, sie nahm selbst von der Schulbildung, die man ihr gab, nur ein sehr dürftiges Theil an, allein ihr natürlicher Verstand erhielt durch jene einsichtsvolle Leitung das was ungleich höher zu achten ist, als der Schimmer eines gelehrten Wissens, die Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils über alle Gegenstände des Lebens und des Gedankens; und dieses herrliche, durchweg gesunde Urtheil macht Elisabeth Charlotte gerade zu dem besondern und ausgezeichneten Weibe, das sie ist.

Wir haben bereits aus einem andern Aufsatz in dieser Sammlung gesehen, wie es an dem Hofe von Hannover damals zuging. Eine Schule der guten Sitten war dieser Hof nicht; Elisabeth Charlotte hatte früh Gelegenheit ihr beobachtendes Auge auf Personen und Verhältnisse zu richten, bei denen die Licenz vorherrschte und die Moral zurücktrat. Die ehrliche Pfälzerin nimmt bald soviel Klugheit an, daß sie schweigt,

wo das Reden weder ihr noch Andern Nutzen bringt, aber sie behält nichtsdestoweniger ihre scharf ausgeprägte Ansicht für sich, und da sie schon frühe das Bedürfniß fühlt sich brieflich mitzutheilen, schreibt sie, mit der Tante in einem und demselben Schlosse wohnend, nur einige Zimmer von dieser getrennt, ihr Briefe, und gibt sie einem vertrauten Pagen zur Besorgung ab. Die Churfürstin begünstigt diesen Hang der Nichte mehr als sie sollte, und dadurch wird bei Elisabeth jene Lust an kleinen Heimlichkeiten, an einem unschuldigen Intriguenspiel genährt, das ihr später am französischen Hofe, wo die Intrigue immer gehässig, die Heimlichkeit stets bosartig war, sehr zu ihrem Schaden gereichte. „Aber ich kann es nicht lassen," schreibt sie an ihre Schwester, die Raugräfin Louise, „ich muß meine Gedanken allewege aufs Papier bringen, und ob ich gleich weiß, daß man meine Briefe auf der Post öffnet, so hab ich doch mein Recht geübt und meine Lust gebüßt, daß ich den Leuten die Wahrheit gesagt, und daß sie es selbst haben lesen müssen."

Elisabeth rühmt sich, daß sie in ihrer Jugend stets ehrbar und unangefochten gelebt habe. Es war dies allerdings ehrenwerth, allein das Verdienst dabei nicht sehr groß; denn die Pfälzerin war nichts weniger wie reizend und verlockend. Die Zeit ihrer Blüthe ging an

ihr vorüber, ohne auch nur einen, selbst nicht den dürftigsten Reiz, wie er doch sonst jedem Mädchenfrühling zuertheilt wird, über sie ausgestreut zu haben. „Gott im Himmel! was ist das für ein häßlicher, kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß," schreibt Frau von Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „nie in meinem Leben hab ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut; ich beklage die Hartling (Erzieherin Elisabeths in Hannover), daß sie es mit solch Prinzeßken Tausendschön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine, dicke Trudel lieb hat, und daß die Churfürstin große Stücke auf sie hält. Es soll mich lüsten zu wissen, wer sie heimführen wird? Welcher von den Prinzen? Man sagt der Duc d'Orleans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was schön ist, und wenn eine deutsche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden soll, so ists diese gewiß nicht; eher geht sie nach — ab, wo schon mehr als eine häßliche Krotte zur Heirath gekommen ist."

Trotz dieser Prophezeihung kam Elisabeth doch nach Frankreich. Es war jedoch nicht ihre eigne Wahl. Der Pfalzgraf, ihr Vater, glaubte sein Land durch dieses Ehebündniß gegen Frankreichs Angriffe und Eingriffe sicher zu stellen; er täuschte sich hierin, denn gerade diese Heirath, wie bekannt, gab Ludwig XIV. den Vorwand,

die schöne Pfalz durch seine Kriegsschaaren verwüsten zu lassen. Elisabeth gehorchte dem Befehl des Vaters, bemerkte aber dabei seufzend: „So bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden.“ Sie war neunzehn Jahr alt, da die Vermählung mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwig XIV. statt fand.

Der Freiherr von Pöllnitz, der sie in Paris sah, gibt von ihr folgende Beschreibung: „Sie war sehr gesprächig und redete gut, besonders fand sie ein Vergnügen darin, ihre Muttersprache zu reden, weshalb sie gern deutsche Landsleute um sich sah. Sie schrieb fleißig an die Churfürstin von Hannover und noch viele andere Personen in Deutschland. Es waren dies nicht etwa kurze Briefe, sondern sie füllte oft 20—30 Bogen mit eigner Hand an.“

Diese Briefe dürfen wir also auf keine Weise außer Acht lassen, sie machen einen wesentlichen und unentbehrlichen Theil bei der Biographie dieser Fürstin aus. Man kann gleichsam sagen, ihre Briefe sind ihre Thaten. An dem französischen Hofe zu einer steten Antheilnahmlosigkeit an den politischen Ereignissen verurtheilt, machte sich der Drang der Thätigkeit, der in ihrer starken, energischen Natur vorwaltete, nur in ihren Briefen Luft. Alles was um sie her geschah, beobachtete sie scharf,

sagte nie zu ihrer Umgebung etwas darüber, aber in ihren Briefen ließ sie sich weitläufig über Alles und Jedes aus; ihre Briefe waren ihr Stolz, ihre Arbeit, ihre Erholung; auf ihre Briefe wies sie hin, wenn man ihr den Vorwurf machte, an einem so thätigen, beweg-ten und intriguenvollen Hofe eine unthätige Rolle ge-spielt zu haben. So lange ihre geliebte Tante, die Churfürstin Sophie lebte, waren diese Briefe, die wie Pöllnitz sagt 20—30 Bogen füllten, an diese gerichtet, und wöchentlich, gewöhnlich Montags, wurde ein solcher Monstre-Brief abgesendet; als die Churfürstin starb (1714), ging die schreibselige Feder der lieben Frau zu der Raugräfin Louise und deren Schwester Amalie über. Es waren dies die Töchter von Elisabeths Vater mit dem Fräulein Degenfeld. Dann schrieb sie noch an ihre eigne Tochter, an die vermählte Herzogin von Lothrin-gen, dann an ihre Stieftöchter aus der ersten Ehe ihres Gemahls, an die Königin Marie Louise von Spanien (Gemahlin Carls II.), und an die Herzogin Anna Maria (Gemahlin Victor Amadeus'). Endlich schrieb sie auch an die Prinzessin von Wales, Caroline, geborne Prin-zessin von Anspach, Gemahlin des nachmaligen Königs Georg II. von England (letztere Briefe wurden durch Herrn Praun im deutschen Originaltext unter dem Titel: Anekdoten von dem französischen Hofe, vorzüglich aus

den Zeiten Ludwig XIV. und des Duc Régent, aus Briefen der Madame d'Orleans, Elisabeth Charlotte, herausgegeben: Straßburg 1793). Außer diesen mehr oder minder gesammelten und bekannt gewordenen Briefen sind noch unzählige andere, von deren Existenz man weiß, die aber nicht ans Licht der Oeffentlichkeit haben gezogen werden können; so die Briefe der Prinzessin an den berühmten Philosophen Leibnitz, dem Freunde der Tante Sophie. Der Verlust gerade dieser Briefe ist jedoch, unserer Ansicht nach, nicht so sehr zu beklagen, denn Philosophiren oder überhaupt das Geistreichthum war unserer Elisabeth Sache nicht. Ihr gesunder Verstand, ihr richtiges, scharfes Urtheil übte und erprobte sich an den wirklichen Dingen um sie her, zu den Gebilden der spekulativen Betrachtung, zu einer philosophischen Disciplin durfte sie sich nicht versteigen. Sie hat also wahrscheinlich dem Philosophen nur banale Phrasen geschrieben, so wie jede Prinzeß sie zu schreiben pflegt, die durch ihre Verhältnisse gezwungen ist, an einen berühmten Professor oder großen Gelehrten für ein übersendetes Buch einige Worte zu richten. Ihre Briefe an die Raugräfin Louise sind ohne Zweifel die, in denen sie sich am offensten über den französischen Hof ausspricht, und von diesen gerade ist eine große Sammlung uns erhalten. Es ist unmöglich, aus diesen Briefen den

Ton der rücksichtlosen Derbheit zu verbannen, der sie charakterisirt und der oft zu einem Grade steigt, daß man sich in eine Dorfschenke oder in eine Reitbahn versetzt zu sehen glaubt. Wenn nicht der Zug von Herzensehrlichkeit und trefflicher, reiner Gesinnung und ächter Tugend und Wahrheitliebe immerdar vorherrschte, so würde Einem die gute Prinzeß manchmal recht zuwider werden, denn die plumpe Roheit in Ausdruck und Auffassung geht oft gar zu weit. Wenn man diese Derbheit geradezu immer „deutsch" nennt und sie als „deutsch" lobt, so ist man im Irrthum. Das deutsche Element schließt nicht die Feinheit, die Grazie und den Anstand aus; wir haben deutsche Fürstentöchter gesehen, die die Tugenden, an denen Elisabeth reich war, mit all der Grazie der so mit Recht hochgerühmten französischen Bildung zu vereinen wußten. Man muß also bei Elisabeth nicht rühmen, was nicht zu rühmen ist, und sie ist nicht deutsch, weil sie derb und bisweilen roh ist, sondern sie ist deutsch, weil sie treu in Glauben und Sitte, rechtlich und beharrlich in Gesinnung und That ist, und weil sie jene rührende Heimatliebe im Herzen trägt, die recht eigentlich ein Vorrecht und Kennzeichen deutscher Naturen ist.

Hier zuerst ein Brief, den sie an ihre Halbschwester, an die Raugräfin Amalie Louise, deren Namen sie

abgekürzt „Amelise“ nennt, schreibt, und in dem von ihren Ansichten über religiösen Kultus die Rede ist. Sie spricht hierin derb und geradhinaus über Fragen, die gerade damals, am Anfang des Jahrhunderts die gelehrte und fromme Welt am Hofe des alternden Ludwigs XIV. sehr in Bewegung setzten.

„Ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fischessen nicht vertragen, und bin gar wohl persuadirt, daß man besser Werk thun kann, als seinen Magen verderben mit zu viel Fischessen. — Die Prediger sagen auf den Kanzeln was sie sagen müssen, aber nicht allemal was sie denken oder wissen. Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen, und ich halte es vor eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet, das Himmlische zu verstehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber auch sich nicht viel quälen was Andre thun; ein Jeder hat in dieser Welt seine Plage; Gott allein weiß, warum er Alles so geordnet hat, und wie er Jedem seine Zeit und seine Stunden gesetzt hat: dem ergeb ich mich in Allem. — — Seid Ihr denn so einfältig, liebste Amelise, daß Ihr meint, daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christen Grund ist bei allen christlichen

Religionen derselbe; was den Unterschied anlangt, ist's nur Pfaffen Gezänk, so die ehrlichen Leute nie angeht, aber was uns angeht, ist wohl und christlich zu leben, barmherzig sein, und uns der Charität und Tugend befleißigen. Darauf sollten sich die Herren Prediger befleißigen, dieses den Christen einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie sie verstanden werden; aber das würde der Herren Autorität mindern, darum legen sie sich nur auf dieses, und nicht auf das Vornehmste und Nothwendigste." —

Wir lassen jetzt mehre Briefe, und zwar wie der Zufall sie uns aus der reichen Sammlung (Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676—1722. Herausgegeben von W. Menzel) in die Hand gibt, folgen. Es werden abwechselnd in denselben die Sitten des damaligen französischen Hofes und die innere Einrichtung des Haushalts der Prinzessin, hier und da auch die öffentlichen Angelegenheiten besprochen. Hier zuerst ein Brief, in dem sie ihre tägliche Lebensweise schildert.

„Meint Ihr, liebe Louise, daß ich allezeit in Freuden und Divertissement lebe? Nein, wahrlich. Ich will Euch sagen wie mein Leben ist. Um 9 stehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich, nachdem ich gebetet lese ich drei Kapitel in der Bibel,

eines vom alten Testament, einen Psalm und ein Kapitel im neuen Testament. Hernach kleide ich mich. Bei meinem Aufsetzen kommen viel Mannsleute vom Hof zu mir. Um halb eilf gehe ich wieder in mein Kabinet, lese und schreibe, wenn nicht mehr Leute kommen; kommen mehr Leute, so entretenire ich sie bis um zwölf Uhr, wo ich in die Kirch gehe. Wenn ich wieder komme, so esse ich zu Mittag, nämlich um 1 Uhr, bin ordinari ¾ Stund an Tafel mit großer Langeweile, denn ich finde nichts trauriger als allein essen, und daß Leute um Einen herumstehen und sehen Einem ins Maul. Ob ich schon 43 Jahr hier bin, kann ich mich doch an dies elende Essen nicht gewöhnen. Nach dem Essen gehe ich in mein Kabinet, ruhe ein halb Stündchen aus, hernach lese oder schreibe ich bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends legen die Damen ihre Visiten ab, nachmittags kommen meine Damen und spielen bis um 9 Uhr ein hombre oder berlan, ganz nahe bei meiner Tafel, dem sehe ich etlichemal zu, etlichemal kommt Mad. d'Orleans um 9, auch etlichemal die Duchesse de Berry. Nach ¾ auf 10 kommt mein Sohn, dann gehen wir miteinander zu des Königs Nachtessen, stellen uns an unsern Platz an der Tafel, bis der König kommt. Etlichemal kommt er nicht vor halb 11, da stehen wir denn, oder sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Nach dem

Essen geht man in des Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunser lang stehen, hernach macht der König ein reverentz und geht in sein Kabinet, und wir folgen ihm; ich aber nur seitdem der letzte Dauphin todt, da spricht der König, um halb 12 gibt er uns den Abschied, und ein Jedes geht in seine Kammer. Ich gehe zu Bett, aber Mad. la Duchesse fängt alsdann erst ihr Spiel an, welches die ganze Nacht durch währet bis an den Tag. In den Zeiten, wo man Komödie hat, geh ich um 7 hinunter, und nach der Komödie zu des Königs Nachtessen. Jagt man, so stehe ich um 8 auf und um 11 Uhr in die Kirch, esse um halb 12, um 1 geht man auf die Jagd; nach der Jagd ziehe ich mich wieder an, das währet ein Stündchen, hernach schreibe ich; denn alle Woche habe ich noch zu schreiben, Sonntag, Dienstag und Freitag an meine Tochter, Montag an die Königin von Spanien und Sicilien, Mittwoch an die Herzogin von Hannover. — Wir werden einander wol nicht wieder sehen als in jener Welt, im Thale Josaphat. Was will man thun, man muß sich wol in den Willen Gottes ergeben. Das Hofleben macht die Menschen besser kennen, und wenn man sie besser kennt, hat man mehr Abscheu vor ihnen als Liebe, denn man wird alle Falschheit und Bosheit gewahr, das verleidet alle Lust, und macht die Einsamkeit lieber."

„Herzallerliebste Louise — von Fontainebleau will ich nichts mehr sagen, das ist nun vorbei, allein es ist gewiß, daß ich es vor den angenehmsten Ort von ganz Frankreich halte, und was mir noch daran gefällt, daß er ganz teutsch aussieht. Ich bin auch gar wohl logirt, habe eine raisonnable salle des gardes, eine antichambre, so groß genug ist um drinnen zu essen, eine große Schlafkammer, auch eine kleine mit einem Alkove, worin ich schlief als Monsieur, seliger, noch lebte, und schön Kabinet, wo es im heißen Sommer nie heiß ist, eine kleine Garderobe wo mein, mit Verlaub, Nachtstuhl ist, das hat ein degagement auf den Balkon und Graben. Hernach hab ich noch bei meiner Kammer zwei andere Kabinette, die leihe ich meiner dame datour, Mad. de Chastautier, denn sie ist so abscheulich hoch logirt, daß es gar zu ungemächlich für sie wäre, so oft des Tages auf und abzusteigen. Durch die Fenster in meiner Kammer kann ich Alles sehen, was in dem Hof, so man la Cour de Loval heißt, passiret, und im Kabinet sehe ich Alles, was im Vorhof, so man la Cour des cuisines heißt, vorgeht, und auch im Hof de la conciergerie, wo gar viele Leute logiren; also kann Einem dort die Zeit keinen Augenblick lang fallen. — Vergangenen Freitag ist mir eine possirliche avanture begegnet, so ich Euch doch erzählen muß. Wie wir au rendezvous kommen,

wurde mir abscheulich noth zu p—; ich ließ mich ganz an's andere Eck vom Walde führen, und steige hinter einer der Hecken ab, aber seht wie der Teufel sein Spiel treibt, ich hatte noch nicht sobald angefangen zu p—, so schickt er den Hirsch gerade wo ich war. Da wurde mir so bang, daß die ganze Jagd folgen würde, daß ich geschwind wieder zu der Calesch eilen wollte, allein ein Brombeerstrauch wickelte sich um meinen Fuß und ich platsch hin wie eine Krotte, that mir aber kein Wehe, denn es sind so viele Blätter im Holz, daß man darein wie in ein Federbette fällt. Ich mußte aber um Hülfe rufen, denn ich war so eingewickelt, daß ich nicht allein aufstehen konnte; dann blieb ich bei der Jagd, die noch zwei Stunden dauerte, und gar schön war."

(Marly d. 11. Octr. 1714.)

— „Mittwoch hab ich einen solchen abscheulichen Schrecken gehabt, daß ich noch nicht davon ersetzt bin. Wie ich nach dem Essen in mein Kabinet saß, kam ein Kammerdiener von meinem Sohne dahergelaufen, ist bleich wie ein Tod und ruft: « ah madame, monsieur se trouve si mal qu'il vient d'evanouir sans cognaissance! » Ihr könnt leicht denken, liebe Louise, welch einen abscheulichen Schrecken mir dieses verursacht; ich sprang auf, lief an die steig, wie ich an die steig kam, zittere ich so erschrecklich, daß ich nicht steigen konnte, mußte

porteur erwarten, um mich hinauf tragen zu lassen. Ich war so bleich und alterirt, daß meine Damen meinten, ich würde auch ohnmächtig werden. Was mich so sehr erschreckt hatte war, daß mein Sohn, wie er nur vier Jahr alt war, hatte er einen formellen Schlagfluß gehabt, und wie nun nichts gemeiner ist als Schlagfluß, so hab ich gemeint meinen Sohn todt zu finden. Wie ich in die Kammer kam, sah ich ihm gleich ins Gesicht; er lachte, sahe nicht übel aus, ich sahe übler aus als mein Sohn. Er hatte nichts überzwergs an den Augen, noch den Mund schief, auch die Zunge nicht schwer, redete so nett als ordinairie, daß erweiset wohl, daß es, Gott sei Dank, nur eine Ohnmacht gewesen, welche daher kommen, daß er mit einem abscheulichen Husten und Schnuppen bei seiner Tochter wie ein Wolf gefressen und noch mehr gesoffen, wie es leider immer dort hergeht, darauf ist er gleich in sein Kammer und hat sich bei einem groß Feuer in eine gar warme Kammer gesetzt und ist gleich entschlafen; wie er aber wieder wacker geworden, hat er sich übel befunden, (wie leicht zu glauben,) und ist ohnmächtig geworden."

(Versaille d. 2. December 1714.)

— „Ich bin noch dazu (wie man in der lieben Pfalz sagt) heute gritlich wie eine Wandlaus, und hab es auch recht Ursach, aber ich kann nicht alles sagen. Nur ein

Eschantillon, nämlich, daß der König der Prinzeß des Ursin, die recht strafwürdig ist, meinen Sohn für einen Vergifter zu passiren machen, die recompensirt man und gibt ihr vierzigtausend Franken Pension, die andern zwei Ursachen, die mich so gritlich machen seind nicht besser als diese. Solche Ungerechtigkeiten machen Einem das Leben satt, man muß dazu stillschweigen, und darf nichts sagen." —

(Versaille d. 19. April 1715.)

— „Könnt Ihr Euch, liebe Louise, verwundern, daß ich etlichemal Ursach habe unlustig zu sein, nachdem Ihr meinen großen Brief gelesen, den ich an ma tante Selige unsre liebe Churfürstin durch Monsieur de Werseben geschrieben hatte. Der alte Groll wird nur mit dem Leben enden, und Alles was die Zott*) nur wird erdenken können mir bös office zu leisten, und mich zu chagriniren, das wird sie thun. Es findet sich eine neue Ursach, nämlich weil ich ihre Herzensfreundin, die die jetzige Königin in Spanien weggejagt hatte, nicht habe sehen wollen; die Ursach warum ich dies Weib nicht habe sehen wollen ist, daß mein Sohn mich darum gebeten, denn sie ist seine ärgste Feindin, und hat ihn wollen öffentlich vor einen Vergifter passiren machen.

*) Die Maintenon.

Mein Sohn hat sich nicht contentirt seine Unschuld zu beweisen, sondern er hat alle informationen ins Parlament tragen lassen, daß sie da mögen verwahret werden. Das kann die Andre mir nicht verzeihen, daß ich solch ein Weib nicht sehen will, aber wie das teutsche Sprichwort sagt: Gleich und Gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zum Kohlenbrenner. Ich muß mich auf alles Böse gefaßt machen und Geduld nehmen. Mein Sohn, so mich in dies Labirint geführt, führt mich nicht heraus, aus Furcht seine Tochter in Ungnade bei der dame zu bringen, aber hiermit genug von diesen verdrießlichen Sachen. Es ist ein Elend, wenn die Leute mit welchen man muß zu thun haben, keine raison wollen annehmen. Wenn man durch Trübsal selig wird, habe ich an meiner Seligkeit gar nicht zu zweifeln, denn deren hab ich hier im Lande viel mehr ausgestanden als Lust und Freuden, das weiß Gott! Wenn es ein Zeichen ist, daß man von Gott geliebt ist, wenn man der Welt überdrüssig ist, so hat mich Gott, der Allmächtige, gewiß sehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein als ichs bin." —

(Versaille d. 10. Mai 1715.)

— „Wir sind diesen Nachmittag lang in der Kirch gewesen, weil es heute Himmelfahrtstag ist. Mein Gott, wie gehn die Zeiten vorbei: vor zweiundfunfzig Jahren

war ich den Himmelfahrtstag in Cleve auf meiner Rückreise in die liebe Pfalz. Aber an diese glücklichen Zeiten will ich nicht mehr denken. Seid versichert, liebe Louise, daß, wenn es mir möglich ist, fehle ich nicht Euch lange Briefe zu schreiben, aber das mögt Ihr mir wol keinen Dank wissen, denn ich thue es gar gern. Ach liebe Louise, ich habe ja schier Niemand mehr als Euch, so sich in ganz Teutschland für mich interessirt; alles ist mir ja leider abgestorben. Wenn ich's betrachte, finde ich mich oft als wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Ich bin Euch sehr verobligirt zu wünschen, daß Alles nach meinem Wunsche gehen möge, aber liebe Louise, das kann von Ausländern uns Fremden hier nie geschehen; muß nur das noch sagen, daß man es hier für eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben; die es thun, sagt man, sind bürgerlich." —

(Marly d. 30. Mai 1715.)

— „Man führte zwei neue Prinzen, zu Paris angekommen bei mir ein, ein Fürst von Anhalt, und einer von Ostfriesland, welche, die Wahrheit zu bekennen, zwei so häßliche Schatzer sein, als ich in meinem Leben gesehen habe. Der Erste ist dürr wie ein Holz, hat eine ganz weiße crepirte peruque und feuerrothe Augen und voll Kinderblattermäler, eine Naht an der andern. Er ist so mager, daß er krumm gebogen ist, und hat

ein abscheulich Maul und gar wüste Zähne; der von Ostfriesland ist dick, den Kopf in den Achseln, und das ganze Gesicht in Fett versunken, die Nas' dick und platt — Summa sie sein beide gar häßlich." —

— „Ich hatte eine von meines Sohnes Töchtern mit mir genommen, die ihr Leben keine Jagd gesehen. Es war die Dritte von den Lebendigen, denn die Erste ist längst todt, sie hat keine drei Jahr gelebt. Man heißt diese Mademoiselle de Valois; es ist ein Mädchen von vierzehn Jahren. Wie sie noch ein Kind war, meinte ich sie würde recht schön werden, aber ich bin sehr in meiner Hoffnung betrogen; es ist ihr eine große Habichtsnas' kommen, die hat alles verderbt. Sie hatte das artigste Näschen von der Welt, so ändern sich die Kinder; ich rathe aber wohl was der Grund ist, man hat ihr erlaubt Schnupftabak zu nehmen, das hat ihr die Nas' so wachsen machen. Hätte man mir geglaubt, so hätte man keines der Kinder ins Kloster gesteckt, aber ihre Frau Mutter denkt anders als ich. Die Zweite will mit aller Gewalt eine Nonne werden; das verdrießt mich und erfreut die Mutter, aber nur Geduld, ich bin gewiß, es wird ihnen Allen gereuen, so zu diesem Handel geholfen haben. Ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen, denn ich habe mein Bestes gethan die Sache zu wehren. Zu diesem Allem wäre noch viel zu sagen,

aber es sein keine Sachen, so der post zu vertrauen sind. — Die Gräfin von Wartenberg ist noch zu Paris, und führt ein toll Leben. Ich habe sie nie gesehen, sie kommt nicht mehr an den Hof. Sie hat sich mit einem jungen Minkwitz, einem Sachsen, versprochen, der hat ihr alle ihre Juwelen gestohlen und ist damit durchgegangen. Sie hat darüber geklagt, und hat ihn wieder aus Flandern holen lassen; er hat ihr aber einen offenen Brief geschrieben, worin steht, daß, was er gethan, für keinen Diebstahl passiren könne, weil er erstlich mit ihr versprochen, zum andern hätte sie einen Polen wol fünfzigtausend Francs versprochen, weil er nur einmal die Franzosen von ihr bekommen, nun sei es gewiß, daß es ihm zweimal geschehen, also müßte er jawol doppelt bezahlt werden. Der Kavalier ist losgesprochen worden mit dem Beding, daß er die Juwelen wieder geben sollte; das hat er gethan, und sie hat die Unkosten bezählen müssen. Keine ehrliche Dame sieht sie mehr: ein schändlicher Leben kann man nicht führen als sie führt, wird von Aller Welt verachtet und verlacht." —

(Marly 1715.)

— „Meines Sohnes Gemahlin hat einen grauen Papagei, der lernt Alles was er hört, und macht alle Menschen nach. Er weiß alle Namen von die Kammerdiener und Kammerknecht, und ruft sie so perfekt wie

ihre Herzogin. Letztemal saß er an einem Orte wo Arbeitsleute beschäftigt waren, die etlichemal nicht gar sauber reden; wie die Herzogin zu ihm kam sagte er: «Madame baise mon cul!» Ihr könnt leicht denken, welch ein Gelächter dies gab. Ich hab auch zwei Papageien, sie seind grün. Einer haßt mich wie der Teufel, kann alle Menschen leiden, mich ausgenommen, und der Andre hat mich allein lieb, und beißt alle Menschen." —

— „Meine Schwiegertochter ist gar nicht meines Humors. Sie will, daß alle ihre Töchter Nonnen werden; sie ist nicht so einfältig, daß sie meint, daß das ihre Töchter eher in den Himmel brächte, es ist nur pure Faulheit, denn sie ist das faulste Mensch von der Welt. Sie fürchtet, wenn sie ihre Töchter bei sich hat, müßte sie für ihre Erziehung sorgen, und die Mühe mag sie sich nicht geben; sie hat dies mir selbst gestanden. — Nichts in der Welt ekelt mich mehr an als der Schnupftabak; er macht häßliche Nasen und durch die Nas' reden, und abscheulich stinken. Ich habe Leute hier gesehen, so den süßesten Athem von der Welt hatten, und nachdem sie sich dem Tabak ergeben, seind sie in sechs Monden stinkend geworden wie die Böcke. Ich finde nichts häßlicher als Tabak nehmen und die Nase zu haben, als wenn sie, mit Verlaub, in Dreck gefallen wäre. —

Ich habe lange nichts von der Gräfin von Wartenberg gehört, aber man meint, daß es nicht richtig mit ihr und ihrem Sohne gehe. Es ist schon ein Junge über funfzehn Jahren, und sie will nicht leiden, daß er anderswo als in ihrem Bette schlafen soll. Man hat sie gewarnt, daß die Leute übel davon reden, aber sie fragt nichts darnach. — Ich weiß Eurem Herrn Schwager recht Dank, daß er noch so gut teutsch ist. Ich kann nicht leiden, wenn die Teutschen anders als teutsch sein wollen, und ihre Nation verachten. Die so sein, taugen ordinari nicht ein Haar. — Wenn Ihr wüßtet, liebe Louise, wie Alles hier ist, Ihr würdet es Euch kein Wunder nehmen, daß ich so einsam lebe. Ich kann und mag nicht spielen, und wer nicht spielt zu dem kommt man nicht gern. Conversation ist gar keine Mode mehr. Alle Menschen sind so scheu und fürchten sich so sehr zu reden, daß Eines den Andern scheut. Ich bin nicht in dem Alter mit jungen Bursch herumzuspringen. Was Leute von meinem Alter seind bei der allmächtigen Damen, (die Maintenon) deren Favoritin ich gar nicht bin, und so muß ich jawol allein bleiben, liebe es, und gebe mir keine Mühe, denn die Gesellschaften seind mir eher verdrießlich als angenehm. Wenn man nicht offenherzig reden kann, und nur vom Wetter oder vom Spielen, oder von Kleidern, das werde ich gleich müde: bin viel

lieber allein. Mit Intriguen kann und will ich nichts zu thun haben." —

(Versaille 1715.)

— „Herzallerliebste Louise, ob ich zwar in einer solchen abscheulichen Betrübniß bin, daß ich nicht weiß was ich thue oder rede, so will ich doch auf Euer liebes Schreiben antworten, muß aber vorher sagen, daß wir gestern das betrübte und touchante spectacle gesehen haben, so man sein Leben sehen wird, nämlich unser lieber König, nachdem er sich zum Tode bereitet, und wie es hier der Brauch ist, seine letzten Sacramenten empfangen, vorgestern um 8 Uhr Abends, und Alles ordiniret wie er es nach seinem Tode will gehalten haben, hat den jungen Dauphin holen lassen, ihm seinen Segen gegeben und zugesprochen; hernach hat er die Duchesse de Berry, mich und alle seine anderen Töchter und Enkel kommen lassen. Er hat mir mit solchen tendren Worten adieu gesagt, daß ich mich noch selbst verwundere, wie ich nicht stracks ohnmächtig worden bin. Er hat mich versichert, daß er mich allezeit geliebt habe, und zwar mehr als ich selber gemeint, daß es ihm leid sei, wenn er mir jemals chagrin gegeben. Er bäte, ich solle mich seiner doch einigemal erinnern, welches er glaubte, daß ich's thun werde, weil er persuadirt sei, daß ich ihn allezeit lieb gehabt. Ich warf mich auf die Knien,

nahm seine Hand und küßte sie. Er ambrasirte mich. Hernach sprach er zu den Andern; er sagte, er recommandire ihnen die Einigkeit; ich meinte er sagte es zu mir, und sagte, daß ich Se. Maj. in diesem und all meinem Leben gehorsamen würde, er drehete sich um, lächelte und sagte: ich sage dies nicht Euch, ich weiß, daß Ihr's nicht von nöthen habt und viel zu raisonnable dazu seid, ich sage es zu den anderen Prinzessinnen. Meinem Sohn hat er Alles anbefohlen, und ihn zum Regenten gemacht mit solcher tendresse, daß es durch die Seele dringt." —

(Versaille d. 27. August 1715.)

— „Ach liebe Louise, mich wundert nicht, daß Euch unsers guten Königs Tod zu Herzen gegangen. Was ich Euch davon geschrieben, ist nicht zu vergleichen mit dem, was wir leider gehört und gesehen haben. Der König war von sich selber gut und gerecht, allein das alte Weib hatte es ihm eingeprägt, daß es Niemand gut mit ihm meint als sie und seine Minister, so daß er Niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern getrauet, und wie der gute König nicht gelehrt war, also hat der Jesuit und das alte Weib in geistlichen Sachen, und die Minister in weltlichen Sachen dem König alles weiß gemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistentheils der alten Zott Creaturen

Also kann ich mit Wahrheit sagen, daß Alles was Böses geschehen, nicht vom König kommen. Man hat ihm weiß gemacht seine Seligkeit bestehe darauf, und Ihr wißt, liebste Louise, wenn man hiervon persuadirt ist, ist man nicht zu abussiren. — Mein Sohn hat wol andre Sachen zu thun, als an meine Lust und an mein Vergnügen zu gedenken. Er hat's wol vonnöthen, daß man Gott fleißig für ihn bittet; mich deucht er ist sehr resolviret des Königs letzter ordre zu folgen, und friedlich mit seinen Nachbarn zu leben. Ich glaube, daß wenn es allein bei meinem Sohne stände, daß er gerne allen Bedrängten beistehen wollte, aber viel Sachen werden nicht durchaus bei ihm stehen, und um zu zeigen, daß er nicht alles aus seiner eignen fantaisie regieren will, so hat er schon unterschiedliche Räthe gestiftet, einen für die Staatssachen, einen Rath für die geistlichen Sachen, einen für die fremden affairen, einen für Kriegssachen; also kann er nichts thun als was hierin beschlossen wird werden, und es wird schwer zu glauben sein, daß der geistliche Rath, so in Pfaffen bestehen wird, favorable für die Refugirten sein wird. Ich habe mir vorgesetzt, mich in nichts in der Welt zu mischen. Frankreich ist gar zu lange leider (unter uns geredet!) durch Weiber regiert worden, ich will nicht Ursach sein, was mich anlangt, daß man dasselbe von meinem Sohn sagen

mag. Ich will das gute exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen sich von keinem Weibe, welches es auch sein mag, regieren zu lassen.“ —

— „Wenn Ihr alle Partikularitäten von meinem Leben wissen solltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht lustig bin, sondern vielmehr wie ich nicht trauriger bin als ich bin. Ich denke oft an das Lutherische Lied, und singe es manchmal:

Soll's ja so sein
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müssen;
So fahre fort,
Und schone dort —
Und laß mich hier wohl büßen.“ —

(Paris d. 15. Octbr. 1715.)

— „Gestern hat mir eine Straßburger Frau eine Schüssel mit Sauerkraut und Speck gegeben und eine Ente drin. Es war nicht schlimm, aber das Kraut war französisch Kraut, welches bei weitem nicht so gut ist als unser teutsch Kraut, hat wenig Geschmack, und ist auch gröber geschnitten, denn man hat hier nicht die Messer, mit denen man es herein schneiden soll. — Die histoire von der dame, die einen Schiffmann geheurathet, ist possirlich, und gemahnt mich an eine, so diesen Sommer vorgegangen. Eine Dame, so Madame de Rosière

heißt, wollte ein Fräulein besuchen, das in der Nachbarschaft wohnt und vom Haus Choiseul war. Man sagt, sie solle hinauf in ihre Kammer gehn, wie sie in die Kammer kommt, findet sie Mademoiselle de Choiseul im Bett mit ihrem Gärtner, der grand Colas heißt. Madame de Rosière erschrickt und sagt: «ah bon Dieu Mademoiselle qu'est ce que mon jardinier fait dans votre lit?» Mademoiselle de Choiseul antwortet, er wäre in ihrem Bette weil er ihr Mann wäre, und sie hätte ihn aus recognaissance geheirathet, weil sie etliche Tage vorher ins Wasser gefallen wäre, und grand Colas allein wäre ihr zu Hülfe gekommen und hätte ihr das Leben gerettet, also hätte sie nicht gewußt wie sie ihm Erkenntlichkeit erweisen sollte, als ihn zu heirathen, welches sie gegen aller ihrer Verwandten Wissen und Willen gethan. Sie hatte ihn durch den Herzog von Lothringen anobilisiren lassen; das ist nicht angegangen, sie hat es darauf bei dem Könige ersucht, das hat auch gefehlt, also ist sie «fière mademoiselle de Choiseul, dame grand Colas» geblieben. — Herr Leibnitz, dem ich etlichemal schreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutsch schreibe; das tröstet mich recht, denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergessen sollte." —

— „Der Graf von Nassau hat zwanzigtausend Francs verspielt mit etlichen Damen hier; ich glaub sie

haben ihn ein wenig beschissen, mit Verlaub, denn sie haben die Reputation wohl spielen zu können.“ —

— „Madame de Bery ißt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich daß sie recht essen könnte, sie liegt im Bett und frißt einen Haufen Käsekuchen allerhand Gattung, steht nie vor zwölf auf, um zwei geht sie an Tafel, ißt wenig, um drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt; um vier bringt man ihr allerhand zu fressen, Salat, Käsekuchen, Obst; Abends um zehn geht sie zum Nachtessen, frißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht sie zu Bett. Um zu verdauen trinkt sie den stärksten Brandwein. — Alle junge Leute, Manns- und Weibspersonen führen ein toll Leben in Frankreich; je unordentlicher, je besser. Das soll artig sein, ich kanns aber gar nicht finden. Sie folgen meinem Exempel nicht, regulirte Stunden zu halten, und ich werde gewiß ihrem Exempel nicht folgen; kommt mir säuisch und wie Schweine vor.“ —

(St. Clou d. 18. Decbr. 1717.)

Den Auszug aus den Briefen, den wir noch um Vieles vermehren könnten, denn die Sammlung, aus der wir zunächst geschöpft, weil diese Briefe die unzweifelhaft ächtesten sind (sie stammen aus dem v. Degenfeld'schen Familienarchiv), ist sehr reichhaltig, wollen wir hiermit dennoch beschließen, indem schon, unserer Ansicht

nach, genug gegeben worden, um den Styl und die eigenthümliche Auffassungsart im Verkehr mit Personen und herrschenden Meinungen der Briefstellerin darzulegen. Was wir jetzt hinzusetzen wollen, ist zwar ebenfalls Briefen und Memoiren, theils der Prinzessin, theils ihrer Zeitgenossen entlehnt, nur in Kürze zusammengezogen, um ein prägnanteres Bild dem Beschauer zu geben.

Als Elisabeth an den Hof kam, fand sie einen Gemahl, der sie gar nicht mochte und Alles that um sie zu bewegen wieder gutwillig zurückzugehen dahin von wo sie gekommen war; allein Elisabeth war nicht die Person, die sich heimschicken ließ. War sie einmal gekommen, so wollte sie bleiben, war sie einmal die ehelich angetraute Frau eines Mannes, so wollte sie ihm treu und ergeben zur Seite stehen. Ludwig XIV. Bruder muß ein Mann von höchst widrigen Eigenschaften gewesen sein. Der König war groß von Wuchs, majestätisch und zugleich anmuthig in Haltung und Geberde, Monsieur war klein, beweglich, hatte schwarzes Haar, dunkle Augen, eine große, gebogene Nase und häßliche Zähne, dabei zeigte er die Manieren einer Frau, er beschäftigte sich mit Stickereien, ordnete den Putz seiner Hofdamen und liebte weder die Jagd noch hatte er irgend eine andere männliche Passion. Die einzige Stütze, aber diese auch freilich eine sehr kräftige, fand Elisabeth

an dem König selbst, der sich ihrer annahm, und ihre erste Präsentation beim versammelten Hofe gleichsam leitete. Er blieb ihr zur Seite als sie im cercle Platz nahm, und berührte sie jedesmal leise in die Seite um ihr ein Zeichen zu geben, daß sie aufstehen solle, indem ein Prinz oder eine Prinzessin von Geblüt in den Saal trat. Elisabeth wußte sich auch besser in die Launen des Königs als in die ihres Gemahls zu schicken; sie fand dort mehr, was mit ihrer eignen Natur sympathisirte; so zum Beispiel das Vergnügen der Jagd, das sie leidenschaftlich liebte, und wo sie, um den König und sich selbst gefällig zu sein, ganze Tage lang im Gehölz zu Marly oder St. Cloud die großen Jagden, zu Pferde sitzend, mitmachte. Bei Tafel sprach der König oft nur allein mit ihr, und sie wußte ihn immer zu lachen zu machen durch ihre derben und originellen Antworten. Die anderen Prinzessinnen saßen stumm da, entweder aus Respekt, oder aus Trägheit, oder aus Mangel an lebhaftem, geselligem Geiste, nichts sprechend. Die königliche Familientafel war deshalb, wenn Elisabeth einmal zufällig wegblieb, sehr langweilig. Aber Elisabeth fehlte selten; sie war immer gesund; wenn die anderen Prinzessinnen des königlichen Hauses an tausend kleinen Uebeln, theils eingebildeten, theils wirklichen, litten, so war die derbe, deutsche Frau immer bei der

Hand, immer gleich heiter, scherzhaft und guter Laune. Man sieht aus den Briefen, welch eine Menge äußerst derber Anekdoten und muthwilliger Geschichtchen sie immer bereit hielt, und da sie zugleich von Herzen gutmüthig war und Niemand verleumdete und anschwärzte, so mochte der König gewiß gerne sie hören, und zog sie oft auch sogar zu Rath, wenn wieder einmal ein Zank im Hause ausbrach, und die tollen Weiber, die sich immer Eine die Andere beim König verklagten, gar nicht mehr zu bändigen waren.

Diese derbe und immer gleiche, aufrichtige, heitere und gesunde Sinnesart war den beiden Frauen, die das Scepter der Intrigue am Hofe in Händen hielten, äußerst zuwider, und hierin ist der Grund zu suchen, weshalb weder die Montespan noch die Maintenon sich mit Elisabeth vertragen konnten. Letztere wurde ihre declarirte Feindin, und that ihr alles nur ersinnliche Leid an. Es ist grausenvoll zu sehen, wie weit der Haß dieser Frau ging. Elisabeth hatte anfangs auch auf ihre gewohnte treuherzige Weise sich das Wohlwollen der Maintenon zu erwerben gesucht, da es ihr aber nicht gelingen wollte, war sie ehrlich genug kein Gefühl zu heucheln, das sie nicht wirklich hegte, und sie nannte die Maintenon in allen ihren Briefen hinfort nur immer „die alte Zott" oder „die Hexe" oder „das alte Weib." Spä-

ter, als Elisabeths Sohn Regent wurde, sprengte die Maintenon aus, er habe den Dauphin, die Dauphine vergiften lassen, und gehe damit um den Knaben Ludwig XV. bei Seite zu schaffen. Eine so empörende Verleumdung mußte wol das Herz einer Mutter auf das empfindlichste kränken und ihr Gefühle der Rache und des Hasses einflößen. Dennoch überwand sie sich und besuchte gleich nach dem Tode Ludwig XIV. die Maintenon, die, von aller Welt verlassen, sich nach St. Cyr zurückgezogen hatte. Als Elisabeth erschien, rief ihr die einst so Allgewaltige in herrschsüchtigem Tone zu: «Madame, que venez vous faire ici?» «Je viens, entgegnet ihr Elisabeth, mêler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je regrette tant, a le plus aimé. C'est Vous, Madame.» Die Maintenon rief: «Oh pour cela ouï, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimoit bien aussi!» Elisabeth erwiderte mit Stolz und Ruhe: «Il m'a fait l'honneur de me dire qu'il conservait toujours de l'amitié pour moi, quoiqu'on avait fait tout ce qu'on avait pû pour m'en faire haïe.» Ich habe, setzt sie in ihrem Briefe bei dieser Stelle hinzu, hiermit nur zeigen wollen, daß ich Alles wohl weiß, aber doch, weil ich eine Christin bin, meinen Feinden vergeben könne.

Den größten Kummer mußte es, wenn man Obiges

bedenkt, der armen Mutter machen, daß ihr einziger Sohn sich mit der unehelichen Tochter des Königs, die ihm die Montespan geboren, verlobte, und zwar auf Antrieb der Maintenon, die, um selbst sich in ihrer Stellung zu behaupten, es angemessen fand, die legitimen Abkömmlinge des königlichen Hauses mit dessen illegitimen zu verbinden. Es gelang ihr dies so wohl, daß sie den Sohn der Montespan, den Herzog du Maine, mit einer Prinzessin von Geblüt verheirathete, während sie die Schwester dieses Prinzen Elisabeths Sohne aufzwang. Die deutsche, ehrliche Frau war so erzürnt darüber, daß sie gegen diese Hofintrigue nicht siegreich durchdrang, daß sie sogar ihrem Sohne, um ihn zu zwingen von der Heirath abzustehen, Ohrfeigen gab (wie sie in einem Briefe an die Prinzessin v. Wallis meldete). Dennoch bestimmte der König, daß die Heirath geschlossen werde, und sie wurde geschlossen. Von diesem Augenblick an war Elisabeths Leben am französischen Hofe ein völlig verbittertes; sie mußte in den engen Kreis ihres Hauses und ihrer Familie ein Geschöpf aufnehmen, das alle ihr so verhaßten Untugenden und Laster der vornehmen französischen Damen des Hofes und der Gesellschaft in sich vereinigte. Wir haben in den vorstehenden Briefen einige Aeußerungen der Schwiegermutter über die Schwiegertochter gelesen. Vor allen

war Elisabeths Charakter die schlaffe Genußsucht, der Abscheu gegen die Mutterpflichten zuwider, die der jungen Herzogin von Orleans anhafteten. Nur um nicht auf einem Tabouret sitzen zu müssen, kam sie nicht zur Mutter und speiste nicht mit ihr zusammen, sie lag zu Hause im Bette, kleidete sich nie an, und wenn sie nicht schlief, und wenn sie nicht ihre einfältigen Spaßmacher und Courmacher empfing, so aß sie, und zwar mit einem ungeheuren Appetit. Ihre Kinder langweilten sie und sie ließ sie nie vor sich. Trotz des Hasses gegen diese aufgedrungene Schwiegertochter, setzte sich Elisabeth doch hartnäckig dagegen, als ihr Sohn darauf ausging sich von seiner Gemahlin zu trennen. Da war sie es, die ihn zwang mit ihr auszuharren, da er sie einmal genommen. Ueberall, so auch hier, sieht das strenge Pflichtgefühl der ernsten, derben, nach deutscher keuscher Sitte erzogenen Frau durch.

Von ihrem Gemahl erlangte Elisabeth zuletzt doch, daß er sie mit Achtung und Rücksicht behandelte. Aber, ruft sie, gerade als ich so weit gekommen, starb er mir. Dreißig Jahr hab ich gearbeitet um meinen Herrn zu gewinnen, da ich meinen Zweck erlangte, starb er. Man muß wissen was dreißig Jahre einer unglücklichen Ehe bedeuten, um unserer armen Elisabeth all das ihr zukommende Mitgefühl, und ihrer Tugend und Charakter-

stärke das gebührende Lob zu zollen. Die Albernheiten von Monsieur waren oft gar nicht zu ertragen. Nur um die Mode mitzumachen, hielt er, der die Frauen nicht liebte, sich eine Maitresse, aber, erzählt uns Elisabeth, wenn er ihr liebkoste, „zog er vorher Handschuh an.“ Von seiner Verlegenheit und Ungeschicklichkeit, wenn er bei Hofe den Fremden, die sich ihm vorstellen ließen, Fragen thun mußte, erzählt Elisabeth ebenfalls eine lustige Anekdote. Einst fragt er Jemanden: Vous venez de l'armée? — Non Monsieur, je n'ai jamais été à la guerre. — Vous venez donc de Votre maison de Campagne? fragt der Prinz darauf schon sehr ungeduldig und stammelnd. Non, je n'en ai point. — Ah, Vous demeurez donc avec votre famille à Paris? — Non, Monsieur, je ne suis point marié. — Da wendet sich denn der Prinz, ganz außer sich, um und sieht verzweifelt in die lachenden Gesichter, die ihn rings umstehen. Elisabeth rührt sich nicht vom Platz, obgleich sie wol eine passende Frage an den fremden Kavalier bereit hat; allein würde es sich wol ziemen ihrem „Herrn“ öffentlich mit gutem Rath beizuspringen. Sie schweigt und leidet bei dem Höhnen der Hofleute mehr als er.

Im Verlauf dieser unglücklichen Ehe sehen wir übrigens eine Erscheinung auftreten, die einen interessanten Beitrag zu den Sitten des achtzehnten Jahrhunderts,

besonders zu den deutschen Sitten gibt, und diese Erscheinung ist besonders charakteristisch, weil sie sich ebenso bei der Bäuerin wie bei der Fürstentochter findet; es ist nämlich dies das besonders große Gewicht, das auf das „gemeinschaftliche eheliche Lager" gelegt wird. In dem ersten Theile dieser Schilderungen haben wir gesehen eine simple Bäuerin, die Karschin, sich trostlos geberden, da ihr Mann ihr androht ein gesondertes Lager zu wählen, sie sieht dies für eine Schande und einen Schimpf an, der sie im ganzen Dorfe anrüchig machen werde, in Paris, am königlichen Hofe sehen wir eine deutsche Prinzessin ähnliche Klagen aus ähnlichem Grunde anheben. Der Herzog will in einem besondern Bette schlafen und Elisabeth, die wahrlich nicht aus Lüsternheit seine Nähe suchte, willigt nur dann erst ein, als er gleichsam öffentlich erklärt, es geschähe diese Absonderung nicht aus Widerwillen gegen die Persönlichkeit der Gattin. „Ich bin recht froh gewesen," schreibt sie, „wie mein Herr sel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir es der Herzog proponirten, antwortete ich: Oui de bon coeur, Monsieur, jen serai très contente pourvu que Vous ne me haïssiez pas, et que Vous continuez à avoir un peu de bonté pour moi. Das versprach er mir, und

wir waren beide sehr content miteinander. Es war auch sehr verdrießlich bei Monsieur zu schlafen; er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte, mußte mich also so sehr auf den Bord legen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war also herzlich froh, wie Monsieur en bonne amitié und ohne Zorn mir proponirte, daß Jeder in seinem apartement apart schlafen sollte.“ —

Monsieur hatte übrigens auch noch andere seltsame Angewohnheiten. So brachte er eine Menge Medaillen und Heiligenbilder zu sich ins Bette und manövrirte mit diesen auf eine anstößige Weise. Wenn Elisabeth ihn fragte was dies bedeuten solle, erwiderte er mit Verachtung: «Vous, qui avez été Hugenotte, Vous ne savez pas le pouvoir des réliques et des images de la sainte Vierge. Elles garantissent de tout mal les parties qu'on en frotte.»

Daß ihr Gemahl so wenig nach erweiterter Einsicht in wissenschaftlichen und gelehrten Dingen strebte, daß er den Umgang unterrichteter Personen floh und kein Buch in die Hand nahm, war Elisabeth oft ein Gegenstand der Klage, die sie brieflich ihren Freunden in den treuen Busen schüttete. Sie schob hiervon jedoch die Schuld auf Mazarin's schlimme Grundsätze über Prinzenerziehung und Annen's von Oestreich vernachlässigte Mutterpflichten.

Als sie selbst Mutter wurde, lag ihr Alles daran, ihren Kindern eine gute Erziehung zukommen zu lassen, und sie richtete deshalb ihren Blick nach Deutschland, dem Könige den Wunsch aussprechend, daß es ihr erlaubt sein möge, die Kinder am Hofe von Hannover, wo sie selbst so glückliche Jugendjahre verlebt und trefflichen Unterricht genossen, erziehen zu lassen; doch war dies den französischen Gesetzen entgegen. Der König konnte die Gewährung dieser Bitte nicht gestatten und Elisabeth mußte sich fügen, die Kinder in Paris und unter Aufsicht und Leitung französischer Erzieher und Hofmeister zu lassen. Ihre Wahl fiel auf einen Mann, dem Vertrauen geschenkt zu haben sie später oft und schmerzlich bedauert hat, auf den Abbé Dubois, verächtlichen und anrüchigen Andenkens. Dieser Dubois war aber nicht gleich das Ungeheuer, das er später wurde, er besaß angenehme und sogar empfehlende Eigenschaften, und Elisabeth glaubte, weil der Mann häßlich und durchaus nichts für die frivole Pariser Welt Empfehlendes hatte, daß es ihm Ernst sei mit den ascetischen und strengen Grundsätzen, die er predigte, und dem demüthigen und stillen Wesen, das er darlegte. Zum Unglück war Dubois' Hauptlaster das der Heuchelei, und die arglose Elisabeth, die sonst doch so scharf sah, fiel als das erste Opfer derselben.

Ihr erstes Kind, ein Sohn, dem man den Namen Herzog von Valois gegeben, starb früh, das zweite, gleichfalls ein Sohn, 1674 geboren, erhielt den Titel Herzog von Chartres, und dieser ists, der nach dem Tode Ludwigs XIV. Regent von Frankreich wurde, die Freude, der Stolz, aber auch der Schmerz der Mutter, die um ihn litt, was eine Mutter nur leiden kann, denn sie sah ihn in Laster und Thorheit versinken, sie sah den Haß des Volkes auf sein Haupt sich häufen, sie sah die Sturmwolken sich über ihn und den Thron Frankreichs zusammenziehen und es gab eine Zeit, wo sie fast stündlich die Nachricht seiner blutigen Ermordung zu vernehmen gefaßt war. Die Laster des Hofes, die sie so verabscheute, das zügellose Leben, dem ihre Seele so gram war, sollte vor ihren Augen den Gipfelpunkt seiner destruktiven Natur erreichen, und als Großpriester aller dieser Orgien, die das keusche Gemüth erzittern und die Scham auf ewig fliehen machten, sollte die arme deutsche Frau ihren eignen Sohn erblicken. Das war allerdings ein hartes Schicksal. Auf das Haupt des Geliebten die Schande und den Fluch gehäuft zu sehen, und mit den rettenden, schützenden Mutterhänden dieses Haupt doch nicht retten, dieses Herz doch nicht schützen zu können! Aber Elisabeth fand ein Mittel sich zu trösten, das eine Mutter immer zu finden pflegt, die sich

nicht anders zu retten weiß, sie schob nicht die ganze Schuld, aber doch fast die ganze auf die Umgebung ihres Sohnes, auf seine Räthe, Diener und Freunde, und über diese goß sie die ganze Schaale ihres Zorns aus, wenn ihr eine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Das dritte Kind, das sie gebar, war eine Tochter, Elisabeth Charlotte. („Nun ist eine zweite Liselotte in der Welt!“ schreibt sie an Frau von Harling nach Hannover.) Der Herzog von Lothringen, Leopold, wurde der Gemahl dieser Tochter, und somit unsere Elisabeth die Ahnfrau des jetzt regierenden östreichischen Kaiserhauses. Diese Tochter war gutgeartet und die Mutter gibt ihr ein schönes Zeugniß, das ihre Tugenden preist. Ihre Ehe war gleichfalls nicht glücklich: der Herzog Leopold vernachlässigte sie und zog ihr eine intriguante Frau vor, die er zu seiner Geliebten machte, und die ihn beherrschte, Frau von Craon mit Namen. Ueber das Aeußere des Sohnes Philipp, nachmaligen Regenten, schreibt die Mutter: „Mein Sohn gleicht weder an Vater noch Mutter. Monsieur selig hatte ein gar lang und schmal Gesicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht; Monsieur hatte gar einen kleinen Mund aber häßliche Zähne, mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen, hat dicke Backen und ist gar roth, klein und dick; aber mir deucht er ist doch gar nicht

unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde sitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, so geht er bitter übel.“ Ferner sagt sie von ihm: „Ich muß gestehen, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl und hat wohl studirt, und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch sein mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel, er malt artig und weiß alle Chemie auf ein Ende.“ — (Gerade diese Kenntnisse in der Chemie und das Arbeiten im Laboratorium wurde später von seinen Feinden, namentlich von der Maintenon als Beweisgrund angeführt, daß er Gifte bereite, und durch sie jene ihm aufgebürdeten Morde vollzogen habe.) „Er weiß alle Historien von der Welt, und begreift leicht die schwersten Künste. Alles dieses aber kann nicht hindern, daß ihm nicht alles bald Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber er könne nicht davor, er wolle gern Alles wissen; aber sobald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Er hat ein gut Gedächtniß, er versteht den Krieg und fürchtet sich vor Nichts in der Welt; aber sein Fehler ist, daß er zu gut ist, und oft Leuten glaubt, die weniger Verstand haben als er, denn böse Leute, so seine Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm Unglückliches oder

Uebles passirt, kommt von diesem Fehler her. Er ist nicht argwöhnisch genug und ist zu seiner Nation Avantage persuadirt, daß, ob er gleich alle Tage sieht, wie betrügerisch und falsch seine Landsleute sein, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Ich glaube nicht, daß man seines gleichen jemals gesehen, er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn sein Leben Niemand hassen sehen." —

Um dieses Urtheil der Mutter mit einem fremden Urtheil zusammenzustellen, stehe hier, was St. Simon über ihn sagt: « Monsieur le duc d'Orleans Régent étoit de taille médiocre un plus fort, plein sans être gros, l'air et le port aisé et fort noble, le visage large, agréable, fort haut en couleur, le poil noir et la perruque de même. Quoiqu'il eût fort mal dansé, et qu'il eut médiocrement réussi à l'académie, il avoit dans le visage, dans le geste, dans toutes ses manières une grâce infinie, et si naturelle qu'elle venoit jusqu'à ses moindres actions et les plus communes avec beaucoup d'aisance, quand rien ne le contraignoit. Il étoit doux, accueillant, ouvert, d'un accès facile et charmant; le ton de sa voix agréable et un son de la parole qui lui étoit tout particulier en quelque genre que ce pût être, avec une facilité et une netteté que rien ne surprenoit et qui surprenoit toujours.

Son éloquence étoit naturelle jusque dans les discours les plus communs et les plus journaliers; dont la justesse étoit égale sur les sciences les plus abstractes qu'il rendoit claires, sur les affaires du gouvernement, de politique, de finance, de justice, de guerre, de Cour, de conversation ordinaire et de toutes sortes d'arts et de mécaniques. Il ne se savoit pas moins utilement des histoires et des mémoires, et connaissoit fort les maisons, les personnages de tous les temps; et leurs vies lui étoient présentes, et les intrigues de l'ancienne Cour comme celles de son temps. A l'entendre on lui auroit cru une vaste lecture. Rien moins. Il parcourroit légèrement, mais sa mémoire étoit si singulière, qu'il n'oublioit ni choses, ni noms, ni dates, qu'il rendoit avec précision.» — Diese Schilderung des red- und schreibseligen Herzogs, die sich noch weiter erstreckt, von der wir jedoch glauben genug gegeben zu haben, um das obige Urtheil Elisabeths über ihren Sohn, den sie so zärtlich liebte, damit in Parallele zu stellen, zeigt, daß der Herzog-Regent von dem deutschen Charakter seiner Mutter das Offene, Gesunde und Derbe angenommen hatte, von dem französischen des Vaters den Leichtsinn, die Anmuth in den Formen der Rede und des Betragens, und die frivole Grundsatzlosigkeit in Sachen der Moral und des höhern Sittengesetzes. Wir

sagen mit Absicht das „höhere,“ denn seine Debauchen, die freilich arg genug waren, sein Spiel mit den Weibern, von denen immer Eine schlimmer und gemeiner war als die Andere, sein ausschweifender physischer Genuß nach jeder Richtung hin, wollen wir ihm nicht als ein Verbrechen anrechnen, an dem seine edlere Natur und das Geschick Frankreichs scheiterte; sondern das Hohnsprechen aller sittlichen Basis, auf der Thaten, Gesinnungen und Worte eines wahren Mannes von Ehre und eines Fürsten, wie er sein soll, ruhen, das ists, was ihn zu dem verderblichen Geschöpfe stempelt, das über sich und das Land und das Volk das Unglück herbeiführte, von dem die Revolution eine späte aber nicht zurückzuhaltende Folge sein mußte. Wenn die Verachtung aller Heiligthümer der Menschenbrust in Religion und Gesittung sich bei ihm noch mit der Energie und der furchtbaren Thatkraft eines verneinenden Geistes gepaart hätten, so wäre sicherlich der Welt eine Geißel, ein zweiter Nero, erstanden; so aber war ein warmes Herz, eine marklose Willenslosigkeit, ein liebenswerther Leichtsinn dem zerstörenden Elemente als Gegengewicht beigegeben, und darum sehen wir in ihm kein Ungeheuer, zu das man ihn in rigoröser Ansicht hat stempeln wollen, sondern nur einen verbrecherischen Wüstling, zum Glück zu schwach um ein Zerstörer zu sein, aber leider stark

genug noch, um künftigen Zerstörern ihr Werk leicht zu machen.

Gegen seine Mutter war der Regent voll Ehrerbietung und Achtung. Sie vertrugen sich vortrefflich miteinander. Da Elisabeth nicht empfindelnd war und ihm niemals etwas vorklagte, sondern im Gegentheil mit ihrem Sohn, wenn ihr Herz auch über ihn und seine Thaten noch so schwer war, plauderte und lachte, so kam er oft zu ihr, um mit ihr über die Personen des Hofes und der Stadt zu spotten. Sohn und Mutter übertrafen oft Eine den Andern an Witz und derbem Sarkasmus. Die Mutter sprach mit ihm ganz frei über alle Dinge, wo sie sich wohl hütete in der Nähe des Königs nur ein Wort laut werden zu lassen. So über ihre alte Feindin, die Maintenon. Einst, als diese gefährlich krank war, sagte sie zum Sohn: ich wundere mich, daß die Alte nicht stirbt; Zeit wär es. Ohne Zweifel, erwiderte der Sohn lachend, hat Gott seine guten Gründe, sie so lange leben zu lassen. Die Teufel müssen ihre Jahre abdienen, und der, den er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß seiner boshaften Natur wegen länger als die anderen am Ort der Strafe ausharren. — Solche Reden belustigten Elisabeth ungemein, und sie verzieh darum dem Sohn manches Herzeleid, das er ihr angethan. Auch die scabrösen

Anekdoten, die er ihr erzählte, hörte sie gerne, denn nach Weise ehrbarer aber derber Frauen, hörte sie anstößige Geschichtchen mit Wohlgefallen und wußte den Humor herauszufinden, ohne dem Urtheil die sittliche Unterlage irgendwie zu rauben. So wußte sie um jeden Skandal am Hofe und erzählte gern davon in ihren Briefen, man hätte sich aber sehr in ihr geirrt, wenn man geglaubt, sie thäte es aus Vergnügen an der Thorheit oder dem Laster; es war das allgemein Menschliche in Zuständen und an Personen, das die gesunde Natur der scharfsehenden Frau auch hier anzog und festhielt. Die lüsternen, verderbten Weiber in ihrer Nähe machten es ganz anders: sie sprachen nie von Debauchen, aber sie übten deren zahllose, und zwar im Geheim. Das war es auch, was Elisabeth ihnen verhaßt machte. „Die große, dicke, deutsche Frau, die so derb immer die Dinge beim Namen nannte," hieß es. Man muß zur Entschuldigung der eleganten Pariserinnen aber auch anführen, daß Elisabeth ihnen gegenüber manchesmal im Unrecht gewesen sein muß. Eine Frau wie sie, die so gar keinen Sinn für die Eleganz der Formen hatte, deren Auge immerdar entging, was Anmuth und Grazie genannt werden kann, die immer nur Frivolität und Laster sah, wo oft nur verzeihliche, den Französinnen aller Stände eigenthümliche Koketterie herrschte, mußte

in ihrem Urtheil ungerecht, in ihrem Betragen anmaßend und unbequem erscheinen. Der Hof und die Gesellschaft der vornehmen Frauen und Männer hatten ihrerseits Grund, sich über diese fremde Prinzessin zu beklagen, die so gar nichts gelten lassen wollte, was nicht ihrer gewohnten Anschauungsweise, ihrer Art zu sehen und zu denken analog war. Man weiß, wie solche Frauen unbequem sein können. Elisabeth beklagt sich oft, daß sie so allein sei, daß Niemand zu ihr komme, sie führt als Grund an, daß die Damen so hochmüthig geworden seien und nicht mehr auf einem Tabouret, wie es die Etikette erforderte, sitzen wollten; aber das eigentliche Motiv war die frostige und lehrmeisternde Miene, die die Herzogin annahm, wenn sie sich von lauter Französinnen, die sie nun einmal alle miteinander für verderbt und lasterhaft hielt, umgeben sah. Wenn man so sehr die deutsche Biederkeit und einfache, ungefälschte Sitte bei dieser Frau lobt, so muß man nur ums Himmelswillen nicht glauben, daß alles deutsch, bieder und einfach sittenrein ist, was sich roh, ungenirt, ohne Anmuth und Rücksicht für Andere zeigt; dies wäre ein beklagenswerther Irrthum. Diese Gattung deutscher Frauen, die darin ihren Stolz suchen, daß sie aller Welt mit Anmaßung die Wahrheit sagen, jede Feinheit in Form und Rede als gekünstelte, aus der Fremde kommende

Unnatur verschreien, sind recht eigentlich diejenigen, die die deutsche Umgangssitte in Verruf gebracht haben. Man hat sie immer überschwänglich gelobt und namentlich sie immer „recht ächt deutsch" genannt, als wenn die deutsche Nation ausschließend dazu bestimmt wäre, ungraziöse Frauen aus ihrem Schooße zu erzeugen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der sogenannten „Biederkeit" der Männer, die auch immer „ächt deutsch" genannt wird, und deren vorherrschende Eigenschaft auch ein entschiedenes Ablehnen aller feinen, rücksichtvollen Anmuth in Wort und That im Verkehr mit der Gesellschaft ist. Wir müssen uns deshalb verwahren, als wenn wir Elisabeth deshalb so hoch stellten, weil sie die obigen sogenannten „ächt deutschen" Eigenschaften besaß, im Gegentheil, wir finden hierin einen Tadel, nur ist dieser Fehler so innig mit ihren guten und großen Charakterelementen verschmolzen, daß er dem oberflächlich urtheilenden Blicke fast auch wie etwas Lobenswerthes erscheint. Die deutsche Nationaleigenthümlichkeit thut sich in zwei übers Ziel hinausschweifenden Richtungen kund: die eine ist eine blinde Verehrung und eine gläubige Anbetung alles Fremden, lediglich weil es fremd ist, die andere zeigt eine ebenso abnorme Wuth, eine blinde und urtheilsunfähige Anfeindung alles Fremden, auch nur weil es fremd ist. Die Franzosen sind

der Zielpunkt beider Richtungen gewesen. Man hat in Deutschland Zeiten erlebt, wo Alles, was über den Rhein herüber kam, sei es in Sitte, Wort, Maxime und Literatur, als ein Evangelium aufgenommen wurde, von dem nicht das geringste Partikelchen hinwegzulassen oder zu ändern sei, und wieder andere Zeiten, wo ebenso willkürlich jede an unsern Nachbar erinnernde Lebens- und Schriftäußerung wie Sünde und Tod gehaßt und verfolgt wurde. Kann es denn eine Nation irgendwie in ihrer Würde beeinträchtigen, wenn sie gesteht, daß sie in einzelnen Besonderheiten von ihrem Nachbar zu lernen habe? und in diesem Falle sind offenbar die Deutschen den Franzosen gegenüber. Es ist Thorheit zu leugnen, daß das praktische Leben in seinen tausend und abertausend Umgangsformen sich auf eine so hohe Stufe der Perfektibilität bei den Franzosen hinaufgearbeitet hat, wie keine andere Nation vermöge ihrer Stellung in der europäischen Staatengesellschaft es vermocht hat. Es ist hieraus eine Geschmeidigkeit, eine Gedankenfügsamkeit, eine Elasticität der Bewegungen des socialen Körpers entstanden, die da bewirkt, daß gleichsam spielend sich Wort, That, Geberde und Gedanke ineinander fügt und ein lebendiges Ganze bildet, wo eine fortgesetzte Gegenwirkung der einzelnen Theile gegeneinander statt findet. Eine solche Flüssigkeit, ein solches Durcheinanderspielen,

ein so Mitsichbeschäftigtsein hat keine Nation aufzuweisen. In Deutschland hat lange Zeit das Wissen abgesondert gelebt, das Leben wieder abgesondert, die Kunst und die Poesie wieder abgesondert; nie war dies in Frankreich der Fall; was die Nation besaß, besaß auch das Individuum; geistige Schätze die das Individuum erwarb, erwarb zugleich die Nation. Auf diese Weise konnte eine so kolossale universelle Bildung entstehen, wo alle Elemente des Staatslebens oft in einem Worte zusammenfließen und in einem Ausdruck ihre erschöpfende Bezeichnung finden. Die deutsche Sprache, die deutsche Literatur kann dies der französischen nie nachmachen, weil die Basis der Volksentwickelung, der universellen Nationalbildung ihr fehlt; man gestehe also zu, daß die französische Sprache eine vortreffliche Umgangssprache ist, und den Deutschen, die sich Jahrhunderte hindurch derselben bedienten, wesentlich genützt hat, und daß die französische Literatur die Deutschen nicht allein literarisch, sondern auch politisch gereift hat. Ob sie dies jetzt noch zu thun im Stande ist, mag eine andere Frage sein, gewiß aber ist's, daß sie es einst that.

Nach dieser kleinen Abschweifung von unserm Wege, zu der die deutschen Biographen unserer Elisabeth Charlotte uns Gelegenheit gegeben haben, kehren wir wieder

zum Herzog-Regenten zurück, von dem mir noch Einiges mitzutheilen bleibt.

Elisabeth gibt genau an, wie man an der königlichen Tafel ihr, ihrem Gemahl und ihrem Sohn den Platz angewiesen habe. Dies war eine Sache von Wichtigkeit für die deutsche Fürstentochter, die sehr auf die ihrem Range schuldigen Rücksichten hielt. „Der König," schreibt sie, „saß allein an einer langen Tafel. In der Mitte, zu seiner Rechten saß der Dauphin und der Duc de Bourgogne, unten zu der linken Hand die Dauphine und der Duc de Berry, im Retour Monsieur sel. und ich, im andern mein Sohn und seine Gemahlin. Der übrige Platz war nur für die gentilhommes servants, so dem Könige und uns an der Tafel dieneten; denn wenn man dem König hier an der Tafel dienet, stehet man nicht hinter dem Stuhl, sondern vor der Tafel." —

Ueber die Geliebten ihres Sohnes schreibt sie: „Daß er große Inclination für das weibliche Geschlecht hat, kann ich nicht leugnen, aber hat er eine Sultane Reine, so ist's Madame de Parabère. Ihre Mutter, Madame de la Vieuville war Dame d'atour bei der Duchesse de Berry, da hat er sie kennen lernen. Sie ist nunmehr eine Wittwe, hat eine schöne Taille, lang und rar; das Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber

angenehme Augen und Mund, hat wenig Verstand, ist aber ein frisch Stück Fleisch. Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demarez; sie hätte ihm gern noch ein anderes aufbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als sie ihn gefragt, was er dadurch verstehe, hat er geantwortet: il est de trop de pièces differentes. Hat es ihr also gelassen. Ich weiß nicht, ob sie es hernach nicht Chur-Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet. — Mein Sohn ist weder hübsch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erstlich so ist er incapable eine Passion zu haben, und ein Mensch lange zu lieben. Zum andern sind seine Manieren nicht höflich und poli genug, um sich anzustellen, als wenn er verliebt wäre; fällt allezeit mit der Stubenthür in die Kammer; zum dritten ist er gar nicht discret noch secret, erzählt Alles gleich was vorgegangen. Ich sage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug wundern kann, daß ihm die Weiber noch so nachlaufen, sollten ihn vielmehr fliehen: er lacht aber und sagt: Vous ne connaissez pas les femmes debauchées d'à présent; dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Mir ist bitter bange für meinen Sohn bei seinen Damen; er ist schon einmal übel angekommen. — Mein Sohn ist nicht delikat, wenn die Damen nur von gutem Humor

sein, brav fressen, saufen und frech sein, weiter bedürfen sie keiner Schönheit; ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er so viele Häßliche liebt. — Mein Sohn, ob er zwar Regent ist, kommt nie zu mir, und geht nie von mir ohne mir die Hand zu küssen, ehe ich ihn embrassire, nimmt auch keine chaise von mir; im Uebrigen ist er nicht scheu und plaudert brav mit mir: wir lachen und schwatzen miteinander wie gute Freunde. — Ich soutenire meinen Sohn, daß er sein Leben nicht verliebt gewesen, und daß seine Liebe nur in Debauchen bestehet, er antwortet: il est vrai que je ne saurois être comme un héros de roman, ou passionné comme Celadon, mais j'aime à ma mode. Ich sagte: Votre mode est d'aller comme à votre chaise percée. Dann lacht er, wenn ich das sage." — Man sieht hieraus, welche Art Gespräche über sentimentale Gegenstände Mutter und Sohn miteinander zu führen pflegten. Allein Elisabeth wußte am besten, wie sie mit dem determinirten Wüstlinge zu verkehren habe, um ihn allenfalls von den schlimmsten Verirrungen abzuhalten. Predigten und ernste Vorstellungen nutzten nichts, nur derber Spott, und in diesem Spotte heilsame Wahrheit eingehüllt, führten zum Ziele.

Als der Herzog-Regent durch seine enge Verbindung mit dem Schwindler und Betrüger Law von der Nation angefeindet und sogar verfolgt wurde, litt Elisa-

beth unsäglich; stets fürchtete sie für ihn das Aergste. Auch die Verschwörung, die Alberoni im Verein mit der Maintenon gegen ihn anzettelte, brachte die Mutter in die größte Aufregung, nicht minder war ihr Dubois' wachsender Einfluß auf ihren Sohn, und die Verachtung, mit der dieser letztere überall verfolgt wurde, besonders als dieser Schurke mit dem Kardinalshut geschmückt wurde, sehr beängstigend und sie bat öfters den Sohn, sich völlig von dem Nichtswürdigen loszusagen. Dazu war aber der Regent nicht zu bewegen, denn er konnte die schändlichen Dienstleistungen, zu denen Dubois sich herabließ, nicht entbehren. Dieser Fürst der Kirche entblödete sich nicht, in eigner Person feile Dirnen aus den verrufenen Winkeln des Palais royal seinem fürstlichen Beschützer und ehemaligen Zöglinge zuzuführen und jene obscönen Feste zu veranstalten, die unter dem Namen der „adamitischen Soiréen" in den Annalen der Wüstlinge einen so berüchtigten Platz einnehmen. — Ueber die Gefahren, denen er ausgesetzt, schreibt sie: „Nach dem verfluchten arrêt, so Law meinen Sohn hat machen lassen, ist ganz Paris schwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Person nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben stehen würde, daß der Complott gemacht und die Sache ganz resolvirt

sei. Anderwärts erfuhr ich, daß man Messer geschliffen, in der Intention meinen Sohn zu assassiniren. Alle Augenblicke kommen die erschrecklichsten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament sich versammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmsten zu meinem Sohn geschickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den arrêt cassirt, und also Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und besänftigt hat, und Gottlob! meinen Sohn auch wieder mit dem Parlament vereinigt. Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren dreimal höher als sie werth sein, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die Billets de Banque im höllischen Feuer brennen möchten; sie geben meinem Sohne mehr Mühe als Trost. Es ist nicht zu beschreiben, was er deswegen ausgestanden; in Frankreich hat nun Niemand weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, A— W— von Papier genug. — Mein Sohn ist geliebt gewesen, aber seitdem der verfluchte Law gekommen, ist mein Sohn je länger, je mehr gehaßt; es geht keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Post abscheuliche Drohschreiben bekomme, worin man meinen Sohn als den boshaftigsten Tyrannen traktirt." —

Nach dem Obigen sehen wir, daß das Verhältniß

Elisabeths zu ihrem Sohne, trotz der Liebe und der steten Entschuldigung, die das Mutterherz eingab, doch kein glückliches war. Was sie jedoch beim Sohne entschuldigte, litt sie an des Sohnes Kindern nicht. Die Tochter des Regenten heirathete den Herzog von Berry, ebenfalls gegen der Großmutter Willen, die, wie es scheint, in keiner ihrer Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Wir sehen hierin die Despotie Ludwig XIV., der wie im Staate, so in seiner Familie unumschränkt zu herrschen gewohnt war. Wenn ein Zwist in der Familie entsteht, so heißt es immer, wenn jedes andere Beruhigungsmittel fehlschlägt, man werde es dem Könige klagen, und wirklich stürzten auch drei, vier erzürnte Frauen auf einmal in das Kabinet des Königs, Eine über die Andere laute Klage führend, so daß eines der Verdienste der Maintenon darin bestand, das arme Haupt dieser ewig streitsüchtigen Familie vor täglichem, fast stündlichem Familienskandal zu bewahren. Elisabeth urtheilt von dem Manne ihrer Enkeltochter: „Es ist kein Wunder, daß der Duc de Berry keine hohen Mienen hat, er wurde bei Mad. de Maintenon und der Dauphine wie ein Kammerknecht erzogen, mußte der alten Zott bei Tafel dienen, und Nachmittags allen Damen. Sie hatten ihn abgerichtet wie einen Kammerdiener, sie duzten ihn auch und sagten: Berry, vas me

chercher mon ouvrage. — Die Duchesse von Berry rechne ich nicht mehr unter meine Kindeskinder, sie ist abgesondert, wir leben miteinander wie blutfremde Leute; sie bekümmert sich um mich nicht, so bekümmere ich mich um sie nicht. Sie hat ein gesund Fett, ihre Backen sind hart wie ein Stein; wäre sie gut erzogen worden, wäre etwas recht Gutes aus ihr geworden." —

Diese Enkeltochter starb an den Folgen ihrer Ausschweifungen, auch im Genuß der Tafelfreuden, im Juli 1719 an einer so schmerzhaften Krankheit, daß sie den Pallast mit ihren Geschrei erfüllte. An ihrem Sterbelager saß der Vater, dessen Lieblingskind sie war. Elisabeth erschien nicht. Den Grund der Vorliebe ihres Sohnes für diese Tochter gibt Elisabeth in dem Umstande an, daß sie gehorsam alle Medikamente, die der quacksalbernde Vater producirt, angenommen habe, und daß man durch nichts so sehr in die Gunst des Regenten habe gelangen können, als wenn man sich seiner Apotheke bediente. Freilich war diese Art Schmeichelei für den, der sie ausübte, gefährlich, denn der hochgestellte Pfuscher liebte es manchesmal an dem Körper seiner Patienten Experimente zu machen, deren Resultat oft ein jahrelanges, nicht zu beseitigendes Leiden war.

Mit der Gemahlin des Dauphins, die ebenfalls eine deutsche Prinzessin und zwar auch eine Pfälzerin —

aus Pfalz-Baiern — war, lebte Elisabeth in gutem Vernehmen. Sie mußte sehen, wie diese sanfte und etwas schwache Frau unbarmherzig von dem Haß und der Verfolgung der Maintenon zu leiden hatte, ohne im Stande zu sein, ihr helfen zu können. Von der zweiten Dauphine, von der nachmaligen Königin von Spanien, erzählt Elisabeth sehr auffällige Dinge. Diese Prinzessin wuchs so wild auf und wählte ihre Beschäftigungen und Belustigungen so übel, daß man Mühe anwenden mußte, den König, ihren Vater, nichts wissen zu lassen von diesen Tollheiten und Ausschweifungen. Eine Stelle in Elisabeths Briefen, die sich auf den intimen Umgang der jungen Prinzessin mit der Maréschalle d'Etrées bezieht, lüftet den Schleier von den geheimen Verirrungen, denen sich die vornehmen Weiber der verderbten Hauptstadt hingaben. „Es ist nicht auszusprechen," schreibt sie, „was für tolle Hummeln um die Dauphine waren, als zum Beispiel eben diese Maréschalle d'Etrées. Die Maintenon ist übel bezahlt worden, dieses tolle Vieh zu der Dauphine gethan zu haben, denn sie machte, daß die Dauphine nun nicht mehr so gerne bei ihr war als vorher. Diese hatte daher keine Ruhe, bis sie erfuhr von ihr selbst wo es hebte, und sie gestand der Maintenon selbst, daß die Maréschalle d'Etrées ihr täglich sagte: Que voulez-vous faire auprès

de cette vieille? Ne soyez qu'avec des gens qui Vous divertissent mieux que cette vieille carcasse. Zu Marly lief sie des Nachts mit allen jungen Leuten herum bis drei und vier Uhr Morgens. Der König hat kein Wort davon gewußt, daß sie so herumlief." —

Elisabeth suchte sich mit dem Dauphin le père auch gut zu stellen; man hatte ihr schon in Hannover eingeschärft, daß dies nöthig sei, deshalb ließ sie sich zu manchen, ihr wahrlich nicht sehr willkommenen Freundschaftsbezeugungen herab. So schreibt sie unter Andern: „Er hatte gern, daß man ihn auf dem Nachtstuhle entretenirte, aber es ging dabei gar modest her, denn man sprach mit ihm und wandte ihm den Rücken zu. Ich habe ihn oft so entretenirt in seiner Gemahlin Kabinet; die lachte von Herzen darüber, schickte mich allezeit hin ihren Herrn zu entreteniren."

Wir können die Beziehungen übergehen, in denen Elisabeth zu ihren anderen Verwandten, die ihr weniger nahe als die eben Geschilderten standen, sich befand. Wir fügen nur noch einige charakteristische Züge bei von denjenigen Personen ihrer dienenden Umgebung, die Elisabeth mit großer Rücksicht, ja mit einer Art Freundschaft behandelte. So lebte sie zum Beispiel im engsten Vertrauen mit einer ihrer Hofdamen, von der sie komische Züge von Zerstreutheit erzählt. „Des Lord Hoadley

Frau Großtante, Madame de Gordon, ist lange Jahre meine dame d'atour gewesen. Sie war ein wunderlich Mensch und allezeit zerstreut. Einmal hat sie ihren eignen Schenkel anstatt eines Briefes im Bette versiegelt, und petschirte sich ihren eignen Schenkel und brennte sich jämmerlich. Wenn sie im Bette spielte, warf sie die Würfel auf die Erde und spie ins Bett. Sie spie einmal der ersten Kammerfrau, so eben gähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehrt hätte, meine erste Kammerfrau hätte sie geschlagen, so bös war sie. Wenn sie Abends mir die Kappe aufsetzen sollte, um nach Hof zu gehen, so nahm sie ihre Handschuh, schlenkerte sie mir ins Gesicht, und setzte sich meine Kappe selber auf. Einsmals hatte sie mit einem Capitain des Gardes von Monsieur seligen zu reden, so ein großer Mann war, und le Chevalier de Beuvron hieß. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie mit einem Menschen sprach, so spielte sie allezeit mit den Knöpfen an der Weste, dieser aber war so lang, daß sie nur an seine Hose gelangen konnte, und knöpfte ihm also die Hose auf. Er erschrak, sprang zurück und sagte: que me voulez-vous? Dieses gab ein großes Gelächter im Saal zu St. Cloud."

Von ihrer Tante, der Prinzessin Elisabeth, Aebtissin von Herford, erzählt sie ähnliche Züge von Zerstreutheit.

„Meine Tante hat einmal eine Maske anthun wollen, anstatt ihrer Maske fordert sie einen Kammertopf, wie sie denn allezeit sehr distrait war. Man brachte ihr den Kammertopf, sie meinte es wäre die Maske, suchte das Band um es anzustecken und sahe denn, daß es der silberne Kammertopf war. Ein anderesmal wollte sie sich auf den Nachtstuhl setzen, setzte sich ins Kamin und verbrennte sich den Hintern brav.“

Um zu beweisen, daß die Lustspieldichter aus den Briefen unserer pfälzischen Prinzessin Stoffe finden können, stehe hier eine Anekdote, die Elisabeth beiläufig erzählt: „Zwei junge Duchessen haben ihre amants nicht nahe genug sehen können und deshalb etwas Possierliches erdacht. Es sind zwei Schwestern, und beide in einem Kloster, etliche Meilen von Paris, erzogen worden. In selbigem Kloster ist eine Nonne gestorben. Die Damen stellten sich als wenn ihnen gar leid wäre, und daß sie sie sehr geliebt hätten, forderten also Urlaub um der Nonne die letzte Ehre anzuthun und zu ihrem Begräbniß zu gehen. Solches wurde ihnen erlaubt, und wurden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sich bei dem Begräbniß zwei fremde Pfaffen ein, die Niemand kannte. Man fragte sie wer sie wären, sie sagten sie wären arme Priester, die Protektion nöthig hätten, und wie sie gehört, daß

die zwei Duchessen kommen würden zum Begräbniß, hätten sie sich auch dabei eingefunden, der Damen Protektion zu suchen. Die Damen sagten, sie wollten sie examiniren, sie sollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Priester gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtissin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Priester fortgehen. Einer hielt sich gar stämmig, der Andere aber that nichts als lachen. Dieser der Duc de Richelieu, der Andere der Chevalier de Guemenée, des Duc de Guemenée jüngster Sohn. Die Cavaliers haben diese Aventure selbst ausgesagt.“

Als einen Beleg für die Verderbniß der vornehmen Frauen erzählt Elisabeth: „Die schöne Madame de Maubuisson wurde ohnmächtig, wenn Impuissants sich ihr näherten; sie konnte sie riechen, und sobald sie nahe zu ihnen kam, wurde sie gleich übel. Man erzählt von dieser Dame, daß um sich ein oeil tendre zu machen und um schmachtend auszusehen, hatte sie einen Kammerdiener, der mußte, wenn sie auf den Ball ging, in ihrem vollen Putze und aufrecht — —.“

Andere Anekdoten theilt Elisabeth oft nur mit, weil sie weiß, daß sie im Geschmack derjenigen Personen sind, an die sie gerade schreibt. So liebte ihre Tante, die Churfürstin von Hannover sehr gerne Geschichtchen zu

hören, die den alten Hof betrafen, den sie selbst noch gekannt, und Elisabeth erzählt von einem Herrn von Brancas, der Chevalier d'honneur de la Reine Mère war: „Einsmals da sie in der Kirche war, vergißt Brancas, daß es seine Königin ist die da kniet, denn sie hatte einen runden Rücken, so daß, wenn sie den Kopf bückte, sahe man sie nicht recht mehr. Er hält sie für einen Prie-dieu, kniet ihr in die Schenkel, und thut seine Ellenbogen in der Königin Achseln. Die Königin war sehr verwundert ihren Chevalier d'honneur auf sich knien zu sehen, und Jedermann fing an zu lachen."

Ebenfalls um ihre Tante zu belustigen, erzählt Elisabeth von der Königin Christine von Schweden: „Unser König sel. erzählte mir eine Historie von der Königin Christine von Schweden. Sie setzte nie eine Nachtkappe auf, sondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmals da sie nicht wohl schlafen konnte, ließ sie eine Musik vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Musik wohl gefiel, fuhr sie aus dem Bette, steckte den Kopf plötzlich hervor und rief überlaut: Mort-Diable! qu'il chante bien! Die Kapaunen und die Italiener, welche ohnedem die Bravsten nicht sind, erschraken hierüber und über die tolle Figur so sehr, daß sie verstummten, und die Musik mußte aufhören. Man sieht in Fontainebleau, auf dem

großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massakriren lassen. Sie wollte nicht, daß Alles was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm das Leben nicht nähme, würde er es ausschwatzen; er hatte schon angefangen aus purer Jalousie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen wie er. Sie war in allen Stücken sehr debauchirt, auch mit Weibern. Hätte sie nicht so viel Verstand gehabt, hätte sie kein Mensch leiden können. Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, so ein Doktor vom grand Condé war, der sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauché's nur erdenken können. Die Franzosen, so sie bei sich in Stockholm gehabt, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in so große désordres gebracht."

Andere Anekdoten, die Elisabeth erzählt, können wir, obgleich sie wie alles Andere aus ihrer Feder fließende, äußerst charakteristisch sowol für das Erzählte als für die Erzählende sind, nicht wol hier wiedergeben, weil ihr Inhalt au delà de la permission dessen sind, was man allenfalls wiedererzählen darf. Dem Prinzen Eugen, dem berühmten Ritter, stellt sie ein Zeugniß aus, das auffällig genug ist; der glorreiche Marschall von Sachsen erhält ebenfalls seinen Theil, und Alberon

hat, nach Elisabeths Erzählung, die Alles übertrifft was man an obscönen Details nur irgend erwarten mag, sein Glück einer recht seltsamen Schmeichlergabe zu danken.

Nachdem Elisabeth dreißig Jahre als Gattin und zwanzig Jahre als Wittwe des Herzog von Orleans in Frankreich zugebracht hatte, traf ihr Todestag auf den 8. October 1722. Kurz vor ihrem Tode, sie wurde siebenzig Jahr alt, schrieb sie noch an Herrn von Harling in Hannover, den Mann ihrer nunmehr verstorbenen ehemaligen Gouvernante. „Ich bin fest persuadirt, daß meine Stunde gezählt ist. Ich befehle Alles Gott dem Allmächtigen und bin weiter in keinen Sorgen, was daraus werden wird. Das wäre wol eine große Thorheit, wenn die Großen sich einbilden sollten, daß unser Herr Gott was besonderes für sie machen sollte. Ich weiß wer ich bin und lasse mich hierin nicht betrügen.“ Sie erlebte noch die feierliche Krönung Ludwig XV. in Rheims, des Urenkels des Mannes, der ihre Jugend beschützt hatte, und der Einzige gewesen war, der sie mit Liebe und Achtung in Frankreich empfangen hatte, als sie zitternd und scheu an den ihr so völlig fremden Hof kam. Den Aerzten, die sie von dieser Reise abhalten wollten, entgegnete sie: „Nein, erst will ich das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen, und dann mit Freuden zur unvergänglichen

hinübergehen.“ An die Stufen des Altars, als die Krönungsceremonie im Gange war, ließ sie sich herantragen und sank auf den Marmorboden nieder. Ludwig, der lächelnde, gekrönte Knabe, sah auf diese seine älteste und geachtetste Verwandte mit einer Mischung von Staunen und Spott nieder. Der junge Hof verstand Elisabeth nicht mehr, und nach Weise der Höfe spottete er über das was er nicht verstand. „Meine Zeit ist um,“ sagte die alte Fürstin seufzend aber gefaßt zu ihrer Umgebung.

Wir haben schon bemerkt, daß Elisabeth zur katholischen Religion übertreten mußte, daß sie aber der lutherischen im Herzen treu blieb. Der Streit der Confessionen berührte sie übrigens nicht sehr. Der berühmte Massillon hielt jedoch für gut, in ihrer Leichenrede den Franzosen zu sagen, sie habe gewollt: «Jamais de retour sur la foi, qu'elle avoit quitté, parcequ'elle l'avoit quitté volontairement; jamais de doute sur le parti, qu'elle avoit pris, parcequ'elle l'avoit pris par conviction.»

Was die ästhetische Bildungsstufe, auf der Elisabeth stand, betrifft, so scheint diese nur niedrig gewesen zu sein, denn sie schreibt in ihren zahllosen Briefen nichts über die Leistungen der großen Talente, die Frankreich gerade damals erzeugte, als diese Deutsche seinen Boden betrat. Nichts von den erhabenen Tragödien

Corneille's und Racine's, nichts von den klassisch gewordenen Lustspielen Molière's, nichts von Lully's melodiösen Compositionen, die ganz Frankreich entzückten, nichts von la Chamelle's und Beauval's mimischen Gebilden. Obgleich sie oft das Theater besuchte, scheint sie doch nicht viel mehr in der Kunst gesehen zu haben, als ein gewöhnliches Mittel, sich von der Langeweile der Hoffeste und Repräsentationen zu erholen. Nur von Baron spricht sie und sagt, daß er ein vortrefflicher Arlequin und ein excellenter Scaramouche gewesen sei. Wahrscheinlich hat er sie durch seine grotesken Forçen zu lachen gemacht, denn es mußte Alles etwas derb sein, was der Pfälzerin gefallen sollte. Bei den Trauerspielen saß sie in ihrer Loge und schwitzte, ließ sich im Seitenkabinet frische Hemden anziehen, schwitzte wieder, langweilte sich und trollte sich endlich mit dem ganzen Hofschwarm gähnend nach Hause. Dennoch behielt sie einige Verse des Racine, wo sie gerade in ihren Kram paßten; so wendete sie sehr pikant die Strophe Phädra's:

Cet heureux temps n'est plus; tout a changé de face
Depuis que dans ces lieux les Dieux ont amené
La fille de Minos et de Pasiphaë —

auf die Maintenon an und erzürnte diese dadurch aufs heftigste.

Wir wollen zum Schlusse noch bemerken was Frau

v. Sévigné über sie sagt: «Elle ne brilloit pas par leurs charmes. Parfait contraste de la delicate Henriette elle avoit de traits fortement prononcés, une taille fournie, une santé robuste, de l'indifference, si on ne veut pas dire, de l'aversion pour la parure, l'élegance, la répresentation et les plaisirs qui exigeoient quelque contrainte.» St. Simon nennt sie eine «Princesse de l'ancien temps, fort allemande et sauvage. Elle aimoit les chiens et les chevaux passionnement, la chasse et les spectacles, et n'étoit jamais qu'en grand habit, et en perruque d'homme, et en habit de cheval et avoit plus de soixante ans que saine ou malade (et elle ne l'étoit guère) elle n'avoit jamais connu une robe de chambre.» —

Als zur Zeit der Revolution die Königsgräber zu St. Denys geöffnet wurden, öffnete man auch den Sarg, der ihre Ueberreste barg. Man fand nichts darin als Staub und Moder, da sie auf ihr ausdrückliches Begehren nicht einbalsamirt worden war. Nur ein Stück des königlichen Hermelins hatte sich erhalten. So mußte diese Frau, die den Hermelin mit so viel Ehren getragen hatte, noch in ihrem Tode die sauber bewahrte Weiße dieses kostbaren Vließes, dieses Abzeichens der Könige, vorzeigen.

Maria Therese.

Maria Therese.

Wenn wir diese Fürstin, die unstreitig zu den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts gehört, unter der Zahl unserer Frauenbilder aufnehmen, so geschieht es mit dem Vorbehalt, daß wir nur Weniges von ihr sagen werden. Der Leser erinnert sich ohne Zweifel unserer oft wiederholten Bemerkung, daß wir keine Biographien in strengem historischen Sinne schreiben, daß es uns nur um lebhaft colorirte Bilder zu thun ist, die dem Geistesauge eine plastisch abgerundete Gestalt vorüberführen, mit all dem kleinen Aufputz, den die Mode des Jahrhunderts dem Aeußern selbst der größten und feinsten Geister ausdrückt. Bei der Fürstin, die wir hiermit dem Beschauer vorführen, ist dieses Ziel aus zwei Gründen schwer zu erreichen. Erstens hat es die östreichische Literatur in ihrer Art wenig von den vorstechenden Charakteren ihrer Fürsten- und Völkergeschichte zu ver-

öffentlichen. Man findet wol gewichtige historische Nachweise, aber nirgends umständliche Memoiren, die über die interessanten Charaktere Oestreichs Aufschluß geben. Den eingebornen Literaten hat man frühzeitig das Schweigen anempfohlen, die ausländischen machte man bei ihren Eröffnungen mit allen Mitteln, die einer mächtigen Regierung zu Gebote stehen, so dürftig in Ausbeute und Wirkung ausfallend, als nur immer möglich. Franzosen, diese Memoirenschreiber par excellence, kamen selten nach Wien, denn sie langweilten sich daselbst, und deutsche Reisende schrieben mit Vorsicht, denn es waren eben deutsche Reisende. Der zweite Grund ist, daß die so hochgepriesene Kaiserin-Königin wenig das Auge und die Phantasie Fesselndes in ihrer persönlichen Erscheinung darbietet. Sie war eine durchweg prosaische Natur, und unter den Fürsten Deutschlands völlig jenem Friedrich Wilhelm I. von Preußen gleichzustellen, der seinen Ruhm darin fand, ein deutscher Hausvater auf dem Throne zu sein. So war Maria Theresens größter Stolz eine bonne menagère ihres großen Reiches zu sein. Nur eine geniale poetische Periode zieht im Leben dieser Fürstin die Blicke auf sich, dies ist in ihrer frühen Jugend die Zeit, wo sie den angeerbten Thron durch persönlichen Muth zu vertheidigen sich entschloß. Wir spielen hier auf den merkwürdigen Landtag in Preßburg

an, auf dem sie mit ihrem Sohne auf dem Arme erschien, um sich und ihn den erbergebenen Ungarn zu empfehlen. Man hat Maria Therese oft gegen Catharina II. in Vortheil zu setzen versucht, indem man hervorhub, daß sie eine treue Gattin und eine Mutter von sechzehn Kinder gewesen sei. Wir wollen diesen Ruhm nicht antasten. Es ist Mode heutzutage geworden, auf den Thronen zugleich mit der Fürstengröße das Familienglück zu suchen, obgleich die Geschichte lehrt, daß nichts unverträglicher sei als gerade diese beiden Eigenschaften miteinander, und daß es, wenn beide als zusammen bestehend gepriesen werden, mit der einen oder mit der andern nicht richtig bestellt sei. Es ist plötzlich eine übel angebrachte Sentimentalität in die hohen Regionen gedrungen; man möchte gerne so weit gehen, eine Fürstin nach der Anzahl ihrer Wochenbetten und nach den Beweisen von Eifersucht und Zärtlichkeit, die sie ihrem Gemahl gibt, als groß und für den Thron geeignet zu preisen, während man zu gleicher Zeit einen alten gekrönten Familienvater überschwänglich lobt, weil er so vortrefflich seine Gelder anzulegen und für seine Söhne und seiner Söhne Söhne zu sorgen versteht. Alles dieses ist neu, und das achtzehnte Jahrhundert kennt diese Sentimentalität nicht. Der Fürst ist dazu da, um sein Volk groß und glücklich zu machen,

den Namen, den er trägt, mit den Segnungen und Lorberkränzen, die Klio spendet, zu krönen, ist er dabei noch ein guter Familienvater, ein edler Gatte, so ists gut, aber seinen Ruhm vermehrt dies nicht, seine Stellung wird hierdurch nicht um den geringsten Theil vollkommener und glänzender. Des Fürsten Gemahlin ist der Ruhm, seine Kinder sind die Millionen seiner Unterthanen, seine Geliebte ist das Glück seiner Staaten, sein Haus und sein Herd ist Europas Staatengeschichte. Nähme man an, daß die Fürsten bei Darlegung ihrer glücklichen Familienverhältnisse einen Zweck verfolgten, so wird dieser sicherlich nicht erreicht; denn den Völkern, so wie sie in der Wirklichkeit sind, und nicht so wie sie eine weichliche Philosophie à la Rousseau sich träumt, wird durch exclusive Fürstengröße weit mehr imponirt, als durch die Leutseligkeit und das Familienglück auf dem Throne, das die Balkons betritt und sich vor die offenen Fenster stellt um Allen sichtbar zu werden. Die furchtbare und schonungslose Kritik, die stets die Masse übt, fällt über das Familienglück auf dem Throne unbarmherzig her; ist es Schauspiel gewesen, so war's umsonst, denn es täuschte Niemand, war es Wirklichkeit, so ist's bitter grausam, denn die rührendste Heimlichkeit des Glücks, die Gattentreue und die Kindesliebe, Schätze, die jeder Privatmann mit einer gewissen keuschen Scheu

dem Auge der Oeffentlichkeit verbirgt, weil die Welt doch nicht versteht was man ihr zeigt, ist hier von einem edlen Fürsten mißverstehend und mißverstanden dem Urtheil des großen Haufens preis gegeben worden.

Aus Obigem hervorgehend ist es deutlich, daß Maria Therese als eine individuelle Erscheinung aufzufassen, sie als Frau in den Schwächen und glänzenden Eigenschaften ihres Geschlechts zu portraitiren, eine wenig lohnende Aufgabe ist, da von ihrer Persönlichkeit nicht viel zu berichten ist, und dieses Wenige, wenn der Biograph es nicht sehr behutsam anfaßt, leicht zu dem Nachtheil der großen Frau ausfallen könnte, denn diese gerühmten häuslichen Tugenden sind, wie gesagt, vorsichtig und schonend mit dem Lichte der Oeffentlichkeit zu beleuchten, wenn sie nicht gerade ihren Hauptreiz, das Geheimnißvolle und sich absichtlich Verhüllende, verlieren wollen. Wir wollen annehmen, daß Maria Therese wirklich eine so musterhafte Gattin und Mutter war, und es ist kein Grund nur irgend hieran zu zweifeln; so wollen wir gerade so wenig als möglich von diesen Tugenden sprechen, weil sie ihrer Natur nach kein Gegenstand sind, von denen man weitläufig und ruhmpreisend zu reden hat. Die andere Seite der Medaille zeigt Thereséns Bild als Kaiserin-Königin, als politische Person, und da ist, um von ihr genügend zu reden, nur nöthig,

eine detailirte Aufzählung der Kriegsereignisse ihrer Zeit hinzustellen. Eine solche Aufzählung zu geben, wenn sie nicht sehr innig mit der Persönlichkeit des Gegenstandes, dessen Bild wir eben zeichnen, zusammenhängt, ist nicht unsere Absicht, und bei Maria Therese dünkt es uns, als wenn sie selbst sehr wenig betheiligt erschiene bei dem Sturm und dem Gedränge um sie her. Nicht wie Catharina erwirbt sie sich durch geniale Kühnheit einen Thron und erhält sich ihn durch fortgesetzte Thaten des grenzenlosesten Muthes, der ewigwachen Vorsicht, des politischen Hazardspiels, des prachtvollen Gepränges und der verhüllten Intrigue; sondern sie besitzt ihn mit dem ruhigen Trotz, mit dem man ein längstgewohntes Gut besitzt. Catharina ist stets selbst auf dem Theater. Während es um sie braust und stürmt, sieht man ihre fliehende Gestalt über die Bühne eilen, bald mit der Fahne, bald mit dem Schwert, bald mit dem Cruzifix bewaffnet; immer sie — Niemand anders als sie — und immer thätig, immer den Zuschauer bei stockendem Athem erhaltend durch ihr gewagtes und blendendes Spiel. Maria Therese verschwindet, nachdem sie eine einzige feurige Jugendthat vollbracht, in das Dunkel ihrer Familiengemächer, wo sie sich zur Seite eines schwachen, von ihr verhätschelten, guten Mannes setzt, und Gesetze für ihre Hauptstadt nebst Andachtbü-

chern für ihre Familie schreibt. Zwischendurch erhebt sie sich und gibt eigensinnig ihren Machtspruch ab. Ihre Minister und ihre Feldherrn kämpfen. Diese Minister — oder eigentlich dieser Minister, denn es ist immer nur Kaunitz, der sich bemerkbar macht — und diese Feldherrn sind große und bedeutende Talente: sie übernehmen die Arbeit und führen sie aus. Wir wollen diese Behauptungen durch die Darlegung der kurzgefaßten politischen Geschichte Maria Theresens zu beweisen suchen; dann wollen wir ein wenig — wir sagen ein wenig — die Persönlichkeit der Fürstin betrachten.

Das öffentliche und Staatsleben Maria Theresens fällt in drei Hauptepochen: die erste ist ihr Kampf um ihre Krone, dauert von dem Tode Carl VI. 1740 bis zum Aachner Frieden 1748; die zweite faßt den siebenjährigen Krieg in sich, schließt mit dem Hubertsburger Frieden und der Krönung Joseph II. zum römischen König 1764. Die dritte, den bairischen Erbfolgekrieg und die Theilung Polens in sich fassend, endet mit der Kaiserin Tode 1780. Diese vierzig Jahre umfassen ein ewiges Getümmel des Kriegs, ein Durcheinander von Friedensschlüssen und Kabinetstreitigkeiten, ein diplomatisches Gewirre, ein waghalsiges Kämpfen auf der einen und ein feiges politisches Schleichen auf der andern Seite, und all die Noth, das Gezänk, der Tumult endet

endlich damit, daß Alles gerade so bleibt, wie es am Anfange des Streites gewesen ist. Nur ein prachtvoller Zug Berühmtheiten geht aus dem Schutt und den Flammen der niederstürzenden Städte, der verwüsteten Saaten hervor, Fürsten, Feldherrn, Minister — alle glänzend und im Ruhm strahlend. Kein Jahrhundert ist günstiger für die Schaustellungen des Ruhms gewesen als das achtzehnte. Die Völker bluteten und starben, damit die Fürsten glänzten und siegten. Aber dieser Fürstenglanz war kein unfruchtbarer — wie es jetzt oft darzustellen beliebt wird; er verklärte und weihte den Opfertod der Völker. Mit dem strahlenden Namen des Fürsten vereinte sich der Name der Nation, und will diese in Wahrheit Ruhm und Größe, nicht blos materiellen Besitz und aufgestapelten Reichthum, so scheint mit Strömen Bluts ein so kostbarer Name, wie der Friedrich des Großen, nicht zu theuer erkauft.

Carl VI. hatte durch die bekannte pragmatische Sanction das Erbfolgerecht in weiblicher Linie festgesetzt, demnach, da er nur zwei Töchter hinterließ, erbte Maria Therese, geboren zu Wien 1717, den Thron. Sie bestieg auch sofort nach des Vaters Tode den Thron von Ungarn, Böhmen und Oestreich 1740, indem sie zugleich ihren Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen mit sich erhob, dem sie 1736, da sie neunzehn Jahr alt

war, die Hand gereicht hatte. Somit zierte die angeerbte Krone ihr Haupt, da sie eben ihr vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Kaum war sie jedoch in Besitz ihres Erbes getreten, als von allen Seiten Protestationen einliefen. Die Gültigkeit der pragmatischen Sanction und der letzte Wille Carl's VI. wurden von einer Anzahl Bewerber zu gleicher Zeit angegriffen. Der Erste, der sich ins Erbe setzen wollte, war der Churfürst Carl Albrecht von Baiern, der von Anna, der älteren Tochter Ferdinand I. abstammte, der in seinem Testamente festgesetzt hatte, daß, im Fall die männliche Linie erlösche, die Thronfolge von Böhmen und Oestreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte; der Zweite war Philipp V., König von Spanien, der als männlicher Habsburg, vermöge der Familienverträge von 1617, Ansprüche auf den östreichischen Thron machte. Zu diesen zwei gesellten sich mit zwar geringeren, aber ebenfalls hartnäckig behaupteten Forderungen Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme Catharina's, zweiter Tochter Philipp II. und verlangte Mailand. Joseph I. älteste Tochter war an August III., Churfürsten von Sachsen vermählt, und aus diesem Grunde verlangte auch August Antheil am Erbe. Die Churfürsten von Cöln und Pfalz gesellten sich gleichfalls zu den Fordernden. Maria Therese war entschlossen, Kei-

nem etwas zu gewähren, sondern ihr Erbe ungeschmälert für sich zu behalten. Um diesen Entschluß zu fassen gehörte Muth dazu — oder wenn wir es näher, freilich nicht im östreichischen Sinne und nicht so schmeichelhaft für Theresien bezeichnen wollen — Unkenntniß der Gefahr. Als junge vierundzwanzigjährige Frau konnte sie auch unmöglich den ganzen Umfang ihrer bedrohten Stellung überschauen. Lobenswerth war ihr Eifer, ihr Erbe ganz für sich zu behalten, doch welcher Fürst hätte einen solchen Eifer nicht gehegt? Der Kampf begann. Der Churfürst von Baiern, den Frankreich unterstützte, ließ sofort (im Juli 1741) zwei starke Heere über den Rhein und die Maas vordringen. Friedrich II., ehe er seine Feindseligkeiten gegen Oestreich begann, hatte Theresen Vorschläge gemacht. Er hatte sich vier schlesische Fürstenthümer erbeten, und wenn er diese erhalten, versprach er die junge Königin in ihrem Rechte zu schützen und gegen ihre Feinde ein Heer zu stellen. Als er mit Stolz und Erbitterung von der Erbin abgewiesen wurde, rückte er am 23. Dec. 1740 in Schlesien ein. Maria Therese hätte vielleicht schon hier mit ein wenig Nachgibigkeit sich einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen; sie, die gar keinen damals hatte und ganz allein stand. Man hat dieses als Muth, als edlen Stolz gepriesen; sei es; allein es scheint, daß,

wenn wir die Blätter der politischen Geschichte dieser Fürstin entfalten, wir hier zuerst auf eines treffen, auf dem sehr deutlich die Spuren von Eigensinn und Unkenntniß ihrer Lage verzeichnet sind.

Diesem Zusammentreffen Maria Theresens mit Friedrich II. suchen übrigens die östreichischen Schriftsteller einen beinah fatalistischen Charakter zu geben. Diesen Schilderungen zufolge erscheint Friedrich durch Oestreich gerettet, um später Oestreich mit Undank zu lohnen. Seckendorf, der östreichische Gesandte, wird erzählt, habe damals, als Friedrichs Vater, erzürnt über den Fluchtversuch des Sohnes, diesen zum Tode verurtheilte, um des Prinzen Leben gebeten, und der König habe ihm, die Bitte gewährend, zornig zugerufen: „Nun Oestreich wird noch sehen, welche Schlange es im Busen genährt.“ So sei denn Friedrichs Existenz unheilbringend für Oestreich geworden, und Maria habe dieses Gefühl schon empfunden, als Carl VI. sie aufgefordert, Friedrich zum Gemahl anzunehmen. Sie habe ihn nicht gemogt, und eine innere Stimme habe ihr gesagt: diesen mußt du fliehen! So erklären die sich um mystische Motive kümmernden Geschichtschreiber Oestreichs den Abscheu und beinah Haß, den die Kaiserin gegen Friedrich hegte, und die Zeit ihres Lebens hindurch gehegt hat. Die Wahrheit ist, daß jedesmal, wenn Friedrich sich ihr zu

nähern versuchte, und er versuchte es oft, sie ihn mit empörender Kälte und mit einer beleidigenden Eile zurückwies. Friedrich hatte kein Glück bei den Frauen: von Elisabeth wurde er gründlich gehaßt, von Maria zwar niemals offen, aber geheim eben so entschieden verfolgt. Nur Catharina war das einzige gekrönte Weib, das groß genug fühlte und dachte, den großen „Mann" neben sich nicht mit Neid, sondern mit Freundschaft und Bewunderung anzusehen.

Der Zurückweisung der Vorschläge Friedrichs folgten nun rasch seine Thaten: zu Ende Januar 1741 war ganz Schlesien in preußischer Gewalt. Die Schlacht bei Molwitz am 10. April, die der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau gewinnen half, vervollständigte diese Errungenschaft von Friedrichs Waffen. Während der König, seine Vortheile verfolgend, tief in Mähren eindrang, kamen die französischen Heere über den Rhein, die Baiern drangen bis Passau vor. Der Churfürst von Baiern nahm den 14. August 1741 Linz ein und ließ sich als östreichischem Erzherzog huldigen; die vereinigten Heere drangen bereits auf die Uebergabe Wiens. Hier nun erschien Therese, die sich nicht anders zu retten wußte, in Preßburg, den 11. Septbr 1741, vor dem versammelten Adel und den Ständen Ungarns und rief diese kriegerische Nation, deren Krone sie vor drei Mo-

naten feierlich in Empfang genommen, zu ihrem Retter auf. Im Königsschmuck des heiligen Stephan, mit dem Schwerte umgürtet, dabei ihren sechs Monat alten Sohn Joseph auf dem Arme, hielt die junge Frau eine feurige Rede, in der sie zeigte, wie die Tugenden ihrer großen Ahnen in ihrer Seele eingebürgert waren, und wie sie mit diesen Tugenden klug die verführerischen Reize des verlassenen und verfolgten Weibes zu verbinden wußte. In dieser einzigen Scene erschöpfte Maria Therese die ganze Poesie ihres Lebens, hier allein sehen wir sie als Individuum wirken: der volle Lichtstrahl der Geschichte fällt auf ihr Haupt; später verliert sie sich unter den Massen, und immer schieben sich ihre Minister und Generale, später ihr Sohn vor, wenn wir sie suchen. Wir müssen also großes Gewicht auf diese Einzelthat richten, und wenn ihre prüden und lächerlichen Gesetze, die sie später gab, und durch die sie zugleich mit dem Geist der Geschichte den der Menschenwürde beleidigte, uns widrig berühren, so müssen wir an diesen Auftritt denken, um uns zu vergegenwärtigen, daß doch Größe und Genialität in dieser Frau war, die später so eng bürgerlich hanthirte. Die Wirkung, die jenes heldenmüthige Erscheinen hervorbrachte, war mächtig. Die ganze Nation war enthusiasmirt: die Jünglinge und Männer, ganz Flamme und zündender Wetterstrahl, schwuren der Köni-

gin Treue bis in den Tod und Errettung von ihren Feinden. Die Säbel blitzten aus den Scheiden, und wie aus einem Munde tönten die Worte: „Wir wollen sterben für Theresia, unsern König!“

Friedrich, dieser feine Menschenkenner auf dem Throne, vernahm nicht sobald die begeisterten Auftritte in Preßburg, als er nach machiavellistischen Motiven handelnd, durch glatte Klugheit und diplomatische Beredtsamkeit die Flamme des schönen Enthusiasmus, die so hoch emporloderte, zu dämpfen versuchte. Er schickte einen Gesandten nach Ungarn und ließ der Nation feurige Complimente machen; drückte sein Bedauern aus, wenn er sich gezwungen sehen würde, gegen ein Volk, das so edel sei und das er in so hohem Grade achtete, seine siegreichen Waffen zu wenden. Er bat sie bei ihrem schönen Schwur es bewenden zu lassen und nichts zu unternehmen; die Königin könne doch nicht gerettet werden. Maria erfuhr dies, und jetzt haßte sie Friedrich erst recht, da sie merkte, wie er heimlich zu vernichten strebte, was sie durch persönliche That als Weib und Fürstin errungen. Der preußische Botschafter Gotter erhielt den Befehl, innerhalb 24 Stunden Wien zu verlassen. Nun drangen alle diese phantastisch wundersamen Völkerstämme vor, die das civilisirte Europa des achtzehnten Jahrhunderts an die längstvergessenen bruta-

len Horden des Mittelalters erinnerten, nun betraten den Schauplatz des Krieges jene Cumanen, Panduren, Wallachen, Tolpatschen, die den Krieg auf gut tartarisch führten und mit derselben Taktik zu siegen sich vorsetzten, mit der Attila seine Hunnenschaaren siegen gemacht hatte. Die Franzosen erschracken entsetzlich über diese grotesken Gestalten, und es gehörte eine große Anzahl chansons und Pariser Epigramme dazu, um das Heer immer wieder ins Feld zu treiben. Eine zweite Hülfsquelle für Therese in dieser Epoche ihrer drohendsten Gefahr war die moralische Schwäche ihres Gegners, des Churfürsten von Baiern, der nicht als Feldherr und Fürst, ja nicht einmal als Mann zu handeln verstand. Statt dem kühnen Friedrich, der bis Mähren vorgedrungen war und schon in Krems und Stockerau weilte, sich sofort anzuschließen, Wien's sich zu versichern, ging der unkluge Fürst nach Prag, ließ sich dort krönen zum Könige und das Jahr darauf (den 24. Januar 1742) in Frankfurt zum Kaiser. Diese prahlenden Schritte machten ihn bei den Bundesgenossen lächerlich und verhaßt; es war als wendete sich das Glück von diesem Augenblicke unwillig von ihm, da er voreilig dessen Zeichen angenommen hatte. Georg II. von England erklärte sich jetzt entschieden, daß er als Garant der pragmatischen Sanction Mariens Rechte auf das Erbe unterstützen

werde. Ein Heer von Hannoveranern, Hessen und Briten rückte in die Niederlande ein, und eine zweite Abtheilung sollte mit den Franzosen und Baiern im Innern Deutschlands kämpfen. Die Generalstaaten gaben ihrerseits anfangs Geld, später ebenfalls Mannschaft. Nun war Hülfe da. Das Beispiel der Ungarn hatte gewirkt; alle Welt fing sich jetzt an für Therese zu interessiren. In England trug man ihr Bild in Ringen und Gürtelmedaillons; die englischen Damen unterzeichneten eine Million Gulden, die Herzogin von Marlborough allein funfzigtausend Pfund. Maria Therese, in einem sehr richtigen Stolze, nahm diese Gelder nicht an. Die Franzosen wurden nun aus ganz Oestreich vertrieben; der eben gekrönte Kaiser sogar aus seinem Erblande, Baiern, verjagt, und gezwungen in Frankfurt von einer Pension zu leben, die dem länderlosen Fürsten der Prinz von Thurn und Taxis auswarf. Friedrich willigte ein, nach der Schlacht bei Czaslau, die er gewann, Frieden zu schließen, und der Breslauer Traktat (1742) kam zu Stande. Der König erhielt Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz.

Therese, obgleich wol fühlend, daß das Glück sie auffallend begünstigt habe, und daß die Erfolge, die sie erlangt, fast wie durch ein Wunder ihr zu Theil geworden, kam auf ihren alten Satz zurück, daß die Erbschaft

ihr ungeschmälert bleiben müsse, und daß daher Schlesien nicht verloren bleiben dürfe. Fürs Erste suchte sie Baiern als Pfand zu behaupten; Khevenhüller und Nadasdy drangen in das Churfürstenthum ein; die Franzosen und die Kaiserlichen wurden verdrängt; durch die Convention von Kloster Niederschönfeld gelangten die festen Plätze Ingolstadt, Straubing und Reichenhall in östreichische Hände und Maria Therese ließ sich feierlich huldigen im Lande ihres Vetters, der vor kurzem in ihrem Lande sich hatte huldigen lassen. Der arme Carl VII. war nun ganz gedemüthigt und sah, unmännlich und feig, seinen einzigen Trost darin, daß er seine Feindin um Gnade bitten wolle. Die Engländer erschienen ebenfalls in Deutschland, Georg II. von seinem Sohne gefolgt, von dem schönen und ritterlichen Herzog von Cumberland, und die mörderische Schlacht zu Dettingen war Theresens Sache äußerst günstig; so wurde auch neue Hoffnung und neuer Ruhm gewonnen durch des Prinzen Carl von Lothringen Uebergang über den Rhein. Diese schnell aufeinander folgenden günstigen Erwerbungen riefen die nie schlummernde Wachsamkeit Friedrichs zu schnellen Thaten. Wenn Therese so fortfuhr zu siegen und mächtige Freunde sich zu erwerben, so konnte sie mit Erfolg hoffen, Schlesien sich wieder zu erobern: Friedrich that also, was er immer zu thun

pflegte, er wartete den Angriff seiner Feinde nicht ab, sondern griff zuerst an, und so stürzte er sich auf Prag, eroberte es, während die Armeen Oestreichs und Englands am Rhein beschäftigt waren, und ließ daselbst nochmals den Schattenkaiser Carl VII. krönen. Die östreichischen Schriftsteller können nicht genug Uebles von diesem neuen Angriff Friedrichs sagen: sie sehen darin Treubruch und Hinterlist. Der König habe einst offen erklärt, er ergreife nur die Waffen um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und sein Land, und Europa die verlorene Ruhe zu geben, und jetzt erfahre man, daß der zu Frankfurt (d. 13. Mai 1744) zwischen Preußen, dem Kaiser, Ludwig XV., Churpfalz und dem Könige von Schweden (als Landgrafen von Hessen-Cassel) geschlossene Bund einen geheimen Artikel berge, demzufolge dem König, wenn es gelänge dem Kaiser die Krone zu sichern, als Ersatz für die Kriegskosten der Königsgrätzer, Leutmeritzer und Bunzlauer Kreis zu eigen fallen sollten. Friedrich, der immer nur an seinen Ruhm, an die Vergrößerung seiner Staaten dachte, machte sich aus diesen Verunglimpfungen wenig; er lachte darüber, wenn man ihm ernstlich zutraute, der Friede Europas, die Unzerstückelung des heiligen römischen Reiches, oder die Aufrechthaltung dieses oder jenes alten Uebereinkommens läge ihm irgend wie am Herzen.

Er brauchte die üblichen Phrasen, wo er sie zu seinem Nutzen anwenden konnte, er spottete über sie, wo sie ihm hinderlich waren.

Der kecke Schritt Friedrichs hatte nicht die großartigen Erfolge, die der König gehofft; die Franzosen, auf die er sich verließ, zeigten sich — wie sie sich oft und fast immer in diesem Kriege zeigten, als schwach und unzuverlässig: Friedrich mußte sich fürs Erste begnügen, den Elsaß von den Oestreichern frei zu machen, und München dem Kaiser wiederzugeben, der nun wenigstens den Trost hatte, in der Stadt seiner Väter sich ruhig niederzulegen und zu sterben. Carl VII. verschwand vom Schauplatz am 20. Januar 1745. Auch dieser Tod kam Theresen unverhofft zu statten. Sein Nachfolger Maximilian Joseph verzichtete auf jede Ansprüche, indem er sich nur ausbedang, daß seinem Vater der Kaisertitel bliebe. Maria Therese erkannte den „todten" Kaiser bereitwillig an. Aber sie gab dieses Geschenk, völlig ohne Bedeutung, auch nicht umsonst; sie ließ sich von dem Churfürsten dafür seine Stimme zusichern für ihren Gemahl Franz bei der Kaiserwahl. Wenn diese Angelegenheit sich schon besonders ersprießlich für sie ordnete, so war drei Monate früher ein noch weit günstigerer Akt für sie ins Leben getreten: nämlich in der Quadrupelallianz zu Warschau (8. Juni 1745), in der

sich England, die Generalstaaten, der König von Polen, als Churfürst von Sachsen als Garanten der pragmatischen Sanction öffentlich bekannt hatten, und Polen und Rußland zum Beitritt veranlaßten. Nun stand die verlassene Frau mächtig da, und an Friedrich war es jetzt an seine Rettung zu denken.

Jetzt sehen wir alle Blicke Europas auf Friedrich gerichtet; jetzt beginnt der preußische Adler, dieser interessante Raubvogel, seinen Flug Wir sehen die Pfeile, die zahllos in die Luft fliegen, die Sennen seiner starken Flügel streifen, ihn zuckend niederfallen machen; wir sehen ihn den Boden mit seinem Blute färben, aber immer wieder neu sich erheben, wenn wir ihn schon getödtet wähnten. Es ist ein Unglück für Maria Therese, einen solchen Feind zu haben, der groß schon im Glück war, aber unüberwindlich wurde, wenn er geschlagen ward. Es folgen jetzt die Schlachten, an deren Zahl und Glanz das Auge des Kriegers sich ergötzt, die das Entzücken eines jungen, kühnen, aufstrebenden Volkes waren, das in jedem dieser Siege eine Berechtigung mehr sah, seinen Fürsten anbetend zu lieben, ihn aufopfernd zu bewundern: es folgen die Namen: Habelschwerdt, Hohenfriedberg, Hemersdorf, Kesselsdorf. Der Dresdner Friede 1745 schloß diesen Feldzug. Friedrich hatte aber nicht verhindern können, daß Theresens Ge-

mahl Franz zu Frankfurt zum römischen Kaiser gekrönt, und von ganz Deutschland anerkannt wurde.

Wir nähern uns hier einem Epoche machenden Factum in dem Regentenleben Maria Theresens, nämlich ihrer Verbindung mit Kaunitz. Zum erstenmal, im Frieden von Aachen, sehen wir diese anziehende und einflußreiche Gestalt zur Seite der Fürstin erscheinen, um sie bis zu ihrem Tode nie wieder zu verlassen. Kaunitz ist es, der jetzt denkt, Kaunitz ist es, der jetzt handelt; wenn der Name der Kaiserin irgendwo bei einer wichtigen Handlung steht, so ist immer der seine damit gemeint. Kaunitz ist's, der sie zu der Einwilligung in die Theilung Polens bringt, Kaunitz, der sie veranlaßt an die verhaßte Pompadour zu schreiben. Wir sehen hier das noch nie dagewesene Beispiel eines Ministers, der unbeschränkt über seine Fürstin herrscht, ohne mit ihr durch andere, als durch die Bande der Politik verbunden zu sein.

Wir dürfen den Gang der Begebenheiten nicht unterbrechen, sonst würden wir hier sogleich über diesen merkwürdigen Mann, der die Physiognomie des Jahrhunderts so scharf ausgeprägt an sich trägt, eine Schilderung einschieben; wir versparen jedoch diese bis auf den Schluß unserer Skizze.

Die erste große und wichtige Entscheidung, zu der Kaunitz die Kaiserin veranlaßte, war, ein Bündniß mit

Frankreich einzugehen. Bei dem Abschluß des Aachner Friedens hatte Oestreich Ursache gefunden nicht ganz zufrieden zu sein mit seinen Bundesgenossen, England und Holland. Die Streitigkeiten in den Niederlanden hatten dies gezeigt. Kaunitz schlug im versammelten Staatsrathe der Kaiserin vor, sich von den Seemächten völlig zu trennen und sich Frankreich entschieden zu nähern. In der Allianz mit Frankreich und Rußland, sagte er, würde Großes für Oestreich zu erreichen sein. Dieses Bündniß kam 1756 zu Stande. Jetzt erhoben sich Frankreich und Oestreich gegen England, dem sich rasch Preußen verbündete.

Kaunitz war groß, denn er erkannte Friedrichs Größe, die Maria Therese nicht erkannte, er ergriff jetzt das Mittel, ihn, dem er keinen großen Feldherrn entgegen setzen konnte, durch die Massen niederzuschmettern, und es war ihm in der That gelungen, eine ungeheure Macht, die verbündeten Oestreicher, Russen, Franzosen, die Reichsvölker, die Schweden und die Sachsen gegen Friedrich in Waffen zu bringen. Aber materielle Macht hat noch nie über den Geist gesiegt. Der Friede zu Hubertsburg ist ein Beweis mehr für diesen Satz.

Der Aachner Frieden beendet die erste Epoche in Mariens Regentenleben, er schließt den Kampf um ihre Krone und ihr Erbe ab, die beide ihr hinfort gesichert

blieben bis auf Schlesien, das verloren war und blieb, und dessen Verlust die Fürstin aus einem gewissen Antrieb der Ehre und des Eigensinns, beide Eigenschaften mischen sich oft seltsam in ihren Entschlüssen, nicht verschmerzen konnte. Sie, die als sie den Kampf begann, gewärtig sein mußte Alles zu verlieren, war, als der Kampf beendigt, nicht zufrieden mit den oft an ein Wunder grenzenden Zugeständnissen des Glücks. Sie achtete es gering, wie es scheint, daß der Kaiser ihr zur gelegensten Zeit starb, daß England sich plötzlich und so wirksam für sie entschied und dadurch die anderen Mächte, die da zögerten und unschlüssig waren, mit zu ihrem Schutze herbeizog; sie achtete ferner den gar nicht vorauszusehenden Glücksfall nicht, daß Elisabeth von Rußland, aufs Neue persönlich durch Friedrich gereizt und in Zorn gebracht, sich auf das entschiedenste für Oestreich erklärte und die ungeheuren Truppenmassen, über die sie befahl, zu Hülfe sendete. Der Aachner Frieden hätte Therese auf den Knieen sehen sollen, dem Himmel dankend, der sie auf einem Throne erhalten hatte, den fast ganz Europa ihr zu entreißen sich verbündet hatte, allein er fand sie mißvergnügt über den Verlust von Schlesien und einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand, Parma, Piacenza und Guastalla schmollend.

Jeder Friedensschluß enthält den Keim zu künftigen

Kriegen; so auch der Aachner Traktat, der schwankender und unbestimmter abgefaßt war, als seine nächsten Vorgänger. Ludwig XV., jetzt der Verbündete Oestreichs, war entschlossen, die spärlichen und welken Lorbern, die seine Heere bisher eingeerntet, durch neue, frische und zahlreiche zu ersetzen. Von den verbündeten Mächten fingen nun Frankreich und England offenen Krieg miteinander an, während Oestreich und Preußen im Geheim miteinander grollten. Friedrich suchte auch hier den ersten Schritt zu gewinnen, und er that dies durch die allerdings nicht zu entschuldigende Plünderung des Dresdner Archivs, dessen Repositorien dem von ihm bestochenen Kabinets-Kanzellisten Menzel offen standen. Hierdurch erfuhr er die Plane, die die verbündeten Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen ihn schmiedeten. Aus diesen Schriften schuf Friedrich eine Anklage gegen die Höfe, und ohne die Antwort oder Vertheidigung der Angeklagten abzuwarten, war er schon am 29. August 1756 mit einem zahlreichen Herr in Sachsen, und durch dasselbe ziehend an der böhmischen Grenze.

Die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges sind sehr bekannt; es liegt durchaus nicht im Zwecke dieser Darstellung, Beschreibungen, die sich anderswo finden, hier wiederum einzuschalten. Wir bemerken nur,

daß die Gestalt Maria Theresens von der Schaubühne fast ganz verschwindet, und wir müssen sie in der Hofburg zu Wien aufsuchen, wo sie sich mit den Sitten ihrer Hauptstadt beschäftigt und, sich um die inneren staatlichen Einrichtungen kümmernd, Umgestaltungen und Verbesserungen anordnet, Verbesserungen, die oft keine waren.

Was den Krieg selbst betrifft, so ist's dem Ehrgeiz und dem Eigensinn der Kaiserin nicht zu verzeihen, daß sie stets die Feindseligkeiten noch weiter fortgesetzt wünschte, und daß sie die wiederholten Anträge Friedrichs, Frieden zu schließen, von der Hand wies. Sie, die als Muster frommer Fürstentugenden gepriesen wird, sie konnte es ertragen, das maaßlose Elend, das Krieg, Seuchen und Hungersnoth in allen Gauen Deutschlands, in ihren eignen Erbländern nicht minder, auf grausenvolle Weise zur Schau legten, mit ruhigen Blicken anzusehen und immer nur die Plane der Wiedereroberung des Verlorenen vor Augen zu haben. Als alle Welt schon den Frieden wollte, wollte sie ihn noch immer nicht; auf ihre Brust allein drückte nicht die schwüle, von Blutdünsten und Pesthauch geschwängerte Atmosphäre; sie beachtete in all dem Jammer, in dem Durcheinander drohender Geschicke und großer Entscheidungen nichts als sich und ihr verkürztes Erbe. Wenn dies nicht Fürstenegoismus ist, so gibt es keinen.

Im Jahre 1765 folgen nun die so oft gepriesenen Schaustellungen der Wittwentrauer. Ein Fürst stirbt, von dem die Geschichte nichts zu erzählen hat; aber er ist der Gemahl Maria Theresens, sie hat ihn mit exemplarischer Treue geliebt, und ganz Europa muß daher ihre Trauer erfahren. Das alte Schloß zu Inspruck, wo er gestorben, wird zu einer Kapelle umgewandelt und Therese stiftet ein adeliges Damenkapitel, dessen Aebtissin sie werden will, um, der Krone entsagend, ewig in Trauer und Gebet an dem Sarge des Dahingeschiedenen zu knien. Zum Glück läßt sie sich von diesem Entschluß abbringen und kehrt wieder in die Hofburg zu Wien zurück. Ein Jahr vorher (d. 24. März 1764) hat sie ihren Sohn Joseph zum Mitregenten angenommen, und den 3. April ist er zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden. In dieser Zeit vermählt sie auch ihren Sohn Leopold mit der Infantin von Spanien. Kurz, eine Menge Familienangelegenheiten, von denen Europa Zeuge ist; dazu kommt ein Krankenlager. Die Pocken befallen die edle Familienmutter und richten die Reste ihrer Schönheit zu Grunde. Der Arzt Van Swieten erhält bei dieser Gelegenheit europäischen Ruhm und wirkt gemüthlich, diplomatisch und in gelehrten Missionen. Er ist ein gütig behandelter Freund seiner Herrin, der er Rath gibt, und von der er gutmüthige

kleine Neckereien zu erdulden hat. Eine große Anzahl langweiliger Anekdoten dreht sich einzig um diesen Arzt Van Swieten und die Kaiserin.

Wir gehen jetzt zu der dritten Epoche über, die die Betheiligung Theresens an der Zerstückelung Polens und an dem bairischen Erbfolgekrieg enthält. Die Einwilligung zu jener Theilung gab sie, nachdem sie erst lange sich hatte von Kaunitz überreden lassen. Es ist auffällig, daß sie dennoch einwilligte. Eine Fürstin, die stets Europa gegenüber ausgesprochen hatte, daß sie ihr Recht, und nur ihr Recht wolle, daß man nicht wagen dürfe auch den geringsten Theil ihres Erbes ihr vorzuenthalten, mußte nothwendig dieselben Grundsätze auch auf die Rechte und das Besitzthum anderer Völker und Souveraine ausdehnen. Man hat angeführt, sie habe den Krieg vermeiden wollen, da Rußland und Preußen, im Fall Oestreich nicht gutwillig in jene Theilung willige, die Kriegserklärung schon bereit gehalten habe; freilich ist dies ein trefflicher Grund, man könnte aber nur dann fragen weshalb, da sie hier so schonend dachte über Menschenleben und die Noth der Länder, sie nicht auch ein wenig von dieser achtbaren Gesinnung in Anwendung brachte, als es sich um ihre eignen Interessen handelte? Bei jedem andern Fürsten wäre diese Frage aufzuwerfen müßig, denn die Politik und der Ehrgeiz,

so wie der Wunsch, sich an Macht und Länderbesitz zu vergrößern, siegen bekanntlich über manche Bedenken und Rücksichten: nur bei Theresen ist es nöthig, sich nach den Motiven näher umzusehen, da diese Fürstin als die den strengsten rechtlichen Prinzipien folgende Machthaberin geschildert wird, als die einzige Unantastbare dem Machiavellismus ihrer gekrönten Zeitgenossen gegenüber. Bei der Theilung Polens hat sie sich wenigstens als solche nicht gezeigt; oder sollen wir annehmen, daß sie schon damals sich gar nicht mehr um die Geschäfte kümmerte, daß sie völlig in Andacht und Wittwentrauer versenkt, Kaunitz unumschränkt schalten und walten ließ?. Sie befahl ihrem Gesandten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerst die vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe festgesetzt ward, daraufhin wurde der 1. September 1772 zum Tage der gemeinschaftlichen Besitzergreifung erklärt. Dem Könige von Polen, diesem unglücklichen Stanislaus, dessen tragische Gestalt wir schon andern Orts näher geschildert haben, wurde eine gemeinschaftliche Erklärung über die Nothwendigkeit und Beschaffenheit dieser Theilung, und den versammelten Reichsständen Abhandlungen über die staatsrechtliche Begründung der Ansprüche der drei Reiche vorgelegt. Die östreichischen Archive mußten uralte Documente herliefern, und man ging hinauf bis zu dem

Lithauischen Jagello und die Königin Hedwig. Die Federn der Kanzelleien arbeiteten unermüdlich, und der unglückliche Reichstag in Polen war nicht minder zu bedauern, daß er diese Prachtstücke kolossaler deutscher Gelehrsamkeit durchlesen mußte, als da er auf der andern Seite die glatte aber determinirte Impertinenz des russischen Gesandten, der da befahl, ohne sich viel auf Gründe einzulassen, hinnehmen mußte.

Im Jahre 1773 willigte Therese ein, den Jesuitenorden aus ihren Staaten zu verbannen. Auch hierzu ließ sie sich lange bitten, denn sie war dem Orden gewogen und ging nur zögernd auf die Beweise ein, die man ihr über die Gefährlichkeit der Väter anführte. Der Orden, wie nicht zu leugnen ist, hat immerdar für Oestreich großen Nutzen geleistet.

Maximilian Joseph III., Sohn jenes Churfürsten, nachmaligen Kaisers Carl VII., der Theresen so viel Widerwärtigkeiten bereitete, starb ohne leibliche Erben, und es fragte sich nun, wer Baiern in Besitz nehmen sollte. Das Churhaus Pfalz, über das ein Vetter Maximilians, Carl Theodor, regierte, machte Ansprüche, die als die nächsten und begründetsten erschienen, und der Churfürst schrieb Maria Theresien „er wolle sein Vertrauen auf den Kaiserlichen Hof setzen, und mit ihm über die Erbfolgesache übereinkommen.“ Diese offene und freimüthige

Erklärung schmeichelte Theresen; sie sah es gern, daß man vor Allen sie zur Schiedsrichterin erklärte. Sogleich wurden wieder die Archive geöffnet, und wie damals dem polnischen Reichstag, jetzt dem Münchner Hofe eine gründliche Darlegung der Verhältnisse und Rechte zugesendet. Man unterhandelte im Stillen; den 31. December 1777 wurde mit Carl Theodor eine Convention abgeschlossen, derzufolge Oestreich jene Länderstrecken sich aneignete, die es 1426 durch die Belehnung vom Kaiser Siegmund erhalten, dazu noch den Heimfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz. Auch wurde mit Zuziehung des Herzogs von Zweibrücken ein Tauschprojekt unterhandelt, welches bezweckte, alle bairischen und pfälzischen Lande gegen die Niederlande einzutauschen. Auf diesen letztern Plan scheint Oestreich viel Gewicht gelegt zu haben. Kaum wurden jedoch die Verhandlungen öffentlich, als Friedrich sogleich Einspruch that und sogar dem Reichstag zu Regensburg eine förmliche Beschwerde gegen den Wiener Hof eingab. Er verlangte, daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werde. Man konnte ihm nicht anders als zurückweisend hierauf antworten, und der Krieg nahm seinen Anfang. Die Streitigkeiten dauerten jedoch nicht lang, es kam zu keiner irgend bedeutenden Schlacht. Schon den 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teschen

geschlossen. Oestreich erhielt den Theil Baierns, der zwischen Donau, Inn und der Salza liegt, der Churfürst die böhmischen Lehen, Sachsen, Mecklenburg, Preußen erhielt keinen Länderbesitz, sondern nur die Versicherung Oestreichs, daß dasselbe sich der Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit der Primogenitur des Hauses Brandenburg nicht widersetzen wolle.

Bei diesem Kriege gestaltete sich auch der Kaiserin Verhältniß zu ihrem Sohne eigenthümlich. Man hat oft Catharina II. getadelt, daß sie ihrem Sohne durchaus keine selbständige Wirksamkeit gestattete, und Marien gepriesen, daß sie den ihrigen zum Mitregenten angenommen. Wir sehen, wie hier ein Fall eintritt, wo Maria ähnlich handelt. Allerdings hatte sie ihn zum Mitkaiser angenommen, allein sie lähmte und vernichtete seine Macht gerade da, wo der junge Fürst seinen Ruhm und Stolz suchte, diese Macht zu zeigen; so bei dem eben besprochenen bairischen Erbfolgekriege. Joseph dürstete nach der Gelegenheit, seinem bewunderten Vorbilde, dem Helden des Jahrhunderts, in Waffen gegenüber zu stehen. Die Mutter wußte dies und kannte den leidenschaftlichen und ehrgeizigen Charakter des Sohnes; sie wußte also auch, wie tief es ihn kränken, wie bitter es ihn demüthigen mußte, wenn sie ihn verhinderte, den Frieden so glänzend und für Oestreich ruhmvoll herbei-

zuführen, wie der Plan hierzu seinem Geiste vorschwebte, und wie er Muth, Kraft und Geschicklichkeit besaß, ihn in Wirklichkeit durchzusetzen. Sie schickte Befehle, die geradezu die Befehle des Sohnes durchkreuzten. Es scheint, daß es besser gewesen wäre, ihm keine Macht zu vertrauen, als sie ihm zu geben mit dem eigenwilligen Vorbehalt, sie ihm zu jeder Stunde wieder zu rauben. Der Großfürst Paul verlangte damals den Oberbefehl über die Armee, die nach Schweden ging; alle Welt erschrack über die Härte Catharinens, die ihm die Gewährung dieses Wunsches versagte: hätte sie sie ihm gewährt und ihn dann im entscheidenden Moment so machtlos gemacht, wie Therese Josephen, so, dünkt uns, wäre dies noch viel härter gewesen.

Maria Therese hatte ihr vierundsechzigstes Jahr erreicht; ihre sonst so feste Gesundheit wurde schwankend; sie hatte eine ungewöhnliche Corpulenz erlangt und diese verband sich mit einer Anlage zur Wassersucht. Eine Erkältung, die sie sich bei Gelegenheit einer Procession, von denen sie keine zu versäumen pflegte, zuzog, brachte ihr Ende herbei. Sie starb den 29. November 1780, gesegnet und aufrichtig beweint von ihrer Hauptstadt, deren zahllosen Armen sie wahrhaft eine Mutter und Helferin gewesen war. Das Verdienst frommer Wohlthätigkeit ist ihr im hohen Grade eigen gewesen,

so wie sie auch immerdar von gutem Willen durchglüht war, und, wenn das Schicksal sie nicht auf einen Thron, sondern in die Mitte einer zahlreichen und wohlgeordneten achtbaren Familie berufen hätte, wäre sie eine äußerst würdevolle und in strengster Rechtlichkeit die Ihrigen führende und leitende Hausfrau geworden. Die Künste und Wissenschaften beschützte sie nicht, denn sie verstand von keinem dieser Dinge etwas; weder hatte sie Freude an Gemälden, noch ein Ohr für Poesie, noch Geschmack für Musik. Was in Aufmunterung und Unterstützung Betreffs dieser Culturzweige geschah, geschah, wie es in monarchischen Staaten immer geschieht und wie es einmal erblicher Gebrauch ist. Dennoch hat man Maria Therese Beschützerin der Künste und Wissenschaften genannt; sie war es mit eben dem Recht, wie es hundert andere Fürsten waren und noch sind; nämlich sie ließ bestehen was einmal eingerichtet war, stiftete auch wol hier und da ein neues Kunstinstitut, und wenn die Akademien und Kunstsäle die gehörige Anzahl Produktionen, gelehrte Reden und Bücher zu Tage förderten, die sie zu Tage zu fördern einmal für allemal angewiesen waren, um ihren Namen und ihre Titel zu rechtfertigen, so war es damit gut und der Staat war mit dem versehen, was man Kunst und Wissenschaft zu nennen pflegt. Ein Fürst, der in Wahrheit die Künste

beschützt, prägt denselben einen so eigenthümlichen Charakter auf, daß nicht allein sein Land, sondern die ganze civilisirte Welt daran Theil nehmen muß, sie mag wollen oder nicht.

Was Theresens Aeußeres betrifft, so hat gewiß der Leser irgend einmal ein Portrait gesehen, sei es in einer Gemäldegalerie oder in einem Buche, das eine wohlbeleibte Matrone darstellt, mit strengfreundlichen Zügen, in Schwarz gekleidet, und er besinnt sich, daß es die Kaiserin-Königin war. Der eigenthümliche Schnitt des kleinen schwarzen Florhäubchens, das an der hohen Stirne zurückgestrichene, stark gepuderte Haar und endlich das Flortüchelchen, das eng um den Hals schließt und in zwei Spitzenenden am Busen niedergeht, der gegen die damalige Mode sehr verhüllt ist und an dem Brustpanzer von starrer Form keine Demanten und Perlen zeigt: Alles an diesem Bilde ist charakteristisch und deutet auf einen besonderen Willen hin, der absichtlich den Gesetzen der Mode entgegenarbeitet. Und so war es auch. Einst soll sie die Künste der Toilette geübt haben, versichert man, allein sie gab sie rasch auf, weil sie sie einestheils als sündlich betrachtete, anderntheils, weil sie nur ihrem Gemahl gefallen wollte und sicher war, daß sie ihm gefiel, auch in der einfachsten, in der schmucklosesten Kleidung. Gute Frauen und treue

Ehegattinnen haben diese Vernachlässigungen oft in ihrer Art. Der östreichische Plutarch sagt in respektvollen Ausdrücken: „Maria Theresia war größer als die meisten Frauen, aber die vollkommene Proportion ihrer Gestalt zeichnete sie noch mehr aus als ihre Größe. Ihr Angesicht war ein schönes Oval, belebt durch milde und doch feurige (obwol nur graue) Augen, geziert durch die herrlichste Farbe, durch die gebogene Nase der Habsburger, durch einen überaus lieblichen Mund, der die aufgeworfene burgundische Lippe nicht mehr hatte. Sie war mehr blond wie alle Habsburger, glich aber doch mehr ihrer Mutter als ihrem Vater, obwol auch von jener in manchen Zügen und im Ausdrucke ganz verschieden. Als sie älter wurde, verlor ihre Gestalt das schöne Ebenmaß. Einst so schlank, wurde sie sehr fett, und die Pocken, die sie in ihrem 49. Jahre an den Rand des Grabes gebracht hatten, entstellten vollends dieses Meisterwerk der Schöpfung. Ihr Anstand war majestätisch, ja heroisch, wie ihr Thun. Sie besaß die unschätzbare Herrschergabe nach Willkür zu erscheinen, wie jedesmal die Gelegenheit forderte: freundlich oder gebietend, ermunternd oder in Schranken haltend. Ihre Stimme war hell, die Sprache rasch, begleitet mit vieler und lebhafter Geberde, der feurigste Ausdruck in jeder Bewegung. Ihn mäßigte zwar stets die hohe königliche

Würde, aber unverkennbar schimmerte ihr Temperament, das rein sanguinische durch.“ —

Diesem Urtheil steht manches andere entgegen, das unmittelbar die Zeitgenossen gefällt haben, doch würde es uns zu weit führen, wenn wir über eine Fürstin, die eine Ehre darin suchte, keine glänzende und interessante Erscheinung nach Außen hin zu zeigen, die rigoristisch alle jene gewinnenden Künste der Anmuth und der Geisteslebendigkeit von sich verbannte und an Andern verfolgte, die nicht die leiseste Ahnung von dem Zauber hatte, den eine Frau, selbst wenn sie mit allen Kronen der Welt geschmückt wäre, nie außer Acht lassen darf, um sich der Herrschaft über die Männer zu versichern, sie zu Thaten des Muths und der grenzenlosesten Ergebenheit anzufeuern — wir sagen es würde uns zu weit führen und dabei völlig nutzlos sein, wenn wir über das Aeußere einer solchen Fürstin viel Worte verlieren wollten. Eine ihrer Töchter besaß alle jene eben bezeichneten Eigenschaften, es war jene unglückliche Marie Antoinette, berühmt durch ihre Antipathien und Sympathien, durch ihre Koketterie, durch ihre graziöse Laune, und endlich durch ihre Standhaftigkeit und Größe im Unglück; aber gerade diese Tochter war nicht der Liebling der Mutter, die ihre Vorliebe einer gravitätischen Erzherzogin schenkte, die frühzeitig Aebtissin eines Klo-

sters wurde und das Muster einer pedantischen Nonne, einer hochmüthigen, strengkalten Fürstentochter war. Auch ihr Sohn Joseph war ihr zu genial und sie hatte fortwährend an ihm zu tadeln; oft sogar in Gegenwart des Hofes gab sie ihm demüthigende Zurechtweisungen, wofür er sehr respektvoll ihr die Hand küßte.

Frau Caroline Pichler hat uns in ihren neuerdings erschienenen Denkwürdigkeiten einige anziehende Umstände aus dem häuslichen Leben der Kaiserin aufbewahrt. Frau Carolinens Mutter war Kammerfrau bei der Kaiserin, als diese schon in vorgerückten Jahren war. Wir erfahren hierdurch, daß diese Dame entsetzlich geplagt wurde, indem man sie an einen zugigen Ort zwischen zwei offenen Fenstern setzte und sie da schreiben oder lesen ließ, daß demnach die Kaiserin wenig Rücksicht auf ihre Dienerschaft nahm, und machthaberisch die anhaltendsten und erschöpfendsten Dienste forderte. Die durch diese Behandlung herbeigeführte Kränklichkeit der Jungfer Greiner war aber nicht die einzige ihr zugefügte Unbill, sondern man verhinderte das Mädchen zu heirathen, als es gerade dazu die größte Lust bezeigte. Die Kaiserin liebte nicht, daß eine Dienerin, an die sie sich einmal gewöhnt hatte, ihr durch Heirath entzogen wurde, und so gebot sie der Liebenden zu warten. An und für sich sind diese Umstände sehr wenig wichtig,

bei der bekannten Denkungsart Maria Theresens erhalten sie jedoch Bedeutung. Die Tyrannei der Kaiserin in Ehesachen wird hier zwar nur angedeutet, allein doch schon mit sehr merkbaren Zügen. Aus anderen Quellen schöpfend, wissen wir jedoch zur Genüge, wie weit diese Eingriffe in die persönliche Freiheit, in das geweihte Asyl der Familie und des Hauswesens gingen. Hier trifft Maria Therese mehr als ein gegründeter Vorwurf, ja sie erscheint mit ihrer engherzigen Sittendespotie, mit ihrer beschränkten Ansicht über die Ehe und die Stellung des Weibes, mit ihrer bis zur Grausamkeit gehenden Intoleranz und ihrem derben Eingreifen in die zartesten Verhältnisse wahrhaft Schrecken erregend, sie, die sonst so würdevoll und vertraueneinflößend erscheint. Daß sie für ihre Person nichts von den Grazien der höheren Geselligkeit wußte, daß ihr nie, auch nicht auf die entfernteste Weise, in den Sinn gekommen war, wie es der edlen Frauen Amt und Pflicht sei, das Leben, das leicht in Enge und qualvolle Schwere versinkt, durch die Anmuth graziöser Formen, durch den Hauch blühender Geistescultur und durch die tausend Reize genialer Sittlichkeit, die zugleich die höchste Schönheit, die lebendigste Wahrheit, die reinste Tugend ist, zu verherrlichen, wollen wir ihr nicht anrechnen, denn Niemand kann sich geben was ihm versagt ist; allein, daß sie sich unterfing —

sie, eine durch und durch prosaische Natur — mit wahren Keulenschlägen ihres Scepters ihre Hauptstadt zu zwingen, so und nicht anders über Geselligkeit, Familienglück und Frauenehre zu denken, wie sie dachte, das ists, was der Menschenfreund bitter tadeln muß. Und welche Mittel wandte sie an, um ihrem Ausspruch Geltung zu verschaffen! Welch eine fluchwürdige Espionage, die sich in die intimsten Verhältnisse der Familien, in die keuschesten Geheimnisse der Ehe eindrängte, wucherte unter ihrem Schutze. Wir führen nur die Machinationen an, die sich die sogenannte Keuschheitscommission zu üben erfrechte; wo edle Frauen, auf schimpfliche, in Dunkel sich hüllende Anklagen, ungehört verdammt, ihren Familien entzogen und in die Mauern eines Klosters eingekerkert wurden; wie andere zur Ehe gezwungen wurden durch alle Grade elterlicher Despotie hindurch, die als letztes Mittel den Befehl der Kaiserin vorwies. So wurden die jammervollsten Ehen geschlossen, die glücklichsten oft getrennt. Es ging so weit, daß Niemand sich mehr getraute sein Haus der geselligen Freude, den schuldlosesten Festen zu öffnen, daß alle socialen Verhältnisse unter der Geißel einer mehr als puritanischen Strenge seufzten. Wir wollen gern bekennen, daß die Kaiserin hierbei immer die beste Absicht hatte, allein genügt diese, und kann der Despotismus nicht ebenso

sich entschuldigen? Wir haben gelesen, wie die Kaiserin dem Prinzen Rohan, dem französischen Gesandten in Wien verbot, kleine Soupers zu geben, bei denen Frauen erschienen und die nach Pariser Sitte spät in der Nacht endeten. Geschah dies mit dem Gesandten, und noch dazu mit dem Gesandten der Macht, der man schmeichelte, wie mag es erst anderen Häusern ergangen sein.

Um den Vorwurf nicht auf uns zu laden, daß wir, trotz der nur flüchtigen Skizze, denn nicht mehr haben wir zu geben versprochen, irgend etwas ausgelassen haben, was zum Ruhm der Kaiserin-Königin beiträgt, wollen wir die Verbesserungen in den Verwaltungszweigen und im Heer nachzählen, wie sie uns der östreichische Plutarch vorzählt. Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, zu untersuchen, ob und wieviel wirklich die Kaiserin hier in eignem Willen und Wissen, und aus persönlicher Anschauung und Beurtheilung der Personen und Verhältnisse, wie dies Catharina und Friedrich thaten, gehandelt hat, genug, „es geschah unter ihrer Regierung.“

Das alte Gesetzbuch, die Carolina, berüchtigt durch seine furchtbaren Strafedikte, durch die Anwendung der Tortur, die es vorschreibt, wich einem Codex in milderen Formen und zeitgemäßer geordnet. Das neue Gesetzbuch erhielt den Namen Theresiana. Aber auch hierin

noch waren empörende Martergrade vorgeschrieben, um den Leugnenden Geständnisse zu erpressen; es gelang später, die Tortur gänzlich abzuschaffen und die Todesstrafe nur den gefährlichsten Verbrechen, die die Grundlage der menschlichen Vergesellschaftung erschüttern, zuzuerkennen. Ein Mann, den rühmlich die Geschichte wie die Poesie Oestreichs nennt, der Freiherr von Sonnenfels, erwarb sich bei Wegräumung dieser mittelalterlichen Barbarei Verdienste.

Die geliebten Ungarn, diese ritterlichen Helden, die die Ersten gewesen waren, den schwankenden Thron des sechsten Carl zu stützen, fanden in Maria Therese eine höchst wohlwollende Beschützerin. Es ist ohne Zweifel ein Zug der Größe, der dem Herzen Theresens Ehre macht, daß sie jenen Beweis der Aufopferung und Treue, den sie auf dem Landtag zu Preßburg erhielt, nicht vergaß. Unter den früheren Regenten aus dem Hause Habsburg waren die Ungarn stiefmütterlich behandelt worden, sie waren demnach öfters auffässig geworden und es gab weder Vertrauen auf der einen, noch die gehörige strenge Gerechtigkeit auf der andern Seite. Maria Therese gab ihnen nicht allein ihre früheren Rechte aufs Neue beglaubigt und verbrieft zurück, sie sorgte auch, daß der Name der Ungarn in ihren Staaten immer zuerst und mit den größten Ehren genannt

wurde. Graf Ludwig Batthiany, der letzte Palatin von Ungarn, starb am Hofe, persönlich befreundet und als Rathgeber geschätzt von seiner Fürstin.

Für Illyrien und Siebenbürgen wurden gleichfalls Verbesserungen der innern Verwaltung eingeführt; das Letztere 1764 zu einem eignen Großfürstenthum erhoben.

Unter Theresiens Regierung wurde die Ritterakademie zu Kremsmünster gestiftet, eine für den Adel allerdings sehr wichtige Erziehungs- und Versorgungsanstalt, dann das Theresianum, der Savoyische und Löwenburger Convict, die orientalische Akademie, die Akademie der bildenden Künste, die Akademien zu Brüssel, Roveredo und Mantua, die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia.

Wir haben eine gerechte Scheu, die große Liste Gelehrtennamen abzuschreiben, die wir, als unter der Regierung Theresens erblühte große Männer, in unserm Leitfaden angegeben finden. Es sind Namen, die fremd ins Ohr klingen, außer einigen wenigen, die auch fürs übrige Deutschland bekannt worden. Unter den Dichtern: Denis, Metastasio, Mastalier; unter den Künstlern Kempelen; ein paar Namen haben europäischen Ruf: Gluck, Hasse. —

1766 wurde ein Hofkommerzienrath gegründet, um den Geist des Handels und der Gewerbe zu heben.

Eine Anzahl neugegründeter Fabriken machte sich in den Erbstaaten bemerkbar. Von 1760 bis 1770 kam in Handel und Gewerbe ein besonders auffälliger Schwung. 1774 wurde ein neuer Zolltarif gegeben.

Außer Kaunitz, der während zwei Drittel der Regierung Theresens Eines und Alles war in Staatsgeschäften, machten sich noch Horneck, Justi, Sonnenfels, die Grafen Haugwitz, Hatzfeld und Zinzendorf bemerkbar. Sie wandten ihre Thätigkeit besonders der innern Verwaltung zu, und die Zweige der Staatswirthschaft, des Handels und der Industrie ergrünten durch ihre Vorsorge, durch ihre weise Wachsamkeit. Die Studien und gelehrten Anstalten hatten an Van Swieten einen Förderer; Bourguignon, Morlini und Riegger folgten seinem Vorgange. Was das Departement des Kriegs betrifft, so beschränkt sich Theresens Aufmerksamkeit auf die Anlegung und neue Organisirung einiger Kadettenhäuser und Militairakademien. Der Fürst Wenzel Lichtenstein, nächst ihm Rouvroy und Alsson erwarben sich Verdienste um die Verbesserung der Artillerie. In Wien, Mecheln und Antwerpen wurden Invalidenhäuser gebaut.

Von den Orden, die die Kaiserin-Königin gestiftet, ist der Theresienorden, nach der Schlacht von Collin gegründet, der im übrigen Deutschland bekannteste, nächst ihm der Elisabethorden, schon von Theresens Mutter

geschaffen, von ihr jedoch erweitert, dann der Stephansorden, den theuren Ungarn zu Liebe gegründet 1764.

Wir gehen jetzt, wie wir es versprochen haben, zu der Schilderung des Grafen, nachmaligen Fürsten Wenzel Anton Kaunitz über, der wir einige Notizen über den General Laudon beifügen wollen.

Der geistvolle Sonderling und der eminente schöpferische Kopf, von dem wir hier reden, hat, trotz dessen, daß er aus guter und selbst angesehener Familie entsprang, seinen Weg sich selbst gebahnt und Maria Therese kann sich nur rühmen, ihn später gehalten, keineswegs ihn gefunden oder gar sich heranerzogen zu haben, wie Catharina es mit ihren Ministern thun mußte. Kaunitz kam zu Oestreich, nicht zu Maria Therese; jedem andern Fürsten hätte er ebenso treu und aufopfernd seine Dienste gezollt, denn diese galten dem Lande, nicht der Person des Fürsten. In Kaunitz stellt sich das Oestreich dar, das eine Berechtigung hat, neben Preußen genannt zu werden, das Oestreich des achtzehnten Jahrhunderts. Als dieser ungewöhnliche Mann auf der Schaubühne erschien, ging ein Flüstern unter den Zuschauern; Jedermann wußte nun, daß eine große Rolle einem großen Talente zugefallen war. Unter allen der Erste, der die Begabung des neuen Ankömmlings aus seinem ersten Auftreten sogleich herausmerkte, war Friedrich.

Wie sehen wir ihn in seinem Kabinet zu Sanssouci erschrecken, und doch zugleich freudig staunen, als er zum erstenmal von diesem Grafen Wenzel Anton und seinen Reden im Staatsrath zu Wien in den geheimen Depeschen seines Gesandten liest! Auf diesen Namen lauscht er nun; wo er ihn aus dem brausenden Sturm dieser tausende von Namen, die täglich um sein Ohr toben, heraushört, wird er aufmerksam und überlegt das schon Ueberlegte nochmals. Das Schwert Daun's, über das der Pabst den Segen gesprochen, fürchtet er nicht, aber er fürchtet die Feder dieses Mannes, dem er nie im Felde begegnet, der aber doch das Mittel entdeckt hat, ihm die blutigsten Wunden zu schlagen. Als Kaunitz das Bündniß mit Frankreich, Rußland und Sachsen zusammengebracht hatte, merkte Friedrich, welche Kräfte es waren, gegen die er eigentlich sich zu waffnen habe.

Das Geschlecht der Kaunitz stammt aus Mähren, wo ihre Familienburg von Otto von Kaunitz während der Regierung des Markgrafen Conrad von Mähren gegründet ward. Wenzel Anton, von achtzehn Geschwistern der fünfte Sohn, ward früh zum geistlichen Stand bestimmt und schon in der Wiege Domicellar zu Münster. Der Tod der älteren Brüder änderte seine Laufbahn und er ging in den Staatsdienst über, nachdem er abwechselnd in Wien, Leipzig, Regensburg und Leyden

studirt hatte. Carl VI. machte ihn 1737 zum Reichshofrath, bald darauf zum Commissarius bei der permanenten Reichsversammlung zu Regensburg. Im Jahr 1741 beginnt seine diplomatische Wirksamkeit, indem ihm schnell nacheinander Sendungen nach Florenz, Rom und Turin anvertraut wurden. Dieser dreijährige Aufenthalt in Italien war äußerst bildend für den angehenden Staatsmann; er lernte hochgestellte Personen und schwierige Verhältnisse, zu deren Beilegung und Lösung er beizutragen glückliche Gelegenheit fand, kennen. Bei der Vermählung Maria Anna's, Theresens einziger Schwester, mit dem Herzog Carl Alexander von Lothringen, dem Bruder Franzens, Theresens Gemahl, nahm Kaunitz die Oberhofmeisterstelle bei dem zum Generalgouverneur der Niederlande ernannten Herzog an; mit dieser Stelle war auch der Gesandtschaftposten in Brüssel verbunden. Als die Erzherzogin Anna starb und bald darauf Brüssel von den Franzosen eingenommen wurde, bat Kaunitz ihn aus seiner Stellung zu entlassen. Maria Therese gewährte ihm diese Bitte nicht, erlaubte ihm nur in Aachen die Bäder zu brauchen. Hier in Aachen lernte er die berühmtesten Staatsmänner der streitenden Mächte kennen, da der Pacifikations-Congreß dorthin verlegt worden war. Von Aachen kam Kaunitz nach Wien, um 1747 nach London gesendet zu werden; eben-

falls eine höchst schwierige, und wenn sie gelang, äußerst dankbare Mission, denn es galt, die eigentliche Gesinnung eines bis jetzt sich schwankend zeigenden Alliirten zu erforschen.

Nach Abschluß des Aachner Friedens und nach den darauf folgenden Ereignissen, die eine Entscheidung dringend nöthig machten, kam Kaunitzens Haupt- und Lieblingsplan zu Stande, Oestreich mit Frankreich eng zu verbinden. Um diesen Plan gelingen zu sehen, setzte er seine ganze diplomatische Maschinerie in Bewegung. Es ist staunenswürdig, welche Größe, welche Entschlossenheit, welche Feinheit und welche Kenntniß der Menschen und Verhältnisse der mächtig begabte Mann hier zu Tage förderte. Im Staatsrath siegte er anfangs durch ein eigensinniges Schweigen, so daß die Kaiserin, die verwundert war, ihn tändelnd Feder schneiden zu sehen, während sie erwartete, daß er leidenschaftlich seine Meinung dem Streit der alten Minister beifüge, ihn auffordern mußte zu sprechen. Jetzt sprach er und so siegreich, mit einem solchen Schwung von edelster Gesinnung, männlichster Thatkraft durchglühter Rede, daß er die Ansicht seiner viel älteren Collegen überstimmte und die Kaiserin für sich gewann. Das Schwierigste blieb jedoch noch zu thun, er mußte dieselbe Kaiserin, deren rigoristische Sittenstrenge er kannte, deren tiefgehenden Haß

gegen gewisse Personen er in seiner ganzen Fülle zu beurtheilen verstand, dahin bewegen, diese Strenge in gefällige Nachgibigkeit, diesen Haß in schmeichelnde Freundschaftserklärung vor der Welt zu wandeln, nämlich seine Aufgabe war, Theresen zu einem Briefe an die Pompadour zu veranlassen. Er siegte auch hier: dieser weltberühmte Brief, der die Phrase enthielt, die Therese auf ihren Knien Gott später abbat, «ma chère cousine» kam zu Stande. Hätte Kaunitz zu seiner Fürstin in einem Verhältniß gestanden, ähnlich dem, in welchem Mazarin zu Anna von Oestreich stand, so wäre hier nichts zu staunen gewesen; doch er mußte allein durch die siegenden Waffen einer Politik, die ihr Feuer von der Vaterlandsliebe und dem Ehrgeiz borgte, in diesem Kampfe sich die Lorbern holen. Friedrich hat in seinen hinterlassenen Werken diesem Siege Kaunitzens volle Ehre gelassen. Das Bündniß mit Frankreich war ein staunenswerthes, nie für möglich gehaltenes Ereigniß — mit dieser That nahm Kaunitz seinen Fürstenstuhl ein. Unentbehrlich wurde er fürder Oestreich, unzertrennlich sein Name vom Glanz und der Größe des Erzhauses.

Was wir nach dieser Epoche von großen Einrichtungen im Felde des Wissens, der Kunst, des Staatsbedarfs sehen, hat ihn zum Schöpfer. Er war uner-

müdlich thätig, obgleich, wie wir eben sehen werden, es ihm beliebte einen fat, einen petit maitre öffentlich darzustellen, der die Welt zum Theil beleidigte, zum Theil lachen machte. Allein die Größe hat dies öfters an sich; sie verschwistert sich gerne mit der Bizarrerie, mit der Grimaçe, der Farçe. So sehen wir unter Catharinens Regierung den jungen Suwaroff den Narren und Possenreißer im Lager der Soldaten spielen, so übt Peter der Große Scherze aus, die er willentlich als burleske Maske, um dahinter seine tragische Würde, seine Größe und seinen Schmerz der insipiden Menge zu verbergen, vorbindet. Es ist ein psychologisches Motiv hier verborgen. Die Größe bittet der Gemeinheit fußfällig das Verbrechen ab, daß sie groß ist; denn Verbrechen ist es, groß zu sein einer Welt gegenüber, die sich in Kleinheit und Verleumdung gefällt. Schon die Götter werden als neidisch dargestellt, wie viel mehr werden es die Menschen sein, zu allen Zeiten gewesen sein, wie sie es zu allen Zeiten sein werden.

Zu den Seltsamkeiten, die der große Staatsmann der Menge wies, zählen wir jedoch nicht seine Vorliebe für französische Sitte; diese war in seiner Natur begründet; er liebte und ahmte die feinen, graziösen Formen des Umgangs nach, wie sie ihn sein längerer Aufenthalt in Paris, wo er nach Abschluß des von ihm

begründeten neuen Bündnisses mit dem Versailler Hof als Gesandter lebte, hatte kennen gelehrt. Die Wiener, die von diesen Dingen nichts wußten, an ihrem Hofe nichts der Art sahen, fanden mit schiefem Urtheil Vieles lächerlich oder sogar sündlich, was Kaunitz nur angemessen und bequem fand. Durch dieses Spotten über seine neuen Angewöhnungen wurde er in eine feindliche Stellung getrieben und ging willentlich zum Extrem über, und nun zeigten sich diese grotesken Scenen der Toilette, dieses Pudern am Morgen, wo er durch eine Colonne von Dienern, jeder mit einer Puderquaste bewaffnet, hindurchschreitet, um von diesem Puderregen die Locken seiner Perücke bestäuben zu lassen, diese affektirte Grazie, wenn er durch die Gemächer schreitet, diese parfümirten Spitzen, in die er sich hüllt, die Tänzerstellungen, die er annimmt — kurz diese Geckenhaftigkeit, die gerade an dem Hofe, wie Therese ihn um sich versammelte, doppelt auffällig sein mußte.

Der Mann der feinen Bildung, der graziösen Sitte mußte übrigens sehr empfindliche Opfer bringen; er rächte sich hier und da, indem er sich seiner Fürstin gegenüber Freiheiten herausnahm, die die altspanische Hofetikette, wie sie noch in Wien galt, gröblich verletzten; allein den Druck, der auf seiner ganzen Existenz lastete, konnte er damit doch nicht schwinden machen.

Er hätte gerne geistvolle Frauen bei sich gesehen, einen belebten Abendzirkel nach Pariser Sitte um sich versammelt, allein hinter seiner Thür, wie hinter jeder andern Thür lauschte der Beobachter, der die Scherze wog, die Reden kritisirte, die Anmuth richtete und die Blicke zählte. Von allen den Damen, die er gerne sah, blieb bald Eine nach der Andern weg und nur die Gräfin Lauzun, diese Aspasia Wiens, selbst an einem Hofe an dem Therese herrschte, blieb seine treue Freundin.

Welcher von unseren Lesern sich über diesen ausgezeichneten Minister Oestreichs Näheres in Kenntniß bringen will, verweisen wir auf eine treffliche biographische Darstellung, die der Freiherr v. Hormayr (Band 6 des Oestreichischen Plutarch) liefert. Wir halten für unsern Zweck hier genug gegeben. Eine andere, nicht minder beachtungswerthe Geschichtsquelle gibt uns ein Aufsatz, den der berühmte Historiker Ranke in seiner Zeitschrift (Historisch-politische Zeitschrift, 2. Abtheilung, Seite 668), von den Staatsmännern Oestreichs und von der Kaiserin-Königin handelnd, veröffentlicht hat. Diese Schilderung des Wiener Hofs stammt aus dem Jahre 1755 und ist der Feder des nachmaligen preußischen Justizministers, Freiherrn von Fürst, entflossen, den Friedrich zur Regulirung schlesischen Schulden- und Commerzienwesens 1752 nach Wien schickte. Mirabeau in seiner

«De la monarchie Prussienne» schöpfte aus diesen handschriftlich aufbewahrten Papieren, die den Titel führen: Lettres sur Vienne, écrites en 1755. Wir können hierbei Ranke's Namen nicht unberührt lassen, ohne eine anziehende Stelle aus seinem Raisonnement über jenes historische Fragment, das er veröffentlicht hat, hier gleichsam zum Belege für die Auffassung, der auch in diesen Skizzen gehuldigt worden, anzuführen. „Man thut sehr Unrecht," sagt er, „daß man die innere Geschichte der großen Continentalmächte so wenig mit wahrem Ernste cultivirt. In der That ist es eine unzulässige Zärtlichkeit für das Gedächtniß verstorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen, aber sollte man dies fürchten müssen? Ein in absichtliches Dunkel gehüllter Name kann dem Menschen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, fesselt seine Bewunderung und Anhänglichkeit. Welcher bessere Besitz kann einer Nation, kann besonders einem Staate zu Theil werden, als die Geschichte seiner Regierung, die doch zuletzt seine geistige Einheit repräsentirt, von der seine Entwickelung, seine Fortschritte, seine Schicksale

abhängen, die ihm erst zeigt, was er ist, und ihn von dem unfruchtbaren Ideal in die Mitte des lebendigen Interesses fortreißt. Insofern würde die Geschichte der inneren Entwickelung der großen Mächte eine sehr politische Bedeutung bekommen."

Ueber Laudon wollen wir nur bemerken, daß sein Schicksal insofern ein außerordentliches war, indem er wider Willen in die ruhmreiche Laufbahn gestoßen wurde, die er durchmessen. Sein Wunsch war Friedrich zu dienen, und erst da dieser ihn nicht annahm, ging er nach Oestreich über. Er stammte aus einem sehr alten und ausgebreiteten Geschlechte in der Grafschaft Ayre in Schottland. Die Familie unseres Helden verließ schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Schottland und begab sich nach Liefland. Laudons Oheim war Hauptmann der Leibwache Carl XI. Er zählte fünf Jahre, als durch den Nystädter Frieden sein Vaterland unter russische Herrschaft kam: er trat in russische Dienste. Da sein Wunsch, im Kriege beschäftigt zu werden, keine Gewährung fand, verließ er Rußland und kam zuerst nach Berlin, wo er Gelegenheit suchte, Friedrich vorgestellt zu werden, mit der Bemerkung, daß er sehnlichst wünsche, in preußische Dienste zu treten. Friedrich sah den jungen Mann auf einer Truppenparade, und hier mißfiel ihm sein Aeußeres; er wandte sich ab und sagte

zu seiner Umgebung: «La physiognomie de cet homme ne me revient pas!» Ein merkwürdiges Zeugniß, wie der große König sich durch äußerliche Eindrücke bestimmen ließ. Laudon war übrigens, wenn wir den Portraits, die von ihm existiren, glauben sollen, von einer ungewöhnlichen Häßlichkeit. Er hatte ein langes, schmales, mageres Gesicht, in welchem finstere, unter buschigen Brauen glühende Augen unheimlich schimmerten, brennend rothes, trotz des Puders farbig durchscheinendes Haar. In Wien, wo er nunmehr Anstellung fand, ging es ihm anfangs keineswegs gut; er hatte öfters Streit mit seinem Obersten, dem übermüthigen, habsüchtigen, grausamen Trenk, bis ihn Kaunitz gleichsam entdeckte, und bis die Einnahme von Hirschfeld 1757 Laudons kriegerisches Talent außer Zweifel setzte. Von jetzt an blieb ihm das Glück ziemlich günstig; er mußte jedoch mit Dauns Neid kämpfen, und dieser Neid zwischen den zwei bedeutendsten Feldherrn Oestreichs im siebenjährigen Kriege schwächte auch nicht wenig die Wirkung der Waffen des Kaiserstaats. Bei Kunnersdorf war er es, der Friedrich am meisten zu schaffen machte: das „unangenehme Gesicht" war hier in der That unheilbringend. Für den Sieg bei Kunnersdorf wurde er zum Feldzeugmeister erhoben. Ueberhäuft mit Ehren und Belohnungen starb er 1790, nachdem er auch von Joseph in seinen Wür-

den und Aemtern bestätigt und nach Verdienst gepriesen worden.

Schließlich wollen wir zweier künstlerischen Darstellungen des Charakters Maria Theresens Erwähnung thun, die zwei dichtende Frauen kürzlich der Lesewelt in Form eines Romans gegeben haben. Beide Darstellungen haben ihre Bewunderer gefunden und beide sind vielleicht auf gleiche Weise dem Original unähnlich. Die eine dieser poetischen Schöpfungen, von der Feder George Sand's, stellt die Kaiserin-Königin so dar, wie etwa ihre Tochter Maria Antoinette geworden wäre, wenn sie jenes Alter der Mutter erreicht hätte. Maria Therese hatte aber diese Beweglichkeit, diese Anmuth der Sitte, dieses graziös Launenhafte nie in ihrem Wesen. Die Sand ist eine äußerst begabte Charaktermalerin; allein ächt deutsche Naturen, wie diese Habsburgerin, können ihr schon aus dem Grunde nicht gelingen, weil ihr keine irgend verwandte Persönlichkeit unter den französischen Frauen nahe steht. Sie hätte an Elisabeth Charlotte von der Pfalz Studien machen können, wenn man überhaupt nach einem Buche Studien machen kann. Der Dichter muß aus unmittelbarer Anschauung schöpfen. Die zweite Romanfigur, die Kaiserin-Königin darstellend, ist uns von der Verfasserin von Godwie-Castle gegeben, und zeigt die Fürstin, deren Bild die Darstel-

lerin mit entschiedener Vorliebe betrachtet, als ein hohes Tugendmuster, an dem Alles vortrefflich, weise, groß und Respekt einflößend ist: dies ist nun ebenfalls nicht die Wahrheit. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diese hervorragende Gestalt mit allen den Farben, die ihr eigenthümlich und die wirkungsvoll zur Genüge sind, in den Rahmen eines dichtenden Bildes zu bringen; vielleicht bringt ein östreichischer Dichter uns baldigst eine so willkommene Gabe: wir möchten Anastasius Grün als einen solchen bezeichnen, der mit dem gehörigen Freimuth — denn nur ja keine Verschönerung und Bepinselung — die Tochter Carl VI. uns darzustellen vollkommen die Begabung hat. Er hat ja schon mehre Stoffe östreichischer Geschichte behandelt, und ihm ist der Schauplatz nah und bekannt. Mit diesem Wunsch wollen wir unsere Skizze beschließen.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar.

Digitized by Google

Anna Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar.

Eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit. Wenn es irgend ein Zweifel sein könnte, als ob deutsche Frauen mit den Französinnen nicht wetteifern dürften, wo es darauf ankömmt, den Scepter anmuthiger Sitte, liebenswürdiger geselliger Bildung, der Anregung und Beförderung genialer Geistescultur zü handhaben, so würde es, jede in Fragestellung zu beseitigen, genügen, Anna Amalie von Weimar vorzuführen. Hier ist eine deutsche Frau, die die Anmuth der Französin mit der edlen Haltung, dem sittlichen Ernst der Frauen ihrer eignen Nation gepaart zeigt, und diese deutsche Frau ist eine Fürstin, und was noch mehr sagen will, sie ist eine Fürstin zu einer Zeit, wo Deutschland an großen Fürstentalenten reich war. Wenn wir Friedrichs Hof und Lager betrachtet haben mit seiner prahlerischen Soldateska, seinem ewigen Kanonendonner der Schlachten, und dann die

Fürstenstätte Maria Theresens mit dem Gepränge der Processionen und Kaiserkrönungen, so sehen wir in Weimar einen kleinen Hof, an dem geistvolle Männer und Frauen sich versammeln, und kein anderes Mittel in Anwendung bringen die Blicke Europas auf sich zu ziehen, als daß sie sich mit der Literatur beschäftigen und die Fragen der Poesie in das Bereich ihrer Besprechungen ziehen. Es war schwer bei diesem Glanz und Ruhm der Thaten die Aufmerksamkeit nur durch Poesie und Literatur an sich zu ziehen, Anna Amalie vollbrachte es. Sie und ihre kleine Tafelrunde poetischer Paladine machten ganz Deutschland von sich sprechen. Die Nichte erwarb sich neben ihrem großen Oheim unverwelkliche Lorbern.

Es ist nicht zu sagen, wie wohlthuend es dem Blicke des Geistes ist, der im Tumult der Siege, im Gewirr der Lager, im Geschrei der Gerichtssäle und Diplomatenkammern, auf das grüne waldumnachtete Plätzchen trifft, wo eine schöne Frau, umgeben von Dichtern, am murmelnden Quell sitzt und süßen Gesängen lauscht. Ich sage, es ist unendlich wohlthuend. Wir flüchten unter diese Baumschatten, an diese murmelnde Quellen, und rufen aus: hier, hier wollen wir weilen, hier gebietet der Gott der Glücklichen und Weisen, hier und nirgends sonst ist der Friede zu finden, der die Brust

des armen Sterblichen mit dem Wonnebewußtsein des Himmels füllt! Beim Eingang des Parks von Tieffurt stehen die Worte:

> Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
> Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
> Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
> Segnender Geister! —

Dieses sei das Motto, das wir unserm Bilde vorsetzen. Tretet ein in diesen Park von Tieffurt, ihr, die ihr die staubigen Heerstraßen der Welt gewandert seid; die ihr zum Ueberdruß die starre Pracht der Palläste geschaut und über den Marmorboden hingegangen seid, auf dem die ewig unzufriedene Größe gewandelt; ihr, die ihr über euerm Haupte die Fahnen habt rauschen gehört, die das Blut der Völker erkaufte und mit denen die Nationen ihren Fürsten ein beschämendes Geschenk machten — tretet ein hier — hier, wo nichts euch an die durch Entweihung und Mord erkaufte Größe der Götter dieser Erde erinnert; wo Alles Lieblichkeit, Blüthenhauch und Frühlingsgekose ist: tretet ein in diese süße, verschwiegene Loge der Natur, in dieses heimliche Waldschlößchen, wo eine Fee mit dem Lilienstengel euch Friede und Glück entgegenwinkt. Kommt, ich will euch auf die Plätze führen, wo in Morgenfrische die Dichter wandelten, ich will euch den Ort zeigen, wo sie beisammen saßen und

ihr Gespräch, prächtig und lieblich zugleich, sich wiegte, wie ein Nachen sich wiegt bis zum Rande mit Blumen gefüllt, auf glattem Gewässer dahingleitend. O ihr müßt nicht glauben, daß sie einsam waren, die Muse war immer bei ihnen. Hier ist eine Bank, hier saß Göthe, nach seiner Heimkehr aus Italien und wartete, die vollendete Dichtung seiner Iphigenie in der Hand, bis die Thür des Gartensaals sich öffnen werde und Anna Amalie hervortreten, um das Geschenk und den Geber zu empfangen. Aber hier habt ihr einen Baumstumpf, dicht am Wasser, hier soll Wieland die Verse gedichtet haben, die in seinem „Idris und Zenide“ ein Erröthen auf die Wange der jungen Prinzessin von Dessau zauberten — o und auf dieser Bank — und auf jenem Rasenhügel — an jenem Altar — in dieser Grotte — und hier, und hier — und dann wieder hier! nein, die Plätze lassen sich nicht alle herzählen und beschreiben, wo Dichter weilten, und dichteten und liebten und sannen; ihr müßt den ganzen Park, den ganzen lieblichen Park von Tieffurt als Deutschlands Hesperidengarten betrachten, wo goldne Aepfel von allen Zweigen hängen. — Ich kam eines Morgens dahin — die Nebel im Thale der Ilm wehte eben ein frischer Wind hinweg und ein krystallreiner Himmel ward sichtbar, und eine Erde so voll, so grün, so belebt, so mit tausend Wonnen spie-

lend; an dem kleinen Pförtchen vom Park von Tieffurt stand eine verschleierte Gestalt: ich fragte sie nicht, wer sie wäre, ich glaube aber, daß es die Muse war, oder die Erinnerung, oder irgend eine Göttin, die über süße Geheimnisse gebietet. Wie sie mit der Hand winkte, belebten sich neu die schattigen Gänge des alten Parks. Da floß es vom Bergesabhang wie Musik nieder, es war das Flüstern der alten Fichten, gemischt mit dem Quellengemurmel, da kamen die längst verschwundenen Tage, die Tage heiterblühender Poesie wieder, die Tage, die unser Geschlecht nicht kennt. Ich hörte mit dem Gesang der Grazien die Sprüche freundlicher Weisheit ertönen, und ein Kreis blühender Frauen, ähnlich wie in den Zusammenkünften der Minnehöfe, über den Streit der Herzen und die Spiele des Geistes entscheiden. Welche Tage dies! In die ewige Bläue des Himmels erhob sich Gesang. Aus dem tiefen Dunkel der Gebüsche drangen Harfenaccorde hervor, begleitet von einer klagenden Stimme, die die Vergänglichkeit alles Schönen sang und über der Erde Leid und ihre Schmerzen trauerte. Dieser Stimme antwortete eine andere, die von einem blumenumschlossenen Hügel kam, und diese Stimme triumphirte. Wie die Hand des Knaben farbige Bälle hoch in die Luft schleudert, so warf hier eine trunkene, jauchzende Melodie hoch ihre blühenden Hoffnungen in

die Höhe. Die Klage verstummte oder sie verschmolz vielmehr ihre dunklen Harfenaccorde mit dem Kinderjubel der Flöte und dem Gelächter des Tambourin. Jetzt begann der Tanz der Nymphen. Auf der ebnen Grasfläche schlossen neun jungfräuliche Gestalten den Reigen; anfangs schwankte der Tanz, wie ein beginnendes Gedicht, in dessen erste Strophen noch nicht die Dichterader ihr wildes Feuer ergossen haben; aber wie das Gedicht sich belebt, wie die Verse sich inniger verschlingen und rascher dahin fliegen, so hier die Mädchen. Die weißen Gewänder flatterten im Morgenschein, die bekränzten Häupter wiegten sich auf den entblößten Schultern, die kleinen Füße lösten sich wie Blumen vom grünen Teppich, hierhin und dorthin sich neigend bogen sich die geschmeidigen Körper wie junge Stämme, vom Sturm geschaukelt. Alles freudevolles Leben, Liebesglänzen, harmonische Freude. Nun steigt die Sonne, die Schatten werden kürzer: Ruhe im kühlen Saal vereint die Gesellschaft. Aber kaum gebieten frischere Stunden, so zieht ein kleiner Zug, voran der Wagen, der Geräthe und Erfrischungen trägt, aufs nahe Feld, und das Erntefest theilt hier seine Freuden, seine Belohnungen aus. Während hier die Jugend sich erfreut, wandelt in den schon dunkelnden Gängen des Parks die Fürstin und der Dichter. Langsam gehen sie dahin,

denn ihre Seelen bewegt eine Fülle großer Gedanken, köstlicher Bilder. Sie empfinden nichts von dem Nachtleben der Natur um sie her. Aus der Tiefe der Gewässer steigend, zündet der Genius der Nacht den dunkelbrennenden Mohn an, er wirft in den Kelch der Lilie geheimnißvolles Leuchten, und über die düstere Grasfläche hinstreifend, streut er mit beiden Händen Lichtfunken aus, die in den Gebüschen weiterglimmen. Die Fürstin und der Dichter wandeln weiter. Nun stürzt sich der Knabe in die Fluten, läßt sie mit stärkerm Brausen durch die Finger gleiten und dann sich aufschwingend, hängt er sich an die Gipfel der Bäume und schüttelt ihre Kronen; es braust in den Lüften: die Fürstin und der Dichter wandeln weiter; endlich müde der vergeblichen Anstrengung, ruft er menschliche Kraft zu Hülfe und nun schallen ganz in der Nähe die Gesänge der heimkehrenden Schnitter, nun entzünden sich die Lichter im Gartensaal, nun irrt ein Zug suchender Frauen durch die Gänge — aber die Fürstin und der Dichter wandeln weiter. Und sie wandelten noch, da die ernste Nacht schon ihr Reich angetreten; ja die frühe Stunde des Morgens traf beide noch im Gespräch.

Solches trug sich zu im Park zu Tieffurt. —

Wenn wir diese Gebilde der Phantasie des Lesers vorgeführt, so wollten wir ihn damit auf das Erscheinen

Anna Amaliens vorbereiten. Jetzt tritt sie selbst auf. Den 24. October 1739 als Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel geboren, vermählte sie sich schon in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar. Diese Ehe dauerte nur zwei Jahre; 1758 ward die Herzogin Wittwe; eine junge, schöne Wittwe von neunzehn Jahren. Als Nichte Friedrich des Großen war sie geschaffen, gut zu machen, was der Oheim schlimm gemacht, und die grausame Ungerechtigkeit, die durch seine Kälte und Nichtbeachtung der deutschen Muse zugefügt worden, auf das genügendste zu sühnen. Sie war es, die einen Theil von Friedrichs Mission über sich nahm: er machte Deutschlands Waffen im Auslande, sie Deutschlands Musen geehrt, gefürchtet und geachtet; er gab Deutschland eine militairische Hauptstadt, sie ihm eine literarische. Weiter darf hier jedoch dieser Vergleich nicht ausgeführt werden, denn was bei Friedrich selbständiges Verdienst, eigne Größe und ruhmwürdige That war, zeigt sich bei Amalie als Geschickes Gabe: die großen Dichter wurden ihr zugesendet, sie übte nur das ächt weibliche Verdienst: zu halten, zu vereinigen, zu pflegen, was ihr Schönes und Großes überantwortet wurde. Und als ihre Kraft nachließ, war der Sohn da, der geniale Sohn, der fortbaute und fortwirkte in ihrem

Sinne. Alles dieses war Geschickes Gabe — aber Amaliens Ruhm ist darum doch ein sehr hoher, und weit entfernt, ihrer Büste den schönen Lorberkranz zu rauben, den die Mitlebenden ihr aufgesetzt, möchten wir eher, wenn dies unsere Befähigung erlaubte, diesem Kranze mehr Blätter und Blüthen hinzufügen; denn wir sind kaum auszudrücken vermögend, wie liebenswürdig uns diese Fürstin erscheint, wie sie uns Blume und reife Frucht zugleich zu sein dünkt in dem Kranze der Fürstinnen des achtzehnten Jahrhunderts, und wie gerade im Gegensatz gegen die prüde und prosaisch indifferente Maria Therese sie uns im heitersten und reinsten Lichte weiblicher Geistes- und Herzensschönheit erscheint. Lange noch nicht bekannt genug ist diese reizende und zugleich achtunggebietende Erscheinung. Herr Kanzler von Müller in Weimar hat in einer Gedächtnißrede über sie trefflich, aber freilich auch nicht ausführlich genug gesprochen. Sie selbst fing an ihr Leben zu beschreiben, allein es ist nur Fragment geblieben; so weit uns bekannt, findet sich nirgends ein biographisches Bild von ihr; denn was W. Wachsmuth in seinem „Weimars Musenhof“ von ihr sagt, ist wenig mehr als flüchtige Notiz. Göthe spricht, wie bekannt, von den fürstlichen Persönlichkeiten um ihn her nur mit jener faden diplomatischen Unbedeutenheit, deren Phraseologie so alles

Bluts und Lebens entbehrt, daß man diese frostigen Antichambre-Betrachtungen lieber gar nicht lesen sollte, als daß man sich durch sie den Gegenstand kühl und gleichgültig machen läßt. Seine Mutter, die bekannte Frau Rath (Frau Aja), spricht von Amalie schon mit mehr Farbe im Ausdruck und Leben in der Wendung. Wieland ist entzückt von ihr, er betet sie an — aber er schreibt nichts über sie; am schärfsten tritt ihr Bild dem Beschauer entgegen aus Merk's Briefen und aus Herder's gelegentlichen, aber nur kurzen Aeußerungen. Und doch lebte sie bis 1807, also Zeit genug, über sie die Akten zu sammeln und zu schließen.

Was wir hier geben, soll mehr geeignet sein, ihr Andenken neu anzuregen, als ihr Leben und ihr Wirken erschöpfend zu zergliedern. Zu dem Letztern fehlen, wie gesagt, die näheren Aufzeichnungen. Ein längerer Aufenthalt in Weimar und besonders ein oft wiederholter Spaziergang nach dem reizenden Tieffurt hat dem Schreiber dieser Zeilen jene Zeit, in der Amalie wirkte, und die ihm nach den Erzählungen derer, die das Glück hatten, sie noch persönlich gekannt zu haben, treu geschildert wurde, lebendig vor das Auge der Phantasie gebracht. Er beabsichtigte damals, diese Fürstin und ihre Zeit zum Gegenstande eines besondern Gemäldes zu machen, in das er alle jene liebgewordenen

Züge und Besonderheiten, die sich seiner Phantasie eingeprägt hatten, übertragen wollte. Vielleicht bietet sich ihm noch Realisirung dieses Planes dar; einstweilen durfte in dem Bildercyclus, der hier begonnen und vollendet worden, das Portrait dieser interessanten Fürstin durchaus nicht fehlen, und somit findet der Beschauer sie hier: nicht ganz in so gutes Licht gestellt, wie es sein sollte, weil der gegebene Raum gewissenhaft vertheilt werden mußte, aber doch, wie wir uns glauben schmeicheln zu dürfen, dem Kenner dieser Art Bilder insoweit in günstige Augennähe gebracht, daß er entscheiden kann, wie mit Liebe Auge und Hand bei der Schöpfung des Bildes thätig gewesen.

Der herzoglichen Wittwe blieb die Pflicht für die Erziehung zweier Söhne, Carl Augusts und Constantins. Der Graf Görtz war ihr bei Erfüllung dieser Pflicht behülflich; gelegentlich durch seine Verwendung, dann aber auch durch Amaliens eigne Vorliebe für die Schriften dieses Dichters, wurde Wieland 1772 nach Weimar berufen. Eine etwas seltsame pädagogisch-philosophische Schrift: „Der goldne Spiegel," die der Dichter des Oberon damals eben herausgegeben, hatte den Churmainzischen Statthalter Erfurts, wo Wieland lebte, den Freiherrn von Dalberg, auf den Dichter-Philosophen aufmerksam gemacht, und Amalie benutzte den auch von

ihm ausgehenden Wink. Wieland kam nach Weimar. Eine Erscheinung, die sich so selten in der Welt zeigt, nämlich daß der, der etwas gibt, auch gerade den findet, der das Gegebene entgegenzunehmen das rechte Verlangen und die wahre Befähigung hat, trat hier ins Leben. Wieland war lange Zeit mit seinem Päckchen Gedichte und seinen philosophischen Romanen hin und hergewandert in Deutschland, von einem Markt zum andern, und er hatte nirgends den rechten Käufer finden können. In seiner Jugend ascetisch fromm, hatte er in der Schule Bodmer's langweilige biblische Epopöen zu fertigen gelernt, plötzlich verließ er die Schweiz und die Bibel und zog in die weite Welt einer Watteau'schen Muse nach, die ihm die Mährchen Diderots und die Erzählungen Lafontaine's mittheilte, indem sie in ihrem rosenfarbenen Florkleidchen vor ihm herflatterte. So kam er nach Schwaben zurück, seinem Geburtslande, blieb dort nicht lange, weil man ihn und seine neuen Sächelchen nicht mochte, ging nach Erfurt, bestieg dort das Katheder, docirte, dichtete aber nebenbei anmuthig lüsterne Geschichtchen, so daß seine Kollegen erstaunt darüber auffuhren und man ihn von allen Seiten her verleumdete, ihm das Leben sauer machte. Da erschien Amalie und der arme Dichter, der fortwährend die Feen angerufen hatte, sah jetzt plötzlich in der Wirklich-

keit eine in sein Leben treten. Er zog mit seinem ganzen Waarenlager nach Weimar in die kühlen Schatten der Fürstengunst, vom staubigen, lärmenden Markt in die aristokratische Stille eines marmorgetäfelten Saals, an dessen Wänden die marmornen Leiber schöner Götterknaben und Göttermädchen in wollüstigem Behagen ihre weißen Glieder dehnten. Wie selig war jetzt der Dichter! in Erfurt hatte er rohe Wüstlinge, sogenannte Musensöhne, verlassen, die mit den Klappen ihrer ungeheuren Stiefeln und dem wüsten Apparat ihrer Pfeifen und Rappiere ihn schwindlich gemacht hatten, hier saß im Dämmerschein der seidenverhangenen Fenster, beim leisen Gang der Pendule, eine junge Fürstin aufhorchend da und sog seine Verse ein, wie man in heißen Tagen Sorbet schlürft. Das ist Himmelsluft für einen Poeten. Wieland fühlte sich unbeschreiblich wohl, hierher gekommen zu sein, und die junge Herzogin fühlte sich nicht minder wohl, diesen Mann ihres Herzens und ihres Geschmacks gefunden zu haben. Von allen den Dichtern, die später kamen, war ihr keiner so ganz recht, so völlig genehm, so innig sie ansprechend, so herzlich ihr vertraut als eben Wieland. Und Wieland schwärmte wieder und war bezaubert von dieser Fürstin, die alle seine Ideale ins Leben rief. Sie war Musarion, die reizende bald schalkhafte, bald weise, bald zum Entzücken liebelächelnde

junge Griechin, die die Philosophen aller Schulen zu ihren Füßen bannt, sie war Aspasia, von der Sokrates lernte, und die Perikles seine Freundin nannte, von der Aristipp seine feine weltmännische Lehre empfing. Unsere Zeit hat keinen Maaßstab für diese liebliche Poesie Wielands; wir finden, von anderen Motiven geleitet, nach einem andern Gesichtspunkt hingewendet, in seinen Gemälden ein unächtes und mit modernem Flitter überkleidetes Griechenthum, eine affektirte Grazie, eine überladene Schönheit. Sei auch immerhin Einiges von diesen Vorwürfen gegründet, so ist und bleibt der Dichter des Oberon doch eine köstliche Errungenschaft für deutsche Poesie und Sprache; man sollte dies nie bestreiten wollen.

Wielands Niederlassung in Weimar, die Begründung der Zeitschrift „Der deutsche Merkur,“ zu der Beiträge aus Süd- und Norddeutschland in Menge gefordert wurden und auch einliefen, brachte eine große Anzahl gefeierter Gäste zu Stadt und Hof. Gleim kam, aber er ging auch bald wieder; es scheint, daß er der Einzige von den literarischen Berühmtheiten ihrer Zeit gewesen ist, der Amalien entschieden mißfiel. Es lag dies wol in dem Wesen des Kanonikus, der derb und süßlich zugleich war und dabei sich in seinem Betragen und seinen Sitten gehen ließ; während Wieland schon frühzeitig darauf hinhorchte, was an den Höfen und

bei den Fürsten gerne gehört wurde, ohne daß er dabei ein Schmeichler war.

Unter den Einheimischen wählte die Herzogin für ihren geselligen Kreis zwei Männer aus, deren künstlerische Talente sie zu ihrer eignen Freude aufmunterte, es waren dies Herr von Einsiedel und Herr von Seckendorf. Der Erste war anfangs ein wilder, ausgelassener Page, später ein träumerischer und zerstreuter Hofmann, und als Amalie ihn mit ihrer freundschaftlichen Gunst beehrte, wurde er ihr ein treuergebener Freund, ein jovialer, dem kleinen Hofe unentbehrlicher Gesellschafter, dessen Freundesgüte und liebenswerthen Charakter Alle, die in jenem Kreise sich bewegten, nicht genug zu loben wissen. Bei den Theatervorstellungen in Ettersburg und Tieffurt war er zugleich Schauspieler, Dramendichter, Regisseur, Orchestermitglied und nebenbei Kritiker. Der Zweite glänzte als Componist. Glückliche Zeit, da die Kammerherren poetisch waren! Zu diesen Einheimischen gesellte sich frühzeitig Herr von Knebel, ein preußischer Officier, der die Langeweile des Potsdamer Garnisonlebens mit dem Musensitz zu Weimar vertauschte. Auch er war Poet, noch mehr aber glücklicher Uebersetzer der Alten. Schon mit Ramler, Nicolai und Boje in brieflichem Verkehr, trat er jetzt mit Wieland, dessen Aristipp er sich gleichsam zum Vorbild gewählt hatte, in den

engsten Freundschaftsbund. Amalie vertraute ihm die Erziehung ihres jüngeren Sohnes an.

Noch ist Musäus zu nennen, der unübertroffene Volksmährchendichter, der hier am Hofe Amaliens jedoch nicht die Stellung einnahm, die wir ihn später in der Literatur einnehmen sehen; er war hier wenig mehr als burlesker Spaßmacher, der Impromptu's erfand und poetische Lückenbüßer liefern mußte, wenn die größeren Geister feierten.

Diese eben Genannten und noch einige Andere bildeten Amaliens Hof, ehe Göthe erschien. Wir müssen bekennen, daß diese frühere Periode der Weimarischen Schöngeister etwas für sich Abgeschlossenes und anmuthig Begrenztes hat, welcher Charakter der darauf folgenden, wo die Genies auftraten, nicht anhaftet. Die Herzogin — noch jung und blühend — Wieland, noch der feine Weltmann, der noch jugendlich schaffende Dichter, die jungen Männer, die ebenso freudig der Poesie wie ihrer Dame dienten, Bertuch und Musäus, zwei treffliche Rathgeber und Ordner — alle diese Personen und Charaktere bildeten ein gefälliges Ganze. Die Heiterkeit hatte sich noch nicht in Extravaganz gewandelt, die Freiheit noch nicht in Licenz, die Kühnheit noch nicht in Roheit. Eine edle Frau herrschte. Anders in der jetzt folgenden Zeit. Der Herzog war herangewachsen; die

Mutter übergab ihm die Zügel der Regierung und trat mit ihren Freunden in den Hintergrund zurück. Jetzt erschienen die Genies — eine früher noch nie dagewesene Gattung halbwilder Menschen, die aus den Urwäldern Deutschlands hervorgegangen zu sein schienen, oder vom Monde herabgefallen, so wenig hatten sie in Sprache, Gebehrde, Sitte und Tracht Aehnlichkeit mit dem Geschlecht, das gerade auf Erden weilte. Das kleine Weimar war bestimmt, einen der Häuptlinge dieser Jungwilden in seinen Mauern einziehen zu sehen. Amaliens Sohn brachte 1775 Göthen nach Weimar.

Es ist über Göthe's verschiedene Lebens- und Literatur-Epochen so unendlich viel geschrieben worden, daß wir uns jedes weitern Wortes über jene Jugendepoche, die hier zur Sprache kommt, enthalten können. Nur so viel soll uns zu sagen gestattet sein, als unmittelbar auf Amalien Bezug hat. Unmöglich konnte der Frau sowie der Mutter das Betragen behagen, in welchem Göthe und der Herzog sich damals gefielen; allein sie schwieg klug und sah, durch eigne geistige Begabung dazu befähigt, hinter dem Widerwärtigen das künftige Treffliche und Gute hindurchschimmern. Aber es ging toll her. Der kleine Hof, die niedlichen Spiele, das trauliche Beisammensitzen — alles wurde Kopfunter Kopfüber durcheinandergeworfen und Wieland flog wie eine kleine Wä-

scherin, der ein plötzlicher Hagelschlag das feine Linnen von den Schnüren zu reißen droht, mit seinen Schätzen ängstlich von dannen. Die Herzogin mußte ihn trösten und schützen, indem sie ihrem Sohne, und durch diesen Göthen, Mäßigung gegen ihren alten Troubadour empfahl. Neben Wieland hatte auch eine Hofdame zu leiden, ein kleines verwachsenes Fräulein von Göchhausen, von Wieland die Gnomide, von der Herzogin Thusnelda genannt. Dieses Fräulein war ebenfalls ein Schöngeist, aber dabei eine komische Personnage, die gutmüthig duldete, daß man sie neckte und mystificirte. Dies geschah vom Herzog und von Göthe oft auf eine mehr als studentenhaft muthwillige Weise, und noch jetzt leben einige dieser Späße im Munde der alternden Zeitgenossen, die das Fräulein und ihre Peiniger noch persönlich gekannt. Der Herzog und Göthe schwärmten in Wald und Flur herum, badeten im Freien, jagten, tranken, abenteuerten und verschwendeten in göttlichem Leichtsinn die schönen Stunden goldner Jugend und üppiger Kraftfülle so, daß Klopstock in Hamburg in Entsetzen die Hände überm Kopf zusammenschlug und ängstliche Briefe schrieb, die zum Zweck hatten, den jungen Herzog vor Göthe zu warnen. Amalie, klüger wie der Lorbergekrönte Pedant, sah immer ruhig, fest vertrauend auf ihres Sohnes unantastbares Charaktergold, dem Treiben zu, nur

hier und da ein sanftes Wort einschaltend, einen verständigen, wohlangebrachten Rath oder Tadel. So und nicht anders wirkt eine edle Frau. Göthe selbst hat dies in seiner spätern Zeit mit Dank erkannt, und wenn er in seinem Tasso die herrlichsten Sprüche, die köstlichsten Erfahrungssätze über das Walten der Frauenmilde, der Frauensitte, der Frauenschönheit ausspricht, so ist's Amalia, die er unter dem Namen der Herzogin Eleonore von Este preist. Wahrlich, nie ist einer schönen Seele mit schönerm Lohne gedankt worden. Auch der Herzog erkannte die hohe Trefflichkeit der liebenden Mutter, die da zur rechten Stunde Vertrauen zeigte, um dann Vertrauen und Liebe wieder zu ernten für ihre ganze Lebenszeit.

Wieland zürnte nicht ewig. Eine weiche, enthusiastische Natur, wie er sie war, mit dem Bedürfniß zu bewundern begabt, vergaß er schnell die bittere Unbill, die ihm Göthe anthat, indem er sich über seine Götter und Göttinnen lustig machte und seine Nymphen verleumdete, und erklärte in allen Briefen an seine Freunde, daß er Göthe liebe, daß er in ihm einen jungen Gott sehe. Amalie hatte auch hier ihre Mitwirkung anzubringen: sie wollte ihren Hof, wie er früher bestanden, mit dem jungen Hof, wie er sich jetzt bildete, bestens vereinigen. Und es gelang ihr, denn was wäre ihr nicht gelungen.

Durch Göthe's Beitritt gewannen die poetischen Vereinigungen und die kleinen theatralischen Spiele in Tieffurt einen neuen Charakter; es war dies der Charakter der Polemik und Satyre, der früher nicht in diesen harmlosen Schöpfungen geherrscht hatte. Göthe hatte damit angefangen, Wieland anzugreifen und zu persifliren, er fuhr fort, Andere und sich selbst einem Spotte, dem es nicht an Schärfe, aber dabei auch nicht an Anmuth fehlte, preis zu geben. So ging die kleine Burleske „Die geflickte Braut" zunächst dem Werther und der durch diesen Mode gewordenen Sentimentalität zu Leibe. Der „Jahrmarkt von Plundersweiler" birgt bekanntlich ebenfalls den Schalk in sehr loser Hülle. Aber auch die rein idyllischen Stoffe ließ er nicht unbeachtet; eine poetisch angeordnete Beleuchtung des Parks fand statt, als die liebliche Dichtung „Die Fischerin" zum erstenmale in freier Natur dargestellt wurde und ungemein gefiel.

In den kleinen Abendkreisen Amaliens veranlaßte Göthe ergötzliche Auftritte, so mystificirte er Gleim, der ihn noch nicht früher von Person kannte. Gleim befand sich in der Gesellschaft bei Hof und las aus einer Gedichtsammlung einiges von seinen eignen Produktionen vor; plötzlich erscheint ein junger Mann in unscheinbarer Kleidung, bittet sich das Buch aus und liest weiter,

anfangs das wirklich im Buche Befindliche, dann aber Verse, die nicht darin stehen, improvisirte Verse voll tollen Scherzes und neckender Bezüglichkeit auf Gleim. Dieser springt entsetzt auf und ruft: „Das ist entweder der Teufel oder Göthe!"

Während ihre Dichter, zu denen sich auch Herder gesellt hatte, oft die Abende in geselligem Kreise verschönten, widmete Amalie ihre Vormittagstunden der Kunst. Sie lernte bei Oeser die Portraitmalerei und brachte es darin zu einer seltenen Fertigkeit. In der Musik war sie Meisterin und componirte selbst die Operntexte ihrer Hof- und Lieblingsdichter.

Die Gründung des „Tieffurter Journals" muß hier bemerkt werden, einer nur handschriftlich existirenden Zeitschrift, in die alle Mitglieder der poetischen Tafelrunde Beiträge, bald in Versen, bald in Prosa liefern mußten. Dieses Journal wird noch aufbewahrt und zwar in den Gemächern des fürstlichen — aber sehr einfachen — Gartenhauses, das Amalie in Tieffurt bewohnte. Man muß sich dieses Haus, das prachtvolle Baumgruppen in eine grüne Dämmerung einhüllen, nicht wie die Villen und Gartenhäuser denken, wie sie heutzutage jeder Banquier, jeder reichgewordene Krämer sich erbauen läßt, es ist eine bescheidene Wohnung von wenigen Zimmern, ohne Marmorgetäfel und Spiegel-

wände, aber ein Geist der Schönheit, des Ebenmaaßes, der gemüthlichen Wohnlichkeit waltet in diesen Räumen, der über alle käufliche Pracht erhaben ist. Römische Landschaften und Bilder nach Tischbein, Hackert und Angelika Kaufmann sieht man an den Wänden; Motive aus pompejanischen Wandgemälden sind hier und da in Möbelstickereien oder auf Ofen- und Wandschirmen angebracht; sehr wenige aber schöne Vasen stehen auf den Kaminconsolen vertheilt; nichts von dem Gold- und Flitterwerk moderner Ausstattung. Dicht an den Zimmern ihrer Fürstin und Freundin liegt das kleine Kabinet, das Louise von Göchhausen inne hatte, und die Sage geht, daß sich zuweilen in später Nachtstunde die Gestalt des kleinen buckligen Fräuleins an dem Eckfenster zeige, hinschauend auf Feld und Wald, und dazu klingt dann die Aeolsharfe im Park melancholisch, wie die klagende Stimme der Nymphe, die an längst Vergangenes mahnt. Es rauschen die Gipfel der alten Buchen und Linden, und die Wetterhähne auf den kleinen Tempeln und Mooshütten schrillen im Nachtwinde.

Das Tieffurter Journal ist nicht so interessant, als man zu glauben berechtigt ist, wenn man die Zahl seiner Mitarbeiter überschaut. Die berühmten Dichter machten es hier, wie sie es immer machen, wenn man ihnen Albumblätter oder dergleichen Privatsammlungen

vorlegt, sie geben nur Flüchtiges und Leeres, während sie ihre ächten Schätze dem Druck vorbehalten. Deshalb findet man das Beste immer in solchen Zusammenstellungen von unbekannten Talenten geliefert, ohne Namensunterschrift. Diese, die nicht für die Veröffentlichung dichten, geben willig das innerste und vollste Leben ihrer Seele hin, völlig befriedigt von dem Bewußtsein, der Freund, die Freundin werde es lesen und dabei Freude empfinden. So sind auch im Tieffurtschen Journal gerade die Fragmente, die von gefeierten Namen ausgegangen sind, durchaus nicht die anziehendsten. Ein Dichter befindet sich darin, oder eine Dichterin, man hat mir hierüber nicht Auskunft geben können, die wundersam zarte und schöne Poesien, wahre Weihegesänge einer keuschen und erhabenen Muse den Blättern des Journals anvertraut hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man unter den Bruchstücken, die kürzlich aus dem Journal abgedruckt erschienen sind, gerade diese trefflichen Gaben ausgewählt hätte, anstatt daß man unbedeutende Verseleien bedeutender Dichter wählte. In diesem Tagebuch finden sich auch die dramatischen Spiele, die kleinen Liedercompositionen und sonstiges geselliges Getändel, das im Park zu Tieffurt vor sich ging, angemerkt. Die Gesellschaft abonnirte sich auf das Journal, entwe-

der durch ein paar Goldstücke, oder durch monatliche Beiträge in Prosa oder in Versen. Es gab Viele, die lieber zahlten, als daß sie gewagt hätten, sich auf einen so glatten, gefährlichen Boden zu begeben. Ein alter, damals in Weimar sich aufhaltender Engländer bildete eine komische Figur unter den Mitarbeitern. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß man es lieber sehen würde, wenn er zahlte, er aber mit einer seltenen Hartnäckigkeit fuhr fort Beiträge einzusenden, und zwar bestanden diese in einer topographischen Herzählung der Londoner Straßen und Brücken, in holprige Verse gebracht. Jede Woche lief regelmäßig ein dickes Manuscript ein und der Autor drohte, wenn er mit London fertig sein würde, daß er dann auf die anderen Städte des Königreichs übergehen werde. Man mußte ihm geradezu das Journal verschließen, unwillig hierüber und empfindlich begab er sich von dannen und kehrte nicht wieder nach Weimar zurück. Aus England kam noch ein Brücken- und Straßenheft, es war das letzte, dann hörte und sah man nichts mehr von dem Verfasser.

Eine große Freude gewährte es Amalien, ihren Wieland in neuem Glanze durch das Erscheinen des Oberon (1780) zu sehen. Es hatte ihr heimlich wehe gethan, daß er in der letzten Zeit nichts Bedeutendes

hatte erscheinen lassen, und daß des jungen Göthe Ruhm den seinigen zu verdunkeln drohte. Jetzt rühmte alle Welt den Oberon und die Herzogin war über beides, über das Gedicht und dessen Wirkung auf Deutschland, entzückt. Ihren großen Oheim, der in dieser Zeit über deutsche Literatur schrieb und das bekannte wegwerfende Urtheil darüber fällte, beklagte sie, denn sie war überzeugt, hätte er den Oberon gelesen, er hätte dann anders entscheiden müssen. Göthe tröstete sich über den Tadel des Königs, Wieland war tief bekümmert und Gleim „weinte blutige Thränen."

Amalie, nicht zufrieden sich den gründlichsten Studien im Fach der Geschichte, der Alterthumskunde, der poetischen Literatur alter und neuer Völker hingegeben zu haben, begehrte an der Quelle selbst zu schöpfen und lernte Griechisch mit einem solchen Fleiße und einem solchen intelligenten Eindringen, daß es ihr in kurzer Zeit möglich wurde, den Aristophanes, bekanntlich ein sehr schwerer Autor, zu lesen.

Unter den Besuchenden im Jahr 1784 wurden F. G. Jacobi, Georg Förster und Elise von der Recke bemerkt. Fürst Leopold Friedrich von Dessau kam oft und war stets dem jungen Herzog willkommen, weniger der junge Prinz August von Gotha, der später als re-

gierender Herzog sich zu einer so seltsamen, fast an die Caricatur streifenden Persönlichkeit ausbildete. Dieser junge Prinz beschäftigte sich auch mit der Poesie, aber mit der Poesie der modernen Franzosen, epigrammatisch, frivol und geckenhaft tändelnd, was Carl August gerade gar nicht mochte und Göthe noch weniger leiden konnte. Später ging dieser Gothaer Fürst auf ein anderes Extrem über, nämlich auf die Verehrung und Nachahmung Jean Paul's, und in diesem Geschmack componirte er selbst einige sentimentale, schwülstige Romane, von denen ein paar gedruckt sind, die größere Zahl jedoch handschriftlich in der Gothaer Bibliothek aufbewahrt wird.

Lavater machte günstigen Eindruck auf Amalien. „Wenn ich eine große Monarchin wäre," schrieb sie an Merck, „so müßte Lavater mein Premierminister werden." Ein sonderbarer Premierminister allerdings. Die Nachwelt hat ihr Urtheil über diesen Mann gefällt, der vier große Folianten mit dem unleidlichsten Unsinn anzufüllen die Dreistigkeit hatte, den er als erhabene Poesie, als eine ungeheure, tiefe, wissenschaftliche Entdeckung, als ein Beitrag zur Menschenkunde, für den die Menschheit ihm auf den Knien Dank zu sagen habe, anpries. Aber ihn und sein System zu verehren gehörte damals zur Mode, deshalb wollen wir unsere hochbegabte Fürstin

nicht tadeln, daß sie nach ächter Frauenweise auch einmal der Mode fröhnte; die Fürstin von Dessau ging noch weiter; sie verliebte sich vollkommen in den langen häßlichen Züricher Silhouettensammler, und wollte ihn gar nicht mehr von ihrem Hofe fortlassen. Zum Dank dafür erklärte Lavater, seine fürstliche Freundin sähe zu gleicher Zeit der Magdalena, der Mutter Gottes und der Kleopatra ähnlich.

Im Jahre 1787 reiste Amalie in Begleitung von Herrn von Einsiedel und dem Fräulein von Göchhausen nach Italien. Auch Herder machte einen Theil der Reise mit. 1790, bei der Rückreise der Herzogin, traf sie mit Göthe in Venedig zusammen. In Rom lernte sie Angelika Kaufmann kennen, mit der sie sich eng befreundete. Während Göthe und die Herzogin in Italien weilten, trat ein neuer Stern erster Größe an Weimars Himmel empor, der Stern Schillers. Der Dichter der „Räuber" und des „Don Carlos" kam nach Weimar.

Wir haben zweimal Amalie ihren Dichterkreis um sich neu gestalten sehen. Zuerst war sie mit Wieland, Einsiedel, Seckendorf, Musäus, Knebel, Bertuch, dann durch den Zutritt des jungen Herzogs kam er, seine Gemahlin, Göthe, Herder und Andere hinzu, zum drit-

tenmale gestaltete sich der Cirkel anders nach der Zurückkunft Amaliens und Göthe's aus Italien und nach des Herzogs Schweizerreise. Nicht mehr Tieffurt, sondern das Palais in Weimar war der Zusammenkunftsort, und jeden ersten Freitag im Monat sah hier Amalie ihre älteren und neueren Freunde. Hier erging man sich nun nicht mehr in so muthwilliger Laune, wie im Park und in der schönen Sommerresidenz, es war in die älter und kälter gewordenen Genossen Zwang und Hofetikette gedrungen. Göthe hatte sich verändert; der Herzog ebenfalls. Es wurde nicht mehr Komödie gespielt, es wurde vorgelesen. Wir finden anbemerkt, daß in diesen Zusammenkünften Göthe über das Prisma und über Cagliostro's Stammbaum las, Herder über Unsterblichkeit, Bertuch über chinesische Farben und über englische Gärten, Böttiger über das Tättowiren und über Prachtgefäße der Alten, Hufeland über die Lebensdauer des Menschen, Knebel über Wohlwollen, Meyer über sein neuestes Gemälde, Bode las ein Stück aus dem von ihm übersetzten Montaigne, und aus Jena herübergekommene Gelehrte lasen über die ihnen zustehenden Gegenstände. Amalie von Imhof und Frau v. Kalb, zwei geistvolle Frauen, die erstere Schriftstellerin, wurden von der Herzogin freundlich dem Dichterkreise zugeführt; auch

der Satyriker Falk, von Wieland vorgestellt, fand in den Gemächern der Fürstin Eintritt.

Je älter die einst so rüstig wirkende Musenfreundin wurde, desto stiller zog sie sich in Einsamkeit zurück; nur Wieland durfte sie nicht verlassen. Die neueste Weimarische Kunst- und Poesieperiode fand sie wenig empfänglich und theilnehmend. Die neuen stürmenden Geister, die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling wurden ihr wenig oder gar nicht bekannt. Auf der Bühne ergötzte sie sich noch an der Einführung der antiken Masken in Göthe's Paläophron und Neoterpe, auch ihres frühern Jugendgenossen, Einsiedels, dem Calderon nachgebildetes Drama, „Das Leben ein Traum,“ sah sie zur Darstellung gelangen.

Ein schönes Ereigniß trat in ihr Leben, als ihr vergönnt wurde, den Erbgroßherzog, ihren Enkel, mit der russischen Kaisertochter vermählt zu sehen. Wieland schrieb über das Erscheinen der jungen Fürstin: „Das Unbeschreibliche muß, wie Sokrates sagt, selbst gesehen werden. Alles was ich Ihnen vor der Hand von ihr sagen kann, ist, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig. Es scheint unmöglich mehr angeborne Majestät mit einer vollkom-

menen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, und mit allem Verstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem Sittenzauber, den nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem zweiundsiebzigsten Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die neue Zeit, wie sie überall anderswohin umgestaltend eintrat, verfehlte auch nicht, Weimars liebliche Dichterstätte zu zerstören. Napoleons Heere drangen über den Rhein; ganz Deutschland gerieth in Aufregung und Spannung. Der Herzog und Göthe hatten schon früher einen kriegerischen Zug miteinander unternommen, jetzt verließ der Erstere als preußischer General seine Hauptstadt. Der letzte literarische Gast vor dem Tumult des Kriegs war Frau von Staël, die sich längere Zeit in Weimar aufhielt. Ihr Urtheil über Weimar und die dortigen Notabilitäten ist bekannt. Sie sagt

wenig über Amalie und dies ist Beweis, daß die edle Fürstin damals selten Gesellschaft bei sich sah.

Die Schlacht von 1806 beugte und betrübte die Nichte Friedrich des Großen tief. Sie litt schon längere Zeit an einem Brustübel. Der 10. April 1807 war der Tag, der diesem schönen Leben, das so harmonisch und so segensreich dahingeflossen, ein Ziel setzte. Zwei Jahre früher war Schiller gestorben. Weimar verlor den Schutzgeist seiner Größe und seinen berühmtesten Dichter fast zu gleicher Zeit.

Was Anna Amaliens Aeußeres betrifft, so sind viele Portraits von ihr vorhanden, allein leider fast alle sie in späteren Jahren darstellend. Die Züge haben in diesen Auffassungen etwas scharfes, gespanntes, das ihrer Physiognomie nach dem Ausspruch derer, die sie gekannt, durchaus nicht eigen gewesen sein soll. Das Kostüm in dem sie sich malen ließ, ist jenes halb idealische, das Angelika Kaufmann so sehr ihren Portraits zu geben liebte. Sie hatte dunkle, geistsprühende Augen und ein feines Oval des Gesichts; ihr Wuchs war in vollem Ebenmaaß, ihr Gang leicht und zugleich würdevoll. Sie liebte gerne etwas in der Hand spielend zu halten, eine Blume, ein zusammengerolltes Stück Papier, einen Bleistift oder dergleichen; darin war sie Frau v. Staël ähnlich. Ihre Lebensweise war einfach; in Italien hatte sie

sich angewöhnt, ihren Nachtisch reich mit Früchten besetzen zu lassen und diese jedem andern Dessert vorzuziehen. Ihre Handschrift zeigt sich als fest und sicher; die Zeichnungen und Bilder, die von ihr existiren, geben Zeugniß, wenn auch nicht von entschiedenem Talent, doch von künstlerischer Fertigkeit und schöner Urtheils- und Geschmacksbildung. Ihr größtes Kunstwerk war ihr Leben. Sie war Tasso's Leonore, die nicht selbst dichtete, aber Dichterwerke hervorrief und Dichter schützte und begeisterte.

Gräfin Albani.

Digitized by Google

Gräfin Albani.

Es ist in der That ein Geschick ganz eigner Art, das eine deutsche Fürstentochter mit dem Abkömmling eines vertriebenen schottischen Königsgeschlechts zusammenführte und in diesem Bunde die Aufnahme eines der berühmtesten Dichter Italiens gestattete. Schlingt sich irgendwo um ein irdisches Band die Weihe der Poesie, die erhabene Tragik unheilbringender Verhältnisse, so ist es um dieses Band, das eine junge Frau knüpfte in dem unbewußten Leichtsinn der Jugend, und dessen spätere zähe Haltbarkeit sie mit den glühendsten Thränen, den erschütterndsten Klagen zu betrauern hatte. Deutschland hat viele seiner Töchter zu allen Zeiten mit schmachvollen Ehefesseln beladen, jammernd und widerstrebend in die Fremde wandern sehen, von allen diesen war jedoch vielleicht keine so sehr des innigsten Mitleids würdig, als die arme junge Frau, mit deren Bildniß wir uns jetzt beschäftigen wollen.

Zuerst etwas über das alte, berühmte Königshaus der Stuarts, dieses Geschlechts, das des Schicksals Launen in einem erschreckenden Maaße zu erdulden hatte, das bald auf den Gipfel aller Größe hinaufgehoben, bald wieder in die Tiefe eines unerhörten und unverdienten Unglücks hinabgeschleudert wurde. Die Königsburg von Holyroodhouse sah blutige Schatten in ihren Mauern wandeln. Seit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in sein Haus brachte, zeigt das Geschlecht der Stuart eine fast ununterbrochene Reihefolge imposanter Gestalten, die Männer reich an Heldenthum, die Frauen an Liebreiz und Schönheit; allein diese edlen Güter scheinen dem Geschlechte nur gegeben, um es im Kampf mit den ewigen Anfeindungen des Geschicks glänzender und berühmter erscheinen zu lassen; seine Vorzüge weckten das Interesse der Zeitgenossen und der späteren Jahrhunderte, ohne irgendwie die Härte und die Bitterkeit der Leiden der Kämpfenden zu mildern. Die Poesie empfing von der Hand der Geschichte die blutbefleckten Körper der Gemordeten, um sie in unvergänglichen Purpur zu hüllen, sie mit nie welkenden Blumenkronen zu krönen. So bestieg der dunkle Schatten Maria's unmittelbar aus den Grabesmauern ihres Kerkers die strahlende glanzerhellte Vorhalle des Tempels des Ruhms, während Elisabeths Gestalt, im Leben vom Geschick

gehätschelt, verdunkelt und geblendet zurückblieb. Noch neuerdings haben wir es an den meisterhaften Schilderungen des schottischen Barden gesehen, welch ein poetisches Königthum dieses der Stuarts war; es kam dazu, daß diese Herrscher in einem Lande herrschten, dessen Boden, vielleicht wie kein anderer der civilisirten Erde, wir wollen den des alten Hellas ausnehmen, eine Fülle landschaftlicher Schönheit birgt, die es geeignet macht, einen würdigen Hintergrund zu bilden für die prächtigen Gestalten, die die Geschichte über diesen Boden hinführt. Mit Schottlands Namen erwacht schon in einer nur irgend befähigten Phantasie eine ganze Reihefolge romantischer Gemälde. Unsere Dichter haben es noch nicht verlernt mit Ossian zu sympathisiren; er ist der Dichter der Jugend, der Liebe, der Träumerei. Die Mondscheinnächte an der schottländischen Küste, die Einsamkeit des Meeres, das Tosen der Brandung, die grotesken Formen der Höhlen und Felsenriffe bringen bis zur Ohnmacht ein mitempfindendes, gefühlvoll schwärmendes deutsches Gemüth; nun die Haide in ihrer leblosen, weithingedehnten Fläche, über die in imposantem Zuge die Geister der Erschlagenen hinziehen, an ihrer Spitze die Barden, deren Harfen das Lied der Klage in herzzerreißenden Melodien dahinströmen — ach, welche Süßigkeit, welch eine Fülle des romantischen Schmerzes!

Es gab eine Zeit in Deutschland — es war die, wo das berühmteste deutsche Buch des achtzehnten Jahrhunderts erschien, der Werther, — wo man von Ossian träumte und wo Schottland die Heimath aller liebekranken, von dem Pfeil der Poesie empfindlich verwundeten Herzen war; dann kam eine Zeit, wo wiederum Schottland und immer nur Schottland genannt wurde, aber nicht mehr in Empfindsamkeit und Schwärmen, sondern in chevaleresken, romantischem Stürmen und Drängen. Es war die Zeit der Romane „die Braut von Lammermoor," „Redgauntlet," „Montrose," „das Herz von Midlothian" und anderer. Für die neueste Zeit hat diese geweihte Stätte etwas, nicht an ihrem Reize, doch an ihrer Macht über die Gemüther und über die Phantasie des lebenden Geschlechts verloren; Irland ist an die Stelle getreten und die politischen Sympathien, die die herrschenden in unseren Tagen sind, wenden sich diesem Boden zu, über den die Armuth in ihrer scheußlichsten Gestalt schreitet, wo das sociale Elend die schreiendsten Mißlaute ausstößt. Wir aber kehren zur alten Königsburg von Holyrood zurück. Robert Burns' schöne Verse mögen hier eine Stelle finden:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years,
Famed heroes! had their royal home:
Alas, how chang'd the times to come!

Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just! —

Es mag geeignet erscheinen, einen Blick auf das prächtige Edinburgh zu werfen, um den Schauplatz zu bezeichnen, auf dem Carl Eduards Ahnen ihre Rollen spielten; er selbst, der unglückliche letzte Sprößling des berühmten Geschlechts, sah die Mauern der schottischen Hauptstadt nur bei flüchtigem Besuch, anfangs von einem Schimmer von Siegeshoffnungen umleuchtet, bald aber wieder in Schatten gehüllt und dann auf immer verschwindend. Wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, den Worten eines neueren Reisenden (des Verfassers der „römischen Briefe"), der eine sehr lebenvolle Skizze von dem alten Königssitze der Stuarts und der ihn umgebenden Stadt aus eigner Anschauung veröffentlicht hat. „Schärfer kann kaum ein Contrast sein," sagt der ebenbenannte Briefsteller, „als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauses in dem heitern, sonnigen Süden nach der Wiege des Geschlechts sich versetzt. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouse, welche ohne Dach dasteht, die Bogen und Fenster zertrümmert, die Wände und Pfeiler geschwärzt durch die Einflüsse der Witterung, liegen die Reste mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands saßen,

seit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in sein Haus gebracht. Der größere Theil des Pallastes ist neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umschließt er einen innern Hof, der unten offene Bogen und darüber zwei Geschosse hat, etwas schwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade auch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen, und großem Portal und darüber der kolossalen, schottischen Krone, versehenen Façade nicht fehlt. Aber der Pallast ist ausgestorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige schottische Adelsfamilien, denen ein solches Recht zusteht, in demselben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die sich mit ihren Gläubigern nicht verständigen können. Denn Holyrood und seine nächste Umgebung sind für solche ein Asyl, das auch in unseren Tagen schon von vornehmen Personen in Anspruch genommen worden ist. In dem großen Saale, der mit einer Sammlung von lächerlich schlechten Portraits (wenn man ja einen solchen Namen brauchen will) der Könige geziert ist, gab der Prätendent Carl Eduard Feste; viele der Gemächer sind noch so ziemlich in dem Zustande, wie sie von Carl X. bewohnt wurden, als diesen sein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber interessant ist der ältere, winklige Theil des Pallastes, wo man noch Maria

Stuarts Zimmer sieht: da ist ihr Schlafgemach mit dem Bette, das in dem Zustande geblieben, wie sie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da ist anstoßend das enge Kabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei anderen Personen (wie sie darin Raum fanden, ist kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und seine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken."

„Im Schlosse zu Edinburgh, wo jetzt wieder die alten schottischen Kroninsignien zu sehen sind, die man auf immer bei Seite geschafft glaubte, aus Besorgniß, der Schotten Nationalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jacob VI., der die Krone beider Reiche vereint tragen sollte. Nur die Erinnerung und ein paar gemalte Wappen sind geblieben. Aber von der gigantischen Felsenmasse aus, auf welcher die einst so starke Burg steht, sieht man die alte Hauptstadt der Stuarts vor sich liegen — eine so eigenthümlich pittoreske, wie großartig schöne Scene. Hier, wo die Felsenwände schroff abfallen, und unersteigbar die eigentliche alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchnest), wie man sie nannte,

verworren und unregelmäßig, Häuser von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die sanft ansteigende Esplanade verbunden mit der Hauptstraße, die erst als High-Street, dann als Conongate nach Holyrood führt. Dies ist das historische Edinburgh, welches uns Walter Scott so oft, und immer doch neu und anziehend geschildert hat. Hier steht die Kathedrale von St. Giles, deren Thurmspitze die Form der schottischen Krone hat, in welchem der Covenant beschworen ward, und wo der Regent, Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montrose begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren saßen, jetzt die Gerichte; hier ist die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" stand, das alte Stadtgefängniß, hier das Conongate-Gefängniß mit der seltsamen Inschrift: «sic itur ad astra.» Dort steht das baufällige Haus des leidenschaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit seiner in grellen Farben gemalten Büste an der Ecke; dort auf geräumigem Platze, Heriots Armenhaus, von Jacob VI. Hofjuwelier gegründet, ein schloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorstyl. Durch diese Straßen, die jetzt noch ein düsteres Ansehen haben, mit ihren himmelhohen, rauchgeschwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häusern, mit ihren überhängenden oberen Geschossen

und vorspringenden Erkern, ihren Gitterfenstern und Spitzthürmchen und ihrem schlechten Pflaster, wurde Montrose in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde Capitain Porteous, durch Scotts lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom rasenden Volke zum Galgen geschleppt; hielten viele Herrscher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren festlichen Einzug. Gegenwärtig sind es beinahe nur die ärmeren Klassen, welche die alte Stadt bewohnen."

„Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contrast! Von der ersten geschieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeschaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die riesige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegossen worden sein soll, und daher Mons Meg heißt, dehnt sich ein langer, schmaler Hügelstreifen, der an seinem östlichen Ende stark ansteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, stattlichen Häusern überziehen ihn seiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes-Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude im antiken Styl mit Reihen von Säulen, kolossale Broncestatuen, Kapellen im gothischen Baugeschmack zieren die Plätze. Es ist eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflasterte, mit breiten Trottoirs versehene Stadt,

an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigsten Aussichten auf Berg und Thal das pikanteste sind, deren Straßen still und menschenleer erscheinen, namentlich wenn man aus dem geräuschvollen London kommt. Jene östliche Kuppe aber ist wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburgh mit Athen verglich. Auf diesem Calton-Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Einrichtung Schottland so liberal ist; da ist Nelsons Denkmal, ein runder Thurm von nicht sehr glücklicher Form, von dessen Höhe man aber eine wundervolle Aussicht hat; da ist das Monument des Philosophen Dugald Stewart, eine Copie des choragischen Denkmals des Lysikrates in Athen; das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthisches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nationaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchsten Spitze des Hügels sollte es sich erheben, dem Parthenon der athenischen Burg nachgeahmt: aber nur die Portikus der Vorderseite steht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen sind sichtbar, so eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl daran thut, so viele antike Gebäude zu copiren, am wenigsten hier, wo eine gewisse Absichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die

unvergleichliche Lokalität und die historische Bedeutung auf die Ausbildung eines, dem Norden mehr zusagenden und eigenthümlichen Styls hinweisen. Das vollendetste und die beste Wirkung machende Gebäude im klassischen Geschmack in der Stadt ist die Hochschule am Calton-Hill, die aber unbequem liegt, und bei welcher man mehr auf die malerischen Erfordernisse, als auf die Zweckmäßigkeit gesehen hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geschieht. Zwei großartig kühne Felsenmassen begrenzen nach Osten die alte Stadt, eine vor die andere hingeschoben, die Salisbury-Crags, scharfkantig und mit schroffem, steilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Gesteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthurs Seat, mehr denn 800 Fuß über das Meer sich erhebend, eine schöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreise das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir stehen, nördlich über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengesetzter Seite in die Ebne sich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen scheinen, so sieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbusen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Häfen liegend und hin und her segelnd, zahlreiche Dampfboote die Flut durchfurchend, gegenüber-

liegend die Küste von Fife, und landeinwärts dann sich wendend die fruchtbare, grüne, an Ortschaften und Schlössern und Landhäusern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln. Die Nebel Schottlands sind bekannt; in Edinburgh kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporsteigt aus tausend und abermal tausend hohen Schloten. Da legen sie sich dann auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die riesige Säule, welche Lord Melville's Bildsäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inseln auftauchen: hier und da zerreißt der Wind den Schleier, und hohe Häusergruppen und Brückenbogen blicken phantastisch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald diesen, bald jenen Theil, während die dunklen Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt."

Haben wir das Stammhaus Carl Eduards so ausführlich geschildert, so müssen wir auch Louisens elterliche Burg einer genauern Betrachtung für würdig erklären. Es ist eine ächt deutsche Gegend, es ist der Harz, der Thüringer Wald, der Brocken — alles Namen, an die deutsche Erinnerungen der besten und edelsten Epochen der Geschichte der Nation sich knüpfen; alles Orte, die die deutsche Muse durchwandelte, als sie

ihre erhebendsten und großartigsten Gesänge anstimmte; in deren Nähe das Städtchen und das alte Schloß Wernigerode sich erhebt, in dessen Mauern das uralte gräfliche und fürstliche Geschlecht der Stolberge emporwuchs. Das sagenreiche Thüringen und das sagenreiche Schottland reichten sich über Meere und weite Länderstrecken die Hand. Eine jungfräuliche Gestalt, im Schatten der alten Föhrenwälder, die die Kuppe des Brockens krönen, aufgeblüht, umrauscht von dem Geflüster der Najaden und Hamadryaden, die in dem tiefen Dunkel dieses mysteriösen Waldes ihr nie endendes Lied den Fittichen des nächtlichen Sturmwinds vertrauen, frühzeitig vertraut gemacht mit den uralten Mährchen, die auf diesem Boden heimisch sind, ging diese schöne Prinzessin, Deutschlands blondes Kind, um sich mit einem Enkel eines fremden Königsstammes zu vermählen, mit dem Sprößling eines durch Blut und Schrecken sich durchkämpfenden wilden, ritterlichen Geschlechts. Kaum kann man ein poetischeres Verlöbniß sich denken. Aber in der Wirklichkeit sind die Farben nicht so blühend, sie erbleichen rasch unter der zerstörenden Hand ungünstiger Geschicke. Wenn die Phantasie ihr Recht behalten, so hätte Carl Eduard Sieger über seine Feinde bleiben müssen, er hätte im Triumph die Erwählte seines Herzens die Stufen des wiedereroberten Throns heranleiten,

ihr die Krone, die er ihr im glücklichen Uebermuth so sicher versprach, in der That auf das Haupt setzen sollen. Allein es kam ganz anders. Die Frau, die da bestimmt schien, die Herrschaft über ein mächtiges Reich zu theilen, empfing statt dessen nur die Herrschaft über ein einziges Herz, über ein Dichterherz; allein darin herrschte sie auch unumschränkt.

Von den deutschen Lesern, die dies Buch in die Hand nehmen, hat gewiß der größere Theil den Harz besucht; es wird demnach unnütz sein, eine so ächt vaterländische Gegend, die Jedermann kennt, näher zu beschreiben. Die Einsamkeit deutscher Wälder ist bekannt. Diese Einsamkeit war vor Jahrhunderten noch so schauerlich, daß die Sage für gut fand, hierhin die Hexengelage zu verlegen, und in jeder ersten Mainacht sah man einen gespenstischen Zug von allen Gauen Deutschlands aufbrechen, um sich auf dem Brocken zu versammeln. Eine dunkle, schauerliche Poesie. Wenn es in der ersten Mainacht stürmte, wenn die Gewässer, befreit vom Eise, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch zerrissene Wolken in die schwarzen, glitzernden Wellen des Mühlbachs schaute, der unheimlich rauschte und brauste in dieser Nacht, da nahm die Müllerin ihr Kind fester in die schützenden Arme und die Familie flüchtete sich an den Herd, eng zusam-

menrückend um die Flamme desselben und den Erzählungen lauschend, die der alten Großmutter von der runzelvollen Lippe glitten. In dieser Nacht getraute sich der Jäger, der spät heimkehrte aus dem Forst, nicht hinaufzusehen in den Tumult der Wolken hoch oben am Himmel, immer fürchtend, er sähe die grauen, flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie sie gegen den Sturm arbeitend auf ihrer entsetzenvollen Reise dahintrieben; er getraute sich nicht hinzusehen, wenn im Gipfel der Fichten die Aeste der Krone sich ächzend beugten, immer fürchtend, eine der Larven habe sich im Laubgeflecht verfangen und arbeite jetzt, ihr Gewand los zu machen. Der Fischer, der noch spät den Waldsee befuhr, kehrte heim, ohne den Widerscheinen auf dem Wasser nachzuspüren, denn ihm ahnet, daß es gespenstische Frauen sind, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden, und dem, der ihnen nachspäht, starre Leichengesichter entgegenhalten. In einer solchen Nacht zeigt sich der Harz in seiner schauerlichen Größe; er ist umsponnen von einem ungeheuren Mährchennetz; Alles lebt, Alles regt sich in ihm, aber es ist ein Leben, ein Regen, wovor dem Sterblichen grauset. Aber diese Nacht gerade wählt der Dichter. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brausen und Sausen hingebend, die offene Brust die Fülle der köstlichen Nachtfrische

einsaugen lassend: so geht er, oder vielmehr so fliegt er, mit Titanenschritt den Gipfel erklimmend, und oben stehend breitet er seine Arme aus, um alle Schrecken der Natur zugleich an seine Brust zu ziehen und der Nacht einen heißen, langen, wilden Kuß zu geben, ihren Athem in sich zu saugen und seine Seele mit ihren tausend und abertausend geheimnißvollen Schauern zu kühlen.

Deutsche Dichter haben diesen wundersamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minnesänger, die ihn durchwandelten, um den Sängerstreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei diesem Streit die Preise vertheilte und das Unglück hatte, ihren Liebling besiegt zu sehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor seinen Verfolgern verstecken zu können. Damals hörte der Thüringer Wald die provenzalischen süßlichen Weisen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluse, allerdings wundersame Klänge in diesem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgesang der alten Teutonen und dem mystischen Chor ihrer Druiden.

Aber dieser alte Dichterzug war nicht der einzige, der geschichtlich merkwürdig diese Gegenden durchzog, ein zweiter Zug in neuerer Zeit wandelte diese Straßen:

es war der Zug jener entflammten deutschen Jünglinge, die ein phantastisches Nationalfest dort feierten, wo früher die Sänger gestritten.

Man sieht daher, diese Gegend ist reich an vaterländischem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geschlecht mitten in diese Gruppen von Erinnerungen gesetzt, auf einen so günstig gewählten Boden gestellt, wie sollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? und so ist's denn auch mit den Stolbergen geworden. Eines der ältesten Geschlechter Deutschlands, rankt es seinen Stammbaum in gewaltige Höhe; es theilte ihn früher in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar ist Graf Christoph, geboren 1567, gestorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Von seinem ältesten Sohne ward die ältere Hauptlinie in zwei Aeste getheilt, die Stolberge zu Ilsenburg, die 1710 ausstarben, und die zu Wernigerode. Die Letztern erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeste gesondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geschlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben, aber 1804 in männlicher Abstammung erlöschend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit dem Stifter Heinrich August absterbend. — Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Christoph, stiftete die

jüngere Stolbergische Linie, deren beide Aeste Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Absterben der Fürsten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau belegene Grafschaft Gedern an das Haus Wernigerode, so daß dieses jetzt als der Haupt- und Stammsitz der Familie zu betrachten ist. Der jüngern Linie gehört die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Diese sowol als die Hauptlinie, bekennt sich zur protestantischen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römisch-katholischen Kirche übertrat, macht von diesem herrschenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es ist kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schicksale dieses Mannes und die seines Bruders zu berühren. Es sei kurz derselben Erwähnung gethan, ehe wir zu Louisen übergehen. Wir haben in diesen Blättern schon öfters uns veranlaßt gesehen, von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich auf poetischem Felde in Deutschland geltend machte, zu sprechen; wir müssen daher wieder dahin zurücklenken, wo wir die Karschin verließen und wo wir der Fürstin Galitzin einst begegneten. Es war der Kreis von Dichtern und Dichterlingen, die sich um Gleim in Halberstadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer und Rabener in Berlin versammelten.

Die beiden Brüder, Grafen Stolberge, wanderten von einem dieser Musensitze zum andern und ließen sich von Jacobi hätscheln, von Gleim vergöttern und küssen, von den Berlinern elegant complimentiren. Die erste Jugend der beiden Brüder fiel in die alberne teutonische Begeisterung, in die Heruskerzeit, in das affektirte Bardenthum, zu der Klopstock die Jugend Norddeutschlands hinlockte und deren Schauplatz Göttingen bildete. Ein neu erschienenes verdienstliches Buch, „Der Göttinger Hainbund," gibt von diesem seltsamen Treiben der damaligen jungen Geister Kunde. Es breitete sich eine unendliche Roheit über alle Genossen dieses Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentrischen excentrisch; allein lange hielten sie es nicht aus, sie trennten sich vom Bunde und zogen Gedichte spendend und Liebschaften anknüpfend in Deutschland umher. So fand sie Göthe und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Gesittung hatten die Brüder doch noch so viel von dem Urdeutschthum beibehalten, daß sie den stillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten, und den spießbürgerlichen Anstand auf eine betrübende Weise verletzten, wie wir in Göthe's Erinnerungsblättern sehr ergötzlich zu lesen bekommen. Endlich wurden die Brüder stille und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu

Münster, in deren heiligen Schatten schon die schlanke Gestalt der Fürstin Galitzin verschwunden war. Er schwor den protestantischen Glauben ab und diese That machte unbegreiflicher Weise ein nicht endendes Aufsehen in dem gesammten Deutschland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibsel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der sich darin gefiel derb, roh und zänkisch bis an sein Ende zu bleiben, ein Mann, der mit polternden Uebersetzungen und polternden Flüchen Deutschland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den ärgsten Schmähungen über den armen, katholisch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der diesen gewaltigen Lärm verursachte. Die Thatsache selbst war gar nicht so sehr wichtig.

Was die dichterischen Produktionen der beiden Brüder betrifft, so waren diese auch nicht sehr bedeutend und beschränkten sich auf Nachahmungen der Dichterweise ihrer begabteren Freunde. Man entdeckte Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleist und später Göthe. Eigenes und Eigenthümliches gibt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Uebersetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyrischen Sylbenmaaßen, und des jüngern Zeitgedichte als bedeutsame Erzeugnisse

beansprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholisch geworden, eine „Geschichte Jesu" heraus, die der Papst ins Italienische übersetzen ließ. Unter den Frauen des Geschlechts ist nächst Louise auch Auguste Stolberg bekannt geworden, indem auch sie das Geschick in Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen sehr kühlen, man möchte beinahe sagen frostigen von Seiten des Dichters, denn Göthe's Briefe an Auguste Stolberg sind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet gewillt war, von seinen im Innern aufgespeicherten Schätzen nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel, sie scheint ihn zu betrachten, wie eine Andächtige ihren Beichtvater: ganz zufrieden, ihm in unaufhaltsam fließenden Bekenntnissen ihr Herz ausgeschüttet zu haben, begnügt sie sich gerne mit den paar undeutlich gemurmelten Worten, die aus der Tiefe des Betstuhls ihr entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantasie rege zu erhalten und den Geist auf der frisch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu lassen, denen ist es ganz Recht, wenn sie den Mann, mit dem sie verkehren, nie zu Gesichte bekommen; sie tragen auch kein Verlangen danach, mit ihm wie mit einem Individuum sich zusammengeführt zu sehen; mit Frauen, die da lieben, ist's freilich etwas Anderes: denen ist gerade die

sichtbare und faßbare Gegenwart der Person die Hauptsache, und der schönste Gedanke, das lieblichste Phantasiespiel ist ihnen nicht so viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Munds, ein Druck der Hand. Gräfin Auguste war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den sie nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam; Gräfin Louise war nur glücklich, wenn sie den schönen, zwanzigjährigen Alfieri in nächster Nähe hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Gräfin Louise, oder Aloyse, wie sie auch genannt wurde, von der Linie der Stolberg-Gedern abstammte, die in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren. Ihr Vater war Gustav Adolph, Fürst von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Königstein und Werningerode, ihre Mutter hieß Elisabeth Philippine Claudie und war die Tochter des Fürsten Maximilian Emanuel von Horn-Montmorency. Fürst Gustav Adolph war kaiserlich königlicher Generalfeldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geschlechts war Carl Heinrich, ebenfalls Generalfeldzeugmeister und zugleich Gouverneur der Veste Philippsburg, starb unvermählt 1804; wonach die Herrschaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Werningerode überging. Die Mutter Louisens hielt sich in den östreichi-

schen Niederlanden auf und starb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schwestern Louisens war die ihr zunächst folgende, Caroline Auguste, zuerst mit Fitzjames Stuart, Herzog von Berwick, vermählt, nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco; die zweite, Franziska Claudie, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; sie starb 1836, die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame und starb daselbst als die Letzte dieser Linie im Jahr 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede sein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfunfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürstin seine Hand anbot, wenigstens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von seiner Seite nicht das Motiv um den Bund zu schließen, denn welche Vortheile konnte es dem vertriebenen Königssohne gewähren, sein Geschick mit einem machtlosen deutschen kleinen Fürstenhause zu verbinden? aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrscheinlich, sondern sogar ziemlich gewiß, daß Gründe selbstischer Berechnung, die die Vergrößerung der Macht ihres Hauses zum Zwecke hatten, vorwalteten. In Deutschland hielt man noch damals an dem Glauben fest, daß das Haus Hannover sich unmöglich auf dem englischen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, die

die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größern Theile der damaligen Politiker in Deutschland, die das Schwanken der Meinungen in dem Parlament beobachteten, keineswegs für chimärisch, wofür Frankreich und Italien sie nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Carl Eduard unternommen, ansah. Es war demnach nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für sich in Hoffnung stellte, als es diese Heirath veranstaltete. Louise selbst scheint zwar um diese hochherzigen Pläne ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber sorglos und wenig sich kümmernd um die Verhältnisse um sie her, brachte sie ihren persönlichen Ehrgeiz nicht mit ins Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein zu Mons, und diese Damen, die einer großen Freiheit genossen und in ihrem Stifte Feste gaben, gewährten der jungen Fürstin eine so heitere Existenz, wie sie sich solche nur wünschen konnte. Man darf also hier nicht von dunklen Mauern, engem Gewahrsam, lästiger Bewachung träumen, um das Verlangen Louisens, sich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für sie war dieser Schritt wenig mehr als ein romantisches Abenteuer; es reizte sie, ihren Freundinnen im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauspiel zu gewähren, zugleich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerksamkeit von

ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernstlich an die künftige Krone, Louise spielte nur mit ihr wie mit einem hübschen, blitzenden Spielwerk der Phantasie. Wir sagen, es scheint uns, daß sie damals so dachte, später hat sie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, diese leichtsinnige Einwilligung in die Plane, die ein thörichter Ehrgeiz und eine gewissenlose Eigensucht entwarfen, zu bereuen.

Carl Eduard schloß diesen Bund, als er eben von seinem letzten gescheiterten Versuche, — dunkle Gerüchte sagen zwar, er habe später nochmals sein Glück versucht — zurückgekehrt war. Wir müssen von diesem letzten Versuche etwas sagen, und zugleich von den früheren Schicksalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jacob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand sagt, daß die Engländer sie eine nützliche nennen sollten, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation sei hierbei nicht wohl zu denken gewesen, den Thron verloren hatte, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausschließung der katholischen Stuarts von der Thronfolge. Jacob II. überlebte diese grausame Parlamentsacte nur um wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt mit Wilhelm III. zu unterhandeln, fest

bei dem Grundsatze bleibend, daß sein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht durch einen Machtspruch des Usurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunsten der Jacobiten, der Prätendent, damals zwanzig Jahr alt, machte den ersten Versuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, den spätern im Jahr 1716, wo er bei Peterhead landete, wo sich dann wenige Monate darauf seine Sache auf das Unglücklichste für ihn entschied. Er lebte hierauf unter dem Namen des Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gastlichste Aufnahme, zugleich erzeigte man ihm fürstliche Ehren, und man nannte ihn nicht anders als König Jacob III. Seine Vermählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johanns III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papstes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 versuchte Jacob zum dritten und letzten Male die Krone seiner Väter sich zu erstreiten. Im Juni desselben Jahres sehen wir ihn wieder in Rom. Die Gunst, die Clemens XI. ihm geschenkt, verdoppelte wo möglich sein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Pallast Sacchetti beschenkte und ihnen außerdem noch hunderttausend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftausend, das der vorige Papst gegeben und dieser

bestätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemessenster Form, nach wie vor, dem Flüchtlinge erwiesen. Jacob befand sich daher sehr wohl in Rom, und da er nicht König jenseits des Meeres sein konnte, war er zufrieden es wenigstens in Rom zu sein. 1720 wurde ihm der Sohn Carl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm, auch unterließ Jacob nicht, die Geburt sämmtlichen Pairs seines Königsreichs in einem feierlichen Circular mitzutheilen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedict, der spätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von York und St. Albans an.

Von dem Charakter dieses Chevalier de St. George, oder dieses Jakob III. ist wenig Erhebliches zu sagen: er besaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edeln Stolz seines Vaters, der, wie wir gesehen haben, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung kund gab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben seiner Väter scheint er nicht sehr fest zu halten willens gewesen zu sein, denn er gab zu verstehen, daß er sich zum Uebertritt allenfalls entschließen könne. Der Vater war auch hierin est und unerschütterlich, und darum ehrenwerth. Ein

treuloser Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante seiner Kinder ein anstößiges Verhältniß, das seiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, so großen Kummer verursachte, daß sie sich endlich 1727 in das Kloster Sta Cecilia in Trastevere zurückzog. Sie starb im Alter von 33 Jahren, geradezu aus Kummer und gekränktem Stolz.

Carl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich (dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich), er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß, das zwischen dem Vater und der Mutter statt fand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm sich der Mutter an und verdarb es frühzeitig mit dem Vater, der selbst daran arbeitete, daß der Sohn aus dem Hause kam. Es gelang den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie zu Tage legte, in eine vortheilhafte Stellung unter den Befehl des Herzogs von Liria, nachmaligen Herzog von Berwick, einen Verwandten des Hauses zu bringen, wo er den Lombardischen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im östreichisch-spanischen Kriege thätig gewesen war, und bei der Belagerung der Festung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf diese kriegerische Epoche folgte eine Zeit der Reisen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albany,

miteinander machten. Diesen Namen legte Carl Eduard später nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geschick dem Sohne der Stuarts zu ersparen nicht willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir gesehen haben, frühzeitig resignirt und sich in seine Lage, als Scheinkönig in Rom zu residiren, gefunden; nicht so der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die selbst bei dem unkräftigsten, energielosesten Charakter auf kurze Frist heroische Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuarts nicht ganz ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jacobiten, reiche und einflußreiche Familien, die beständig zwischen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, sich der Straße anzuschließen, die die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter sie ihre Hoffnung setzten. Carl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zustand in der Heimath schilderten, und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu vollbringen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beistand sollicitirt. Man erlangte vom französischen Ministerium Zusage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ endlich Carl Eduard

unter dem Namen eines Marchese Spinelli Rom, und nun sah der alternde Vater die Scenen seiner eignen Jugend vor seinen Augen sich erneuen. Frankreich, Italien und Deutschland, die alle drei auf gleiche Weise an dem Geschick dieser unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, sahen nun wieder einen Sprößling dieses Stammes die abenteuernden Fahrten beginnen, sahen nun von Neuem einen armen, verfolgten Flüchtling den Kahn besteigen, um sich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber diese drei Mächte, die sich mit dem Geschick der Stuarts beschäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutschland hatte in seinen eignen Angelegenheiten gar viel zu thun: der Krieg wüthete in allen Ecken und Enden des heiligen römischen Reiches. Ein junger genialer König, und eine eigensinnige herrschgierige Kaiserin setzten alle Streitkräfte in Bewegung, und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Interesse für den Roman der Stuarts, und für den Helden, der jetzt gerade darin auftrat, erlosch sichtlich. Dies fühlte Carl Eduard, und nichts demüthigte ihn so sehr, als daß sein Geschick aufhörte seinen Zeitgenossen schlaflose Nächte zu machen und aus den Augen der schönen Zeitgenossinnen Thränen zu entlocken. Es war so süß gewesen, als man noch an den Küsten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jacobiten-

lied «The blach bird» vernahm, und das Volk zuhorchte und der Priester segnete und schöne Frauen weinten, und nun, als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppen zu treten, wo das Geflüster: „Das ist er! Seht, der Abkömmling eines so tapfern und so unglücklichen Geschlechts!“ langsam verhallte. Der alte Chevalier hatte diese Romantik noch an sich empfunden; Carl Eduard hatte es nicht mehr so gut. Man hatte allgemein so ziemlich seine Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; man wurde an sein Dasein erst erinnert, als er seine Fahrten begann: den Vater hatte man nie aus den Augen gelassen.

Ein Umstand, der günstige Erfolge versprach, war die fortwährende Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem englischen Throne zu kämpfen hatte. Aber man muß nur gleich hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünscht wurden, und daß die Partei in Schottland, die sich in der That mühte, die Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, sehr klein war.

In Paris angelangt, fand Carl Eduard die Stimmung für ihn äußerst wenig Hoffnung erregend, dennoch wollte er vorwärts. Er schrieb dem Vater: „Der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß zu siegen oder zu sterben, und meine Stellung zu behaupten so lange ein Mann mir noch zur Seite bleibt.“ Einen Monat

hierauf landete er mit nur sieben Mann an der Küste Schottlands. Zu Glenfinnen versammelte er die hochländischen Clans um sich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jacob VIII., im 45. Jahre seiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh. Die Schlacht von Preston-Pans fiel günstig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geschlagen, der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig englische Meilen von London vor. Da entstand Uneinigkeit unter den Führern und rasch folgte dieser das Mißgeschick. Die gegen den General Hawley gewonnene Schlacht bei Falkirk nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit seinen sehr verminderten Streitkräften tiefer in die nördlichen Gebirge sich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erschien nun als ein Urtheilsspruch über das Geschick der Jacobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, Verbannung: ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Gegenden wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der Bretagneschen Küste: die Tragödie seines Lebens hatte nicht wie beim Vater, fünf lange Acte, sondern drängte das schauervolle Interesse in einen einzigen Act zusammen, wo Exposition, Fortgang und Schluß der Handlung

rasch aufeinander folgten. Mit dem ersten Tritt, den sein Fuß auf den Boden Frankreichs setzte, war seine Jugend, sein Heldenthum, seine Größe, sein ganzes geistiges Leben beendet und beschlossen; für die übrigen Tage, die er noch durchlebte, war er sein eigner Todtschläger, der Feind seines Selbst — denn ein Mann, von dem man erwartet, daß er siege oder sterbe, der aber statt dessen besiegt wird und ruhig weiter lebt, hat sich selbst zum unerbittlichsten Feinde. Die Welt kann dem nie verzeihen, der sie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günstlinge, wenn sie nicht passend zu sterben wissen, mit unerbittlicher Strenge. Carl Eduard, der nichts erreicht hatte, Carl Eduard, der mit leeren Händen nach Hause kam, Carl Eduard, der jetzt, da er nicht König sein konnte, ein ehrlicher Hausvater sein wollte, an der Seite eines hübschen Weibes, umgeben von Kindern, Carl Eduard wurde jetzt seinen Zeitgenossen langweilig und lästig. Er fühlte diese giftige Luftströmung in seiner geistigen Lebensatmosphäre und wurde jetzt sehr kleinmüthig, noch viel kleinmüthiger, als es sein Vater gewesen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltsam; nach Abschluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt herum. In Rom begann er mit seinem Bruder zu zanken, der sich mittlerweile beim Papst

Benedict XIV. eingeschmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Interesse, geschweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück, als er jedoch erfuhr, daß man ihm daselbst die königlichen Ehren, die sein Vater genossen, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und siedelte sich in Florenz an. Hier war es, wo er sein Ehebündniß schloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen und schönen Braut über. Die Prinzessin Stolberg-Gedern hatte, bevor sie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erste Jugend in Werningerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Gespiele gewesen, und es hatte sich ein Band jugendlicher Neigung zwischen beiden geknüpft. Dieser Liebe hatte der Tod einen tragischen Schluß bereitet: der Jüngling starb im Kriege, und Louise bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußsüchtig; sie suchte die Welt auf und ließ sich von ihr zerstreuen. Kaum war sie aus den romantischen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauschen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten und nach Brüssel zu ihrer Mutter gelangt, in das laute, geräuschvolle, elegante Brüssel, in das helle, mit seinen

silberglatten Kanälen, weiten Ebenen und menschenwimmelden Städten prunkende Niederland, so wich aus ihrem Sinn jene träumerische Gestalt des blonden jungen Mannes mit den blassen Wangen und der tiefen Herzwunde, aus der Blut quoll, wie sie ihn in ihren Träumen einst wachend und schlummernd stets vor sich gesehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte schon eine Menge Liebschaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er sich später an den Höfen ausbildete, sondern ein ritterlicher Held, der sich den Marschall von Sachsen zum Vorbild genommen, er machte Louisen den Hof und wußte die Aebtissin des Stifts, eine Prinzessin von Carignan-Delft zu seinen Gunsten zu stimmen; dann war noch ein junger Franzose da, ein Graf von Larochefoucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Palestrava, ein Maltheserritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen um die junge Stiftsdame zu heirathen, dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Sekte, die Brüdergemeine, starb. Kurz man sieht, es fehlte der schönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm sie ihn und verabschiedete alle Andern. Die Ehe wurde in Macerata, am 17. April 1772,

geschlossen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geschmeichelt, auf welcher die Bildnisse des neu verbundenen Paares dargestellt waren, mit der Königskrone geziert, und mit der prunkenden Inschrift umgeben: Carolus III. Magnae Brit. Rex, et Ludovica M. Brit. Regina. Was konnte man mehr wünschen? Die alte Fürstin von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß diese Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück, allein wer konnte behaupten, daß sie nicht einst doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübsche blitzende Krone, packte Alles heiter zusammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schicksal, das sich freute, die Hoffnungen der Stuarts und derer, die ihr Geschick mit diesen vereinten, zu vereiteln, machte sich auch sogleich grausam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern zu vernichten. Zuerst fing ihr Mann an sich dem Trunke zu ergeben; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeschick, eine Art Unglück, dem eine anständige Frau mit aller Mühe keine nur irgend erträgliche Seite abzugewinnen, und durch diese mit ihm sich zu versöhnen vermag. Und Carl Eduard trank, wie die konischen Helden in den Smollet'schen Romanen zu trinken pflegen, die alten Hafenkapitaine

auf halbem Sold, so anhaltend und so überwältigend, und mit so groben, derben Zusätzen an Späßen und Redensarten, daß die deutsche Frau vor ihm sich entsetzte und auf keine Weise sich Rath zu schaffen wußte, wenn er seinen Anfällen unterlag. Sie hatte wol schon gehört, daß die Engländer zu Zeiten sehr die Flasche liebten, sie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Gesellschaft ihrer eignen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Freuden der Tafel begannen; aber sie hatte sich nimmermehr träumen lassen, daß die Exaltation eines englischen Trinkers einen so hohen Grad erreichen könne, wie sie ihn jetzt in nächster Nähe leider zu beobachten Gelegenheit fand. Sie war untröstlich, sie ging jammernd umher und rang die Hände. Carl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er nicht lachte, so zankte und polterte er, oder drohte, und zwar drohte er wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüst. Wenn er nüchtern war, so war er der Graf Albani, ein Mann ohne Bedeutung, war er trunken, so war er Carl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grausames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieses Mannes trieb.

Wir kommen jetzt zu dem Momente, wo Graf

Vittorio Alfieri diesen zerrütteten Eheverhältnissen nahe trat. Zuerst einige Worte über diesen Dichter, der vielmehr das, was die Franzosen sehr bezeichnend poëte en action nennen, war, als Poet in seinen Versen. Er selbst war ein Gedicht. Wir sind in Deutschland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles was sie sind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus sich selbst das Gespinst hervorzaubert und scheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von diesen Dichtern läßt sich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar nichts erzählen, der allerscharfsinnigste und geschickteste Biograph findet auch nicht den kleinsten Umstand, dessen zu erwähnen sich lohnte, nicht einmal eine kleine Reise, ein Stündchen anderswo als zwischen den vier Mauern verbracht, wo dieses Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wohin es sein Weib brachte, wo es seine Kinder auferzog und wo es endlich stirbt und als Leiche auf dem Schreibtisch liegt, von dem man das letzte Manuscript eben hinweggenommen hat. Nichts, nichts was einem Ereigniß ähnlich sieht, selbst auch nur der blassen Abspiegelung einer That: und öffnet man die Bücher dieses Mannes, so sieht das Auge des Lesers eine köstliche Fülle der bewundernswürdigsten Thaten in Worten darein ausgeschüttet; Gefühle und Gedanken an Thatsachen geknüpft, die eine

mächtige und gewaltige Weltanschauung verkündigen. Und doch sah dieses Auge im Leben nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms des väterlichen Dorfes, und hörte nichts als den einförmigen Gesang der Hirten, wenn sie die Heerde heimtreiben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es ist eben das Genie — es ist eben der geborne Dichter. Diese Gattung Dichter blüht besonders in Deutschland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da sehen wir Poeten, die ihre köstlichen Reime unter dem beständigen Lärm der Waffen entstehen lassen, die auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verse niedergleiten lassen, oder wie Blumen sie aus dem verwirrten Haar schütteln. Hier sehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und schöne Bücher vorzuzeigen haben. Wir sehen Dante aus den Thoren von Florenz sich flüchten, mitten in einem Heerhaufen wilder Krieger geschlossen, von kriegerischem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben. Wir sehen Tasso am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle spielen; halb Abenteurer, halb herrschender Günstling, immer durch seine Verse wieder gutmachend, was seine Degenspitze verbrach. Unter diesen Dichtern gibt es einige, die ihre Verse nicht niederschreiben, die sie nur erleben.

Unter den Neueren war Byron ein Poet en action in der vollsten Bedeutung des Wortes, und er war es in dem Grade, daß er viel stärker durch sein Leben wie durch seine Schriften seine Zeitgenossen poetisch angeregt und beschäftigt hat. Byron ohne seine Liebesabenteuer, ohne seine wilden Reisen, ohne seinen Streit mit der Geistlichkeit, ohne seine Flucht aus dem Vaterlande, und ohne seine Betheiligung an dem griechischen Kampfe, hätte lange nicht diese ausgeprägte Gestalt in dem Spiegel der Zeit erhalten. Mit Byron sehr große Aehnlichkeit zeigend, steht nun Graf Vittorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der eben so sehr durch sein Leben wie durch seine Dichtungen, oder eigentlich mehr durch sein Leben als durch seine Dichtungen Interesse einflößt. Die Dichtungen sind kalt, gemessen, oft sogar frostig und starr, das Leben ist wild, bewegt, leidenschaftlich und ewig in den raschesten Schwingungen pulsirend. Wenn es irgendwo nöthig ist, den Dichter aus seinen Erlebnissen zu deuten und zu erklären, so ist's bei diesem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Gesinnung eines attischen Weisen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in sich einte, zugleich aber dieser Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Aristokrat und

verachtete die Fürsten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maaße, daß er im Stande gewesen wäre, auf die Herrschaft zu verzichten, wenn sie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, schalt er auf Despotie, weil er sie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's ist gerade wie die Byrons. Beide waren herrschsüchtige, monarchische Naturen, die nur Freiheit predigten, weil sie Niemand andern als sich selbst die unbedingte Gewalt gönnten. Abgesehen von diesem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich stark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Märtyrerkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in Demuth und Selbstverleugnung: wie jedes Werk der Liebe, fordert dieses — vielleicht höchste Werk der Liebe — der innigsten und heiligsten Nächstenliebe — die völlige Veräußerung unserer selbstischen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine solche Selbsttödtung an sich vorzunehmen. Es soll dies kein Tadel sein: eine Natur ist anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, sowürde man seinen Versen ihre Wirkung nehmen. Gleichviel, aus welcher Quelle diese Wirkung entspringt, wollen wir uns freuen, daß sie überhaupt

da ist. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch das, was große Geister thun, sondern auch durch das, und sehr oft nur durch das, was sie unterlassen. In die sichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt sich dann rasch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in allzugroßer Fülle gegeben war.

Nachdem er, ein wilder Knabe, in dem Jesuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen gewesen war, entschlüpfte Alfieri frühzeitig diesem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angesehener Familie konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerksamkeiten und Dienstbeflissenheit entgegenkam; allein der scheue Wildfang ging jeder ehrbaren Gesellschaft aus dem Wege und trieb sich mit seinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei sich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen, er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging es in das andere, von einer Stadt in die andere, immer müßig, immer unruhig und in wüster Gedankenlosigkeit fortstürmend. Er hat diesen beklagenswerthen Zustand selbst beschrieben, und man muß gestehen, es gibt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von diesem vagabondiren-

den Jugendleben einer an sich edeln und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Lebensstellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebschaft in England endigt so demüthigend für ihn, daß der stolze Jüngling die Versuchung fühlt, sich ein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will nun keine Frau mehr kennen lernen; er verachtet das Geschlecht: in Brüssel jedoch sehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht so arg betrogen, aber er findet doch noch lange nicht das edle, warme Herz, das er sucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poesie aus dem Schlummer und er fängt an zu lesen und sogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er diese Versuche wieder bei Seite und schwärmt weiter. In Paris, wo er sich anfangs langweilt, dann ärgert, entdeckt er zuerst Spuren jenes glühenden Tyrannenhasses, den Gott, wie er meint, ganz ausschließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in seinen Busen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu sein, die Menschheit von einer ihrer drückendsten und beschämendsten Fesseln zu befreien. Wenn diese Entschlüsse auch zu weiter nichts führen, so führen sie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Rhetoren und Philosophen liest, die ihn auf der Schule angewidert

hatten, weil er mit ihrem Inhalte nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt sich jetzt in einen männlichen, und der unbeugsame Eigenwille erhält jetzt eine wissenschaftliche Berechtigung, indem große Muster von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem unbeugsamen Eigenwillen anfingen und ihn später zu jener männlichen Energie ausbildeten, vor derem Auftreten die Welt sich zu beugen hat. Wäre es Alfieri vergönnt gewesen Thaten zu verüben, so wäre die Anlage ursprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italienischen Fürstenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das seiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er sich nicht wählen. In dieser mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiste, war er dem Wahnsinn nah, wenn er bedachte, daß das Schicksal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu sein und zu bleiben. Da, in seiner Verzweiflung, griff er wieder zur Poesie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, sich zu einem Dichter auszubilden, legte er nur die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an sein Herz, damit sie es kühlen und beruhigen sollten. Unversehens wuchsen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete sein erstes Trauerspiel „Philipp."

Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die seinen Lebenspfad auf eine oft so schauerliche Weise eingehüllt hatten, theilten sich; er hatte Hoffnung, daß doch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in sein Leben; das rastlose Hin- und Herschweifen hörte auf, und der Beobachter, der dieses stürmische Leben an sich vorbeigehen läßt, empfindet ein köstliches Wohlbehagen, wenn er an jene Kapitel gelangt, die die Ueberschrift führen: „Wirkliche Befreiung,“ „Studien,“ „Ruhe.“ Um zu zeigen, wie heftig dieser Mann liebte, wie er gleichsam wüthete, stehe hier die Stelle, wo er die dritte „unwürdige“ Liebe beschreibt, der er unterlag und die ihm grausam mitspielte. „Dieser dritte Liebesrausch war wahrhaft schändlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenstand meiner neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet von Geburt, aber von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahr älter als ich. Eine flüchtige Freundschaft hatte zwischen uns schon stattgehabt bei meinem allerersten Eintritt in die Welt, als ich noch in der ersten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun sechs und mehr Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr sehr begünstigt sah, ein Müßiggänger war, und vielleicht zu den Gei-

stern gehörte, von denen Petrarca mit so vielem Gefühl sagt:

> So di che poco canape si allaccia
> Un' anima gentil, quand' ella è sola,
> E non è chi per lei difesa faccia!

und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf diesem außerordentlichen Wege mich zu sich rufen wollte; geschah es, wiewol ich sie anfangs nicht liebte und nie schätzte und selbst an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit kein Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendlichen Liebe zu mir glaubte, nach und nach sie wirklich liebte und bis an die Ohren in diese Liebe versank. Es gab für mich weder Lustbarkeiten noch Freude mehr; selbst die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachlässigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt da zu sein, und doch unfähig nicht da zu sein; bizarrer und peinlicher Zustand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februars 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieses Umgangs von früh bis spät wüthete, mußte meine Gesundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber so heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeister, an denen

es in Turin nicht fehlt, witziger Weise sagten, ich hätte sie ausschließlich für mich erfunden. Ich fing damit an, daß ich mich wol sechsunddreißig Stunden hintereinander erbrach, und da keine Flüssigkeit mehr da war, löste sich das Erbrechen in einen gewaltsamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte auch die kleinsten Portionen Wasser zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuß zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach, dagegen aber ergriff mich eine so starke und allgemeine Convulsion und Erschütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, in den fürchterlichsten Zuckungen bald mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles stieß, was sich in meiner Nähe befand. Am sechsten Tage ließ endlich der Krampf nach, mittelst eines sehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Wasser, in welchem ich den Tag fünf bis sechs Stunden zubrachte. Die Länge des Fastens und die Anstrengungen des Erbrechens waren so groß gewesen, daß in der Bauchgabel, zwischen den beiden Knochen, welche sie bilden, eine solche Lücke entstanden war, daß sie ein Ei von mittler Größe fassen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin diese unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatten mir diese selt-

same Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg für mich sah, diesem schändlichen Labyrinth zu entkommen, so hoffte und wünschte ich zu sterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte sehr fürchteten ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelassen um mich zu veranlassen zu beichten und mein Testament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich beides verlangte, und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. — Nach überstandener Krankheit nahm ich unseliger Weise meine Liebesketten wieder auf. — Im Januar 1774 geschah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld sein, wiewol ich es nicht ganz glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenste Ruhe und Stillschweigen forderte, saß ich treulich am Fuß ihres Bettes, sie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis spät zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu schaden, wenn ich sie zum Sprechen nöthigte. In einer dieser gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langeweile fünf oder sechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, so ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht soll ich sagen von einem Lust- oder Trauerspiele, von einem, oder von fünf, oder zehn Acten hinzukritzeln." —

Wir brechen hier ab, denn unsere Absicht ist es

nur, die Leidenschaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eignen Worten zu schildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe — wie mußte eine wahrhaft würdige Liebe, wie er die nennt, zu deren Schilderung wir jetzt sogleich übergehen wollen, sein ganzes Wesen erschüttern, es umgestalten, es vergeistigen und seine Kraft erhöhen! Es war im Jahre 1777, als Alfieri zu Florenz die Bekanntschaft der Gräfin Albani machte, die demnach fünf Jahre schon in kinderloser Ehe lebte und vierundzwanzig Jahr alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, so wollen wir zuerst einen Zeitgenossen sprechen lassen, der sie öfters in Florenz sah und unparteiischer beobachtete als der Dichter; später wollen wir auch diesen hören. Dutens, der Verfasser der «Mémoires d'un voyageur qui se repose,» gibt folgendes Bild von ihr: „Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geist und ihre Schicksale die interessanteste Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise, und von sehr weißem Teint; sie hatte sehr schöne Augen, vollkommen schöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und bescheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der besten Schriftsteller genährter Geist hatte aus ihnen das Vermögen geschöpft, scharf und richtig zu unterscheiden, und die Leichtigkeit erlangt, Menschen wie Werke des Geschmacks gut zu beurtheilen.

Der Graf Alfieri, ein Piemontese von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernst gestimmt und abhold dem Getöse der großen Welt, hatte er sich ganz ihrer Gesellschaft gewidmet. Sie lebte sehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes sie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterm sich angenehm zu machen gewußt und theilte seine Zeit zwischen seinen Studien und der Gesellschaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch seine Freundschaft und die Annehmlichkeit seines Umgangs erheiterte."

Alfieri selbst sagt von diesem ersten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie gesagt, ganz in Florenz zugebracht hatte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine herrliche und schöne Dame vor Augen gekommen, welche, da sie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungesehen und unbemerkt bleiben konnte; und noch unmöglicher war es, daß sie, gesehen und bemerkt, nicht Jedem aufs Höchste gefallen mußte. Aber obwol ein großer Theil der adeligen Herren von Florenz, und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, so hatte ich dennoch, versenkt in meine Studien und in Melancholie, abstoßend und ungesellig von Natur und immer bedacht von dem schönen Ge-

schlechte diejenigen am meisten zu fliehen, die mir anmuthiger und schöner erschienen, aus diesen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen lassen; dagegen hatte ich sie im Theater und auf Spaziergängen häufig gesehen. Der erste Eindruck war mir auf das süßeste in den Augen und im Herzen zurückgeblieben. Eine sanfte Glut in den schwarzen Augen, die, was höchst selten ist, mit der weißesten Haut und blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es schwer war nicht davon getroffen und gefesselt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, köstliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den sie im Ueberfluß besaß, drückende und lästige häusliche Verhältnisse, die sie nicht, wie sie sollte, glücklich und zufrieden sein ließen; zu groß waren diese Vorzüge, um ihnen zu widerstehen. Da mir nun in diesem Herbste von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen, und ich mich für stark genug hielt, wagte ich's mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichsam unvermerkt gefangen sah. Schwankend zwischen dem Ja und Nein dieser neuen Flamme, machte ich im December eine Ausflucht nach Rom mit der Post zu Pferde; eine thörichte und höchst beschwerliche Reise, die mir weiter

nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Baccano übernachtete, wo es mir nicht gelang auch nur ein Auge zuthun zu können. Hinreise, Aufenthalt und Rückreise dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreisen durch Siena sah ich meinen Freund Gori, der mir von diesen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich schon mehr als halb umwunden war, und so legte mir die Rückkehr nach Florenz sie mir bald auf immer an. Aber die Annäherung dieses, meines vierten Herzensfiebers äußerte sich glücklicher Weise für mich mit Symptomen, die von den drei ersten sehr verschieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenschaft des Verstandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in sie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbestimmte Mischung hervorbrachte, die zwar etwas minder ungestüm und glühend, aber dennoch tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die sich seit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenschaften und Gedanken stellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir erlöschen wird. Da ich nach zwei Monaten sah, daß dies meine wahre Dame sei, weil ich statt, wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß des literarischen Ruhms, eine Störung

in nützlichen Beschäftigungen, und ich möchte sagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn und Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand: so ergab ich mich ihr, sobald ich den köstlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das unbegrenzteste. Und ich irrte gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieses niederschreibe, eingetreten bereits in die unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens schwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Gesetzen der Zeit jene flüchtigen, unwesentlichen Vorzüge der vergänglichen Schönheit schwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, bessert sich durch sie von Tag zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu sagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und stärkt."

Wir richten uns in diesen Auszügen nach einer Uebersetzung, die leider nicht sonderlich gut gerathen ist, wie der Leser am Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri schrieb eine meisterhaft schöne Prosa.

Ein solches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenstand seiner Neigung gibt, hebt natürlich den Werth desselben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernster Selbstprüfung sprechen, der es darum zu thun, von sich selbst wie von seiner Umgebung, so weit es menschlichen Kräften gestattet ist, die Nebel der Täuschung

zu entfernen. Mit wenig Worten ist hier der volle Werth der schönen, ausgezeichneten Frau angegeben; ihr Bild, eben so anmuthig als geistig hochgestellt, tritt dem Beschauer mit Klarheit entgegen. Wie sehr gönnen wir dem ewig in der Irre umgetriebenen Dichter eine bleibende Stätte wie er sie hier gefunden, an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erst ist er seinem guten Genius anvertraut; jetzt können Poesie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von den dämonischen Masken wilder und zerstörender Leidenschaften hinweggescheucht zu werden.

Er sagt an einer andern Stelle: „In diesem Sommer (1778) schrieb ich einige Liebesverse, theils um meine Dame zu preisen, theils um die großen Beängstigungen auszulassen, in denen ich wegen ihrer häuslichen Verhältnisse manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf sie beginnen (unter den von mir herausgegebenen) von dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dolce fuoco ardenti —
Du schwarzes Aug' entbrannt in süßem Feuer —

alle verliebten Verse, welche demselben folgen, beziehen sich alle auf sie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau singen. Und mir scheint, sie mögen nun mit mehr oder weniger

Glück und Zierlichkeit aufgefaßt und versificirt sein, daß in ihnen am meisten jener unendliche Affekt durchschimmern müsse, der mich zwang sie zu schreiben, und den ich mit jedem Tage für sie zunehmen fühlte; und das läßt sich, wie ich glaube, am meisten in den Versen wahrnehmen, die ich dichtete, wenn ich lange von ihr getrennt war."

Den weitern Verlauf der Geschicke der Liebenden finden wir nur fragmentarisch in den Aufzeichnungen Alfieri's; mit jenen obigen Andeutungen hat er so ziemlich Alles beendet, was er glaubt, der Welt gegenüber, von der Dame seines Herzens sagen zu dürfen. Es ist hier die Zartheit und Ritterlichkeit seines Charakters sichtbar, zugleich die Scheu, die einem edlen Gemüthe inne wohnt, die Menge, die nie recht versteht oder verstehen will, was man ihr an höheren Offenbarungen anvertraut, nicht zur Theilnehmerin dessen zu machen, was unser eigenstes Besitzthum, unser köstlichster Schatz ist. Wir müssen ihn hierin nur loben. Wir würden einige der Sonette, auf die der Dichter anspielt, hier mitthei len, wenn es uns gelungen wäre, gute Uebersetzungen von diesen meisterhaften Versen zu Gesicht zu bekommen, so jedoch — da wir nicht Seitenlang italienische Strophen hinschreiben wollen — müssen wir den Leser, der sich hierfür interessirt, auf die von ihm selbst besorgte

Ausgabe seiner poetischen Werke verweisen. Mit dem Petrarca'schen Sonett dürfen sie nicht in dieselbe Linie gestellt werden. Die blühende Heiterkeit des wahren Dichters, diese — wir wollen sie Schöpfungsfreudigkeit nennen — die selbst über den ernstesten Gegenstand ausgegossen wird, mangelt Alfieri, oder wenigstens besitzt er sie nur in einem sehr geringen Grade. Mehre seiner Tragödien sind daher kaum genießbar mehr, und sind frühzeitig dem antiquarischen und gelehrten Schatze der Nation verfallen, wo der Dichter sie wahrlich nicht hinhaben wollte. Auch in den Sonetten geht ein, wenn auch schwacher, doch sehr merkbarer Zug von Pedanterie hindurch; ein bei der Liebe und ihren Gegenständen ganz gehässiges Element.

Der Verfasser der schon erwähnten «Mémoires d'un voyageur qui se repose» spricht von dem fernern Verlauf des Geschicks Alfieri's und der Gemahlin Carl Eduards. „Es war" so sagt er, „zwischen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erstere das Haus ihres Gemahls verlassen sollte: die Zustimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Madame Orlandini, die aus der Familie des Marquis von Ormonde stammte, und deren Anbeter, ein irländischer Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit bestand darin, ein Mittel

zu ersinnen, um die Wachsamkeit des Grafen zu täuschen, der sie nie allein ließ und sie förmlich einsperrte, wenn er genöthigt war ohne sie auszugehen. Beim Spazierengehen, bei der Messe, überall wohin sie sich begeben wollte, begleitete er sie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Madame Orlandini zum Frühstück bei der Gräfin: nach dem Frühstück machte sie den Vorschlag nach dem Kloster der Bianchetti zu gehen, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künstlerinnen galten, anzusehen. Die Gräfin nimmt den Vorschlag an, wenn ihr Gemahl seine Zustimmung nicht versage; der Graf willigt ein und die Gesellschaft begibt sich auf den Weg. Man erreicht das Kloster, wo, wie durch Zufall, Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin steigt mit Madame Orlandini aus, und vorausgehend sind sie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen rasch die Thüre und verschließt sie wieder, ehe der Graf sie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, sagt zu Letzterm, den er athemlos anlangen sieht: Herr Graf, diese Nonnen sind ein Muster von Unhöflichkeit, sie haben mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen und mich nicht mit den Damen einlassen wollen. Ich werde sie schon zum Oeffnen nöthigen, entgegnet der Graf und pochte lange, ehe Jemand erschien. Endlich kam die Aebtissin ans Gitter und

erklärte ihm, seine Gemahlin habe dieses Haus als Asyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albani, überrascht und wüthend, war genöthigt nach Hause zu gehen und seinen Groll zu verbeißen. Unterdessen schrieb die Gräfin, welche keine Lust hatte ihr Leben in einem Kloster zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn dergestalt in ihr Interesse zu ziehen, daß Se. Eminenz ihr vorschlug zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papst (Pius VI.) veranlaßte, ihr seinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man, der Graf von Albani werde seine Gemahlin unterwegs aufhalten lassen, wenn er von dem Plane höre; deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutschersitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es schwer gewesen, die Gräfin zu entführen. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichste und ehrenvollste Weise von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Pension anwies und in seinem Hause ein ihrem Range entsprechendes Etablissement bereitete. Sie schrieb an die Königin von Frankreich um ein Jahrgehalt anzusprechen, welches man ihrem Gemahl bei seiner Verheirathung angeboten, und erhielt

sechzigtausend Livres jährlich. Der Papst gab ihr fünfundzwanzigtausend, so daß sie in gewissermaßen glänzenden Verhältnissen sich befand. Ihr Glück zu vollenden kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einst dessen Bruder, so hatte er Gelegenheit die Gräfin zu besuchen, so oft er wollte, ungeachtet der Vorstellungen des Grafen Albani, welcher oft dem Cardinal schrieb, um gegen das, was er einen Mißbrauch nannte, zu reclamiren."

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri selbst über dies auffallende Ereigniß sagt: „Es sei mir genug zu sagen, daß ich meine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und stets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß auch im allergeringsten ihre Ehre gekränkt, noch auf die entfernteste Weise der Anstand überhaupt verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die besonderen Umstände der höchst drückenden Gefangenschaft, in welcher sie langsam hinstarb, gewußt und in der Nähe gesehen hat, wird der Meinung sein, daß es nicht leicht war, sich gehörig zu benehmen und die Sache, wie es geschah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerst ging sie in ein Kloster in Florenz. Ihr Gemahl selbst führte sie dahin, unter dem Schein den Ort zu sehen, und mußte sie dann, zu seiner nicht geringen Befremdung, auf den Befehl und die Veranstaltungen des damaligen Macht-

habers in Florenz daselbst zurücklassen. Nach einigen Tagen wurde sie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derselbe wohnte, und hier zog sie sich in ein anderes Kloster zurück. Die Ursachen dieses Bruchs zwischen ihr und ihrem Gemahl waren so vielfach und so offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde.“

„Nachdem sie gegen Ende Decembers nach Rom abgereist war, blieb ich wie eine verlassene Waise in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innersten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne sie nur ein halber Mensch sei, denn ich fand mich zu jeder Geistesthätigkeit und jedem Werke der Kunst schlechterdings unfähig und war weder um den so glühend gewünschten Ruhm, noch um mich selber im geringsten bekümmert. Ich hatte also in dieser Sache so eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und meinem Verderben; denn nie konnte mich ein größeres Unglück treffen, als sie gar nicht zu sehen. Schicklicherweise durfte ich ihr nicht sobald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich länger in Florenz zu leben. (1781.) Ich blieb noch den ganzen Januar da, und diese Wochen schienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lectüre, noch sonst etwas fortsetzen; ich ergriff daher den Ausweg nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie Jeder leicht sieht, ausdrücklich Neapel, weil der Weg

dahin über Rom führt. — Ich kam an, ich sah sie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke, ich sah sie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder gemißhandelt wie in Florenz, aber ich sah sie, aus anderen Gründen, nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wissen auf wie lange wir es sein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß sie wenigstens nach und nach ihre Gesundheit wieder erlangen könne, und als ich bedachte, daß sie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinschlummern, nicht stets zittern vor dem unzertrennlichen zornigen Schatten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß sie leben dürfe; schienen mir alsbald die schrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grausam und minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in diesen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunstbewerbungen und Kunstgriffen, die ich nicht um die Herrschaft der Welt ins Werk gesetzt haben würde; Gunstbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhms erschien, und, wiewol ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen möchte, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnen wollte, die ihn bewachen, oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich

damals Visiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing, mit der wir uns Beide schmeichelten. Ich will mich nicht eben über die Personen dieser beiden Brüder verbreiten, denn sie waren damals allgemein bekannt; und wenngleich wahrscheinlich die Zeit sie in gänzliche Vergessenheit begraben haben mag, so erwarte man nicht von mir, daß ich sie daraus hervorziehe, denn loben kann ich sie nicht und tadeln will ich sie nicht. Der Umstand indessen, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten. — — Die Angelegenheiten meiner Dame wurden indeß etwas leichter: gegen Ende des März hatte sie vom Papst die Erlaubniß erhalten, das Kloster zu verlassen, und, gleichsam stillschweigend von ihrem Manne getrennt, sich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, die ihr Schwager ihr in seinem Pallaste in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen und fühlte doch vollkommen wohl, daß es für jetzt nicht anging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwischen Liebe und Pflicht erfährt, sind die fürchterlichsten und tödtendsten Gefühle, die ein Mensch jemals bestehen kann. Ich zögerte den ganzen April und auch den ganzen Mai hatte ich mir vorgenommen so hinzuschleppen, aber gegen den zwölften desselben war

ich, gleichsam ohne es zu wissen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den schon begonnenen Lauf höfischer Bewerbungen und Gewandtheiten fortsetzte und vollendete, um nur dieselbe Stadt bewohnen und die theure Geliebte daselbst sehen zu können. So war ich denn nach so vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anstrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Visiten abstattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmessenden Menschen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachsuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in Rom, geduldet von jenen Gewaltigen und selbst von den Geistlichen begünstigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder sich einmischten. Aber gut für sie war es, daß sie von ihrem Schwager und seinem elenden Anhange nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subsistenz abhing, die sie im Ueberfluß und auf eine sehr ehrenvolle und vor der Hand sichere Weise wo andersher hatte."

Bei diesen betrübenden Vorfällen ist allerdings Einiges noch besonders herauszustellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Besitz seiner Gattin gleichsam, oder vielmehr nicht gleichsam, sondern ganz offenbar

betrogen wurde, hat etwas das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu setzen. Der Besuch im Kloster, dann die Entführungsreise nach Rom und dabei alle jene Anstalten, die von einer Perfidie und Geschicklichkeit zeugen, die einem italienischen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günstiges Licht auf die Verbündeten und lassen Carl Eduard, der sonst unbedingt die öffentliche Stimme gegen sich hat, verzeihlich erscheinen, wenn er sich gegen Verrath und niedre Treulosigkeit beklagt; denn er hatte Alfieri gastfreundlich und vertrauend in sein Haus aufgenommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfasser der „römischen Briefe" nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe sich der unehrerbietigsten Ausdrücke und des lautesten Tadels gegen den Mann seiner Dame bedient; die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maaß und Schonung über ihn spricht: „Da ich ihn nicht loben kann und nicht tadeln mag, so will ich über ihn schweigen," sagt er, und diese Aeußerung ist milde und rücksichtsvoll, wie man sie in solchen Verhältnissen nur immer verlangen mag.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es scheint, auf eine freie und ungezwungene Weise. Die Gräfin lebte im Pallaste des Cardinals, Alfieri, der die

Villa Strozzi zu seinem Wohnorte gewählt hatte, besuchte sie täglich, und in einem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich seine Antigone. Später brachen jedoch Klatschereien aller Art aus und Alfieri mußte Rom verlassen. Auch die Gräfin schied 1784 aus dieser Stadt und erst nach sechzehnmonatlicher Trennung sahen sich beide in Colmar im Elsaß wieder.

Mittlerweile war der Graf von Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder genesen; allein seine völlig zu Grunde gerichtete Gesundheit ließ keine sehr lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahr 1785 begab er sich zu seinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die er Gräfin Albani nannte und die die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw war*). Sein Tod fällt ins Jahr 1788; er wurde 68 Jahr alt und starb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht; eine pomphafte Inschrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn bin-

*) Neuerdings ist in England eine Schrift publicirt worden, die sich «Tales of the Century» betitelt und in der von zwei angeblichen Abkömmlingen, Enkeln Carl Eduards, die Rede ist, welche auf den Thron Englands ihre Rechte geltend machen. Diese Mittheilungen tragen das Gepräge der Abenteuerlichkeit.

Digitized by Google

bettete, diesen Unglücklichen, dessen Unglück nicht einmal mehr Interesse einzuflößen im Stande war, so weit weg war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von ihm und seinem Geschlecht abgelenkt.

Unsere schöne Gräfin, denn schön war sie jetzt noch immer und blieb es auch — wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben schenken wollen, bis in ihr spätestes Alter, war nun frei und konnte nun ihrer Neigung folgen. Diese trieb sie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grausamen Prüfung auszusetzen, seine Tage in Einsamkeit und getrennt von ihr hinbringen zu müssen. Im Jahr 1787, also schon vor dem Ableben des Grafen, befand sie sich in Paris, Alfieri begab sich ebenfalls dahin, obgleich ihm die Stadt, wegen des Hasses, den er auf die Franzosen und ihre Zustände geworfen, höchst zuwider war. Nach dem Tode des Grafen lebten beide, fürder nicht mehr getrennt, in einem Hause, und Jedermann sah die Ehe zwischen beiden für geschlossen an, obgleich öffentlich hierüber keine Bekanntmachung ins Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls auf die Gräfin sagt Alfieri: „Wiewol dieser Tod wegen der wiederholten Zufälle, die seit mehren Monaten ihn betroffen hatten, schon seit geraumer Zeit vorherzusehen war, und wiewol die Wittwe dadurch völlig unabhängig

wurde und sie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte; so war ich bei dem allen zu meinem Erstaunen Augenzeuge, daß sie darüber von einem gewiß nicht verstellten noch vergrößerten Schmerze tief durchdrungen ward; denn keine Verstellung kam je in dieses reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverlässig hätte ihr Gemahl, ungeachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beste Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er sie nicht unaufhörlich durch sein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieses Zeugniß der reinen Wahrheit schuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris machten die Gräfin und Alfieri Pläne die Stadt zu verlassen; sie schwankten jedoch so lange, wohin sie sich wenden sollten; daß der ausbrechende Sturm sie noch immer am Platze fand und sie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr bewerkstelligen konnten. Die Beschreibung dieser eiligen Abreise ist mit so lebendigen Farben gemalt, daß wir uns nicht versagen mögen, hier einen kleinen Auszug einzuschalten; sie lautet: „Am Sonnabend den 18. nach Mittag reisten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welches für uns der nächste Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denys nach Calais zu gehen, wohin wir uns

aufmachten, um auf das schnellste aus diesem unseligen Lande zu kommen, als wir daselbst drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden mit einem Officier, der, nachdem er unsere Pässe gesehen, sich entschloß, uns das Gitter dieses ungeheuren Gefängnisses zu öffnen und uns unseres Weges ziehen zu lassen. Aber neben der Barriere war eine Kneipe, aus welcher sich auf einmal ein dreißig vielleicht von jenen Henkern des Pöbels hervorstürzten, nackt, betrunken und rasend. Diese, sobald sie zwei Kutschen sahen, beschwert mit Koffern und Mantelsäcken, und ein Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Domestiken, erhoben ein Geschrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und sie im Elende und Weh zurücklassen wollten. Darauf begann ein Zank zwischen den wenigen und armseligen Garden und jenen vielen und schändlichen Bösewichtern, da jene uns hinauslassen, diese uns zurückhalten wollten. Ich sprang aus dem Wagen, mitten unter den Schwarm, alle sieben Pässe in der Hand, und zankte und schrie und tobte noch ärger als sie; ein Mittel, wodurch man immer mit den Franzosen fertig wird. Sie lasen Einer nach dem Andern die Beschreibungen unserer Personen und ließen sie sich vorlesen von denen, die lesen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in diesem Augenblick die ent-

setzliche Gefahr zu kennen, in der wir schwebten, oder in der Leidenschaft zu achten, wol dreimal meinen Paß in die Hand und schrie mit lauter Stimme: da seht! hört! Alfieri ist mein Name; ein Italiener, kein Franzose; groß, hager, blaß, rothes Haar! bin ich das? seht mich an! der Paß ist mein; wir haben ihn auf gesetzmäßige Weise von Demjenigen erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus und bei Gott! wir werden hinauskommen! — Länger als eine halbe Stunde dauerte dieser Auftritt auf der Gasse, ich zeigte gute Fassung und das rettete uns. Es hatten sich indessen mehr Menschen um die beiden Kutschen versammelt und Viele schrieen: wir wollen die Wagen verbrennen! Andere: wir wollen sie mit Steinen werfen; Andere: sie fliehen; es sind Adlige und Reiche, wir wollen sie zurückführen aufs Stadthaus, damit Gericht über sie gehalten werde. — Doch kurz, die schwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch etwas für uns sagten, und mein wildes Toben, mein Schreien mit einer wahren Ausruferstimme, mein Zeigen der Reisepässe, und mehr als Alles, die halbe Stunde Zeit und darüber, in welcher die Affentieger des Zankens müde geworden waren, erschlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wachen gaben mir einen Wink in den Wagen zu steigen, in welchem ich meine Dame gelassen hatte, man kann denken

in welchem Zustande; ich stieg daher ein, die Postilione setzten sich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünschungen dieses Gesindels. Nachdem wir dieser Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wol vierzigmal unsere Pässe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die ersten Fremden gewesen waren, die nach der Katastrophe des zehnten August aus Paris und aus dem Lande gingen. Auch sagte man uns, daß am 20. August, den ich glücklicher Weise um zwei Tage anticipirt hatte, dieselbe Section, die uns die Pässe gegeben hatte (welche Dummheit und Narrheit!), in Pleno gekommen sei, um die Dame zu verhaften und ins Gefängniß zu führen. Es begreift sich, weil sie adlig, reich und untadelhaft war. Mir, der ich immer weniger gegolten als sie, erwies man damals diese Ehre nicht. Da sie uns nicht fanden, hatten sie unsere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unsere Einkünfte sequestrirt und uns Beide für Emigranten erklärt." —

Die Fliehenden begaben sich zuerst nach Brüssel, von dort im Herbste durch das südliche Deutschland über die Alpen nach Toscana. Am Lungarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuser der Familie Gian-

figliazzi, das eine schöne Aussicht nach den Boskets des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezzas und Cararas gewährt. Hier wohnten er und die Wittwe Carl Eduards bis an ihr Lebensende. Als die Franzosen in Florenz erschienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieser ihm so verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog seine Freundin, mit ihm zugleich eine Villa zu beziehen; sie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluste an ihrem Vermögen gelitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abstoßender und verschlossener gegen die Gesellschaft stimmte, sahen sie wenig Leute bei sich und lebten in einer Einsamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin an der Seite ihres Gemahls damals geschmachtet hatte. Hier war jedoch die treueste Freundschaft, die zärtlichste und bis ans Ende unveränderte Liebe die versüßende Zugabe dieser Einsamkeit. Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernstlich, am 14. Mai 1803 beendete er seine Selbstbiographie und am 8. October desselben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, stets besorgt, sein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anspruch, um die Stätte, wo die irdische Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Ge-

25*

schlechtern durch den Pomp und den Glanz der künstlerischen Schöpfung eines gefeierten Meißels bezeichnen zu lassen. Seltsamer Weise hatte beim Ableben Carl Eduards ebenfalls Canova einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für diesen zu fertigen. In der Kirche Sta. Croce, zwischen den Gräbern Michel Angelo's und Machiavelli's erhielt der Dichter seine Stätte. Er hatte schon etwa zehn Jahr vor seinem Tode, bei Anlaß einer sehr heftigen und dauernden Krankheit sich selbst eine Grabschrift und auch eine für seine Dame gesetzt, diese selbstgewählte Schrift nahm man jetzt nicht, statt ihrer die von der Gräfin angegebenen Worte:

Victorio Alfierio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa.

Wie schon bemerkt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri; beide Bildnisse sind in der Galerie der Ufficien, im Saale, der der französischen Schule eingeräumt ist, aufgestellt. Wir entsinnen uns eines andern Bildes der jungen Prinzessin Stolberg, das wir im Schloß zu Werningerode gesehen haben, das jedoch jetzt nicht mehr daselbst befindlich ist, und demzufolge sie von einer seltenen Schönheit und Anmuth, besonders in dieser ihrer ersten Jugendblüthe, gewesen sein muß. Aus dem Charakterbilde,

das wir eben entworfen haben, zeigt sich jedoch, daß die Schönheit ihrer Seele die des Körpers noch überwogen hat. Eine seltene Frau war sie jedenfalls und vollkommen des Ruhms würdig, dessen sie bei ihren Zeitgenossen genoß und den willig ihr die Nachwelt spendet.

Sie lebte, da der Genosse ihrer schönsten Jahre von ihr genommen worden war, in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang sie zu sehen — die Frau eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters — war groß, doch nur Wenigen öffneten sich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverschämt und zudringlich wie immer, stets in brüsker Ungenirtheit in jedes Asyl ihre klatschhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die die einsame Frau in ihrem stillen Schmerz um einen geliebten Todten um sich gezogen, und die vagabondirende gelehrte Dame hatte die Grausamkeit, ein frivoles Witzwort in diesen Räumen, in denen der Athem trüber und großer Geschicke geweht hatte, ertönen zu lassen. Sie nannte die Gräfin: Grande reine; und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade statt findenden Tod Georg III. Man konnte nicht boshafter auf die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die der Familie Stolberg anspielen, wenn diese je solche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani starb zu Florenz in einem Alter

von 72 Jahren, am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauses, jener obengenannte Künstler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle von Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs sind darauf angebracht. Die Inschrift ist dieselbe, die Alfieri entworfen, nur hat man die Zeile weggelassen, die von seiner Liebe Zeugniß gibt, sie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissimâ
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX.
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
monumentum.

Die von Alfieri componirte Inschrift lautete:

Hic sita est
Aloysia E. Stolbergis
Albaniae Comitissa
Incomparabili animi Candore
Praeclarissima
A. Victorio Alferio
Juxta. quem. Sarcophago. Uno
Tumulata est
Annorum — Spatio

Ultra. Res. Omnes. Dilecta
Et. Quasi. Mortale. Numen. Ab
Ipso. Constanter. Habita. Et — Ob
Servata
Vixit. Annos — Menses — Dies —
In — Hannoniae. Montibus. Nata
Obiit — Die — Mensis —
Anno. Domini. MDCCC —

Wenn der Dichter hätte ahnen können, daß man gerade das aus der Grabschrift hinwegließ, was als Aeußerung dessen diente, worauf er den ganzen Werth, wenigstens den schönsten Inhalt seines Lebens setzte, er hätte bitter sich beklagt über den Mangel an Achtung, dem man seinem letzten Willen gezollt; aber Herr Fabre ließ die Inschrift eingraviren, und Herr Fabre war selbst in die Gräfin verliebt, er hatte sich sogar um ihre Hand beworben, und das Gerücht hatte sich verbreitet, als habe sie ihm ihre Zusage gegeben; es war also ganz im Sinne des Ueberlebenden, diese kleine Kritik, die zugleich eine Rache war, an diesem Theile der Werke des Dichters zu üben. So gefährlich ist es, einem unglücklichen Liebhaber es zu überlassen, die Inschrift auf dem Grabe seines glücklichen Rivalen zu setzen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

89097247613

B89097247613A

Date Due

JA 12 '68			
NO 1 0 '79			

Demco 38-297

b89097247613a

Digitized by Google